Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
LYRASIS members and Sloan Foundation

http://archive.org/details/biographiendespl04plut

4

Suppl. Engl. L. I.

2
4

Zitterer del: L: Maillard Sculp:

Cajus Fabricius Sagte lächlend zum Pyrrhus: Der Elephant rührt mich heüte So wenig, als gestern das Gold.

Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen

Von

Gottlob Benedict von Schirach

Vierter Theil

Pyrrhus.

Wien und Prag
bey Franz Haas 1796.

Dem

Königl. Däniſchen

Herrn Conferenzrath

und

Kammerherrn

von Suhm

in Koppenhagen.

Mit der vollkommenſten Zuverſicht widme ich Ihnen dieſen vierten Theil der von mir überſetzten Biographien des Plutarchs. Sie ſind längſt mit Ihrem alten griechiſchen Bruder zu bekannt, als daß Sie ungern in Geſellſchaft mit ihm im Publicum erſcheinen ſollten. Ihre hiſtoriſchen Schriften ſind ſo unſterblich als die ſeinigen. Er klärte wie Sie, die Geſchichte der ältern Zeiten auf, er unterſuchte, wie Sie, die Denkwürdigkeiten ſeiner und der römiſchen Nation, aber er würde von Ihnen genauere Kritik gelernt haben, wenn er Sie hätte leſen können.

Alsdenn würde er uns von den Cimbrern, deren Krieg und Beſiegung er im Leben des Marius, in dieſem Theile, erzehlt, zuverläßigere und genauere Nachricht ertheilt haben, als

er gethan hat, und die neuern Geſchichtſchreiber würden nicht über dieſe älteſten Bewohner Ihres Vaterlandes in ſolcher Ungewißheit ſich befinden, und ſo viele verſchiedene Nachforſchungen vergeblich angeſtellt, und ſo manche unbefriedigende Meynungen vorgebracht haben.

Aus dem, was Plutarch im Leben des Marius anführt *), erhellt, daß die Römer ſelbſt zu der Zeit, als ſie mit den Cimbrern Krieg führten, nicht wußten, was es für Nationen waren, und nur aus der Größe ihrer Körper und ihren himmelblauen Augen muthmaßten, daß es germaniſche Völkerſchaften wären. Daß es ihnen nicht ſchwer geweſen wäre, von dieſen Völkerſchaften nähere Erkundigung einzuziehn, als es uns jetzt möglich iſt, ſieht man leicht ein. Gleichwohl wiſſen wir mehr von den Cimbrern, als ſelbſt die gleichzeitigen Römer von ihnen wußten. Die Griechen und Römer bekümmerten ſich um die auswärtige Geographie und Geſchichte nicht viel beſſer, als die wilden Eſquimaux in Nordamerika. Sie theilten die Welt in Griechen oder Römer und Barbaren, wie dieſe in Immit und Kablunat ein. Wenn ihnen eine genauere Abtheilung nothwendig war, ſo mußten die allgemeinen Namen der Aethiopier gegen Süden, der Indier

*) S. 82. in dieſem Theile d. Ueberſ.

gegen Morgen, der Scythen oder Hyperboreer gegen Mitternacht, und der Celten gegen Abend, aushelfen. Man nahm auch zu den Namen der Celtoſcythen ſeine Zuflucht, wenn die andern Benennungen nicht zureichen wollten. Dieſe Unwiſſenheit, die aus Verachtung fremder uncultivirter Nationen entſprang, machte es den Geſchichtſchreibern der Folgezeit unmöglich, zu einer ſichern Kenntniß zu gelangen, und da ſie ſelbſt die ausländiſche Geſchichte für keinen würdigen Gegenſtand einer genauern Forſchungsbegierde hielten, ſo konnten ihre Nachrichten nicht anders als mangelhaft, ungewiß, unzureichend ſeyn.

Ein gelehrter Mann hat vor einigen Jahren alle Nachrichten, die man auf Denkmälern und bey den alten griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreibern von dem cimbriſchen Kriege findet, mit ungemeinem Fleiße, und kritiſcher Ordnung geſammelt, und aus den Stellen der Autoren ſelbſt eine Geſchichte dieſes Krieges zuſammen geſetzt *). Und eben daraus erſieht man die Widerſprüche und Ungewißheit der Geſchichtſchreiber ſo ſehr, daß alle Bemühungen, zu ſichern richtigen Nachrichten zu gelangen, vergeblich ſeyn würden. Nur einzelne Beobachtungen laſſen ſich machen.

*) Bellum Cimbricum, deſcripſit Joannes Müller, Græc. Litt. Scaphuſii Profeſſor. Turici 1772.

Tacitus, der zweyhundert Jahre nach dem cimbriſchen Kriege lebte, wußte ſo wenig, als die Römer ſeiner Zeit überhaupt, etwas weder von der cimbriſchen noch von dem weſtlichen und nördlichen Theile der ſcandinaviſchen Halbinſel, und Strabo, der hundert Jahre früher lebte, bekennt, daß man zu ſeiner Zeit ſchlechterdings nichts von den Ländern an der Nordſeite der Elbe wußte, welches leztere auch von Tacitus Zeiten gilt *).

Die Züge der Cimbrer aus Jütland und Schleswig geſchahen, wie auch Plutarch im Leben des Marius erzehlt, welcher die beſten Nachrichten von ihnen überhaupt liefert, allmählig, und in einer langen Folgezeit, ſo, daß ſie ungeheure Striche Länder durchwanderten, und auf dieſen Zügen andre Nationen mit ſich nahmen. Dieſe verbundenen mehreren Nationen führten die allgemeinen Namen der Cimbrer und Teutonen, ſo wie die Menge barbariſcher Nationen, mit denen Marcus Aurelius Krieg führte, Marcomannen hießen, obgleich viele Völkerſchaften beyſammen waren; Nam omnis barbaria movit bellum, ſagt Eutropius **), und nennt Quaden, Vandalen,

*) S. H. Schönings alte nordiſche Geographie nach dem Tacitus in H. Schlözers allgemeiner nordiſcher Geſchichte S. 146.

**) Libr. VIII. cap. 6.

Sarmaten, und Sveven, als Mitgenoſſen des Kriegs. Außer den Teutonen und Ambronen waren auch Helvetier bey den Cimbrern, die mit den Römern Krieg führten *). Da ſie jährlich im Frühlinge neue Expeditionen unternahmen, und immer weiter fortrückten, ein Theil bis nach Aſien hinſtreifte, ein Theil bis nach Spanien drang, in dieſen großen Zügen oft eine Menge zurückließen, wenn ſie einen fernern neuen Zug antraten **), davon beſondere Völkerſchaften und Namen entſtanden, und ſie daher Celten oder Gallier ***), in der Vermiſchung mit den Griechen Gallogräci, und bey verſchiedenen griechiſchen Schriftſtellern Cimmerier hießen ****), ſo war es ſchon den ſpätern Geſchichtſchreibern der Griechen und Römer, und alſo auch dem Plutarch ſehr ſchwer, zuverläßige ſichere Geſchichte von ihnen zu geben.

Da überhaupt bey den Wanderungen und Zügen der alten nordiſchen Völker niemals die ganze Nation auszog, ſondern immer ein Theil zurückblieb, und die Cimbrer bemerktermaſſen

*) Mülleri Bell. Cimbr. pag. 14 & 23.

**) Von einer ſolchen Niederlaſſung am Rheine S. J. Caeſar. Comment. de B. G. L. 2. c. 29.

***) Salluſt. Jugurth. cap. 114.

****) Mülleri Bell. Cimbr. p. 8. Einige Schriftſteller nennen ſie ſchlechthin Germanier. Mehr Widerſprüche der Autoren S. eod. libr. laud. pag. 10.

jedes Frühjahr neue Züge unternahmen, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß auch von denen in verſchiedenen Diſtrikten zurückgebliebenen Haufen von Cimbrern, welche von den Griechen und Römern Celten genannt wurden, und ihren Namen durch ihre Waffen verbreiteten, Anlaß gegeben worden, daß der Name der Celten und des Landes davon ſo ſehr weitläuftig gebraucht, und ein ſo ungeheurer Strich Landes dadurch bezeichnet wurde; wodurch Pelloutier bewogen wurde, den Wahn, daß alle Europäer Celten wären, mit Verſchwendung ſo vieler Gelehrſamkeit ſo weitläuftig zu behaupten. Meine Muthmaßung wird durch die bekannten weiten Züge der Cimbrer oder Celten, die auch Plutarch im Leben des Marius erwähnt, und durch verſchiedene Stellen der alten Autoren beſtätigt.

Julius Cäſar giebt drey verſchiedene Völker in Gallien an: Belgen, Aquitanier, und Gallier *). Herr Schlözer zeigt, daß die Belgen des Cäſars die Kymren ſind **), und hält ſie für die Urbewohner des weſtlichen Ufers des Rheins; ob ſie Geſchlechtsverwandte der Cimbrer des Marius ſind, will er nicht entſcheiden. Ich geſtehe, daß ich dieſe Kymren am Rhein für

*) de Bell. Gall. L. I. c. 1.
**) Allgem. Nordiſche Geſchichte S. 343.

einen Theil derjenigen Cimbriſchen Nation halte, die Marius ſchlug. Aus dem Tacitus *) iſt klar, daß ſie einen Zug über den Rhein nach Gallien vornahmen, und aus dem Julius Cäſar **), daß eine Völkerſchaft daſelbſt von den Cimbrern und Teutonen abſtammte, welche ihr Gepäcke an den Ufern des Rheins, ihren Troß, und 600 Mann zur Vertheidigung da ließen. Auf ähnliche Art haben ſich muthmaßlich die Cimbrer oder Kymren an mehrern Orten niedergelaſſen. Wem kommt es beſſer zu, als Ihnen, über dieſe Muthmaßung zu entſcheiden?

Indem die Wanderungsbegierde, die häufigen Ueberſchwemmungen, die beſſern Länder, die man antraf, und der kriegriſche Geiſt der Eroberungsſucht, immerfort die Einwohner der Cimbriſchen Halbinſel aus ihrem Lande herauszogen, und dieſes Land endlich ſeiner Bewohner gänzlich beraubt wurde, ſo ließen ſich dieſe Kymren oder Cimbrer an andern Orten nieder. Denn wer will glauben, daß ſie völlig vertilgt wurden, und nirgends eine Niederlaſſung behaupteten? Es zogen mehrere Schaaren den Ausgewanderten nach, und ſo zerſtreute und vertheilte ſich dieſe Nation, und bekam andre

*) de Morib. German. cap. 37.
**) Comment. de B. G. R. 2. cap. 29.

Beſitzungen, von denen wir freylich, wegen der ſpätern, die andre Völkerſchaften verſchlingenden, großen Völkerwanderung, keine hinlängliche Nachricht haben.

Noch iſt, der gemeinen Meynung nach, eine kleine Völkerſchaft von den alten Cimbrern, und zwar von denjenigen, die unter dem Könige Bojorix nach Italien zogen, und gegen den Marius fochten, übrig. Dieß ſind die 13 und 7 Commünen der Veroneſiſchen und Vicentiniſchen Cimbrer, von welchen ein Veroneſiſcher Geiſtlicher, Marco Pezzo, eine Abhandlung geſchrieben, die Herr Büſching in einer teutſchen Ueberſetzung mitgetheilt hat *). Herr Büſching hält dieſes Volk nicht für Cimbrer, ſondern für Teutſche, weil ihre Sprache mit unſerm jetzigen Teutſch viel übereinſtimmender als mit der Sprache der alten Cimbrer ſey. Herr Fulda hält dieſe ſogenannte Cimbrer ebenfals für Teutſche **), und in des Herrn Büſchings wöchentlichen Nachrichten ***) wird durch einige Stücke in ihrer Sprache dieſe Meynung beſtärkt.

Indeſſen bleiben immer noch einige Zwei=

*) Im Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie, VI. Th. S. 51. u. ff.

**) In H. Büſchings Magaz. Th. VIII. S. 499.

***) v. J. 1777. St. 39. u. 41. S. 319. u. ff. 329. u. ff.

ſel übrig. Es haben ſich in die Sprache der Vicentiniſchen und Veroneſiſchen Teutſchen, wie auch Herr Fulda bemerkt, eine Menge fremde Wörter, und eine ebenfalls große Menge offenbar neuer hochteutſcher Wörter eingeſchlichen, und dazu kommt, daß diejenigen, die uns davon Nachricht gegeben, und Wörter und ein paar Aufſätze geliefert, dieſe Sprache durch ihre italieniſche Schreibart noch mehr von ihrer weſentlichen Natur zurückgebracht haben. Ich zweifle, daß man aus den paar Proben die man von dieſer Sprache hat, einen ſichern Schluß auf die Urbeſchaffenheit dieſer Sprache machen kann. Daß ſie, ſo wie jetzt uns bekannt gemacht worden, nicht die alte cimbriſche Sprache iſt, ſiehet man wohl, wie viel aber davon die eigentliche Urſprache ſey, aus der man genetiſche Erklärung der Völkerſchaft folgern könnte, läßt ſich, bey der augenſcheinlichen Verderbung der Wörter durch die Schreibart, nicht genau beſtimmen.

Unter den Beweiſen die Pezzo anführt, daß dieſe italieniſchen Völkerſchaften cimbriſchen Urſprungs ſind, finden ſich freylich manche, die auf ſeichten Gründen beruhen. Aber alle zuſammen ſind nicht ſo leicht zu widerlegen. Die Tradition, die unter dieſen Veroneſern ſelbſt allgemein herrſcht, daß ſie cimbriſchen Urſprungs ſind, und der Mangel an hinläng-

lichen Beweiſen für die gegenſeitige Meynung, machen es immer zweifelhaft, oder doch ungewiß, ob dieſes Vicentiniſche und Veroneſiſche Völkchen teutſchen oder cimbriſchen Urſprungs ſey. Ich überlaße es andern, und beſonders Ihrem Urtheile, welche Meynung die größte und beſte Wahrſcheinlichkeit habe.

Der eben angeführte Pezzo glaubt *), Plutarch habe im Leben des Marius den Ort, wo die Schlacht zwiſchen den Cimbrern und Römern vorgefallen ſey, falſch angegeben **), oder es habe ſich eine falſche Leseart in den Text geſchlichen. Die Schlacht ſey nicht bey Vercelli, ſondern bey Verona vorgefallen. Die Gründe, die er vorbringt, verdienen Aufmerkſamkeit. Er beruft ſich auf die beſten Veroneſiſchen Geſchichtſchreiber, auf die Umſtände, die nicht wohl zulaſſen, daß Marius nach Vercelli gezogen und da geſchlagen habe, und auf das Zeugniß des Florus, welcher erzehle, der Sieg ſey in patentiſſimo, quem vocant Raudium, campo erfochten worden, welches heutiges Tages Raldone heißt, und wegen alter Grabmäler berühmt iſt, oder nach Panvinius Meynung ſey es Claudium; jezt Cavri, geweſen. Die andern vorgebrachten Gründe ſind ſchwächer.

*) H. Büſchings Mag. ang. Th. S. 57.
**) S. 105. dieſ. Th. d. Ueberſ.

Was die Stelle des Florus betrift, ſo iſt die Leſeart zweifelhaft, da anſtatt Raudium auch Kaudium oder Caudium geleſen wird. Aber Vellejus, welchen Pezzo nicht anführt, macht die Leſeart beym Florus, Raudium zuverläßiger. Er ſagt von dieſer Schlacht *): Quinto (conſolatu) citra Alpes in campis, quibus nomen erat Raudiis ipſe (Marius) Conſul & Proconſul Q. Lutatius Catulus fortunatiſſimo decertavere prœlis. Livius nennt den Ort, wo die Schlacht vorgefallen, gar nicht; und die Ebene bey Vercelli wird, außer dem Plutarch von keinem einzigen andern Geſchichtſchreiber genannt; daher es wahrſcheinlich wird, daß entweder Plutarch oder ſeine Abſchreiber ſich in Abſicht des Namens Vercelli geirrt, oder auch Plutarch einem ältern Geſchichtſchreiber, der die falſche Nachricht hatte, gefolgt iſt.

Daß nicht das ganze Volk der Teutonen und Cimbrer, nach den beyden Schlachten, die ſie gegen den Marius verloren, vertilgt worden, ſondern noch eine Anzahl davon geflüchtet ſey, iſt nicht allein an ſich ſelbſt ſchon wahrſcheinlich, ſondern erhellet auch aus den alten Geſchichtſchreibern. Der König Teutobod wurde auf der Flucht gefangen. Marius kam mit ſeinem Flügel nicht zum Schlagen,

*) Hiſt. Rom. Libr. II. cap. 12.

weil er den Feind, bey dem entſetzlichen Staube, verfehlte. Er nahm an dem Siege Antheil, den Catullus erfochten, und trug die meiſte Ehre davon. Die Zahl der gebliebenen Feinde wird von den Schriftſtellern ſehr verſchiedentlich angegeben. Livius giebt 140,000 an, Vellejus 100,000, Florus 160,000, Plutarch 120,000.

Man muß an die Gewohnheit der Römer, die Vortheile ihrer Siege, und deren Folgen oft bis ins unglaubliche zu übertreiben, ſich erinnern, wenn man lieſt, daß Marius die ganze Nation der Cimbrer vertilgt habe. Die Stellen des Valerius Maximus *) und des Seneca **) ſind Witz und nicht Geſchichtserzehlung. Sie beweiſen nichts. Richtiger ſagt Cicero, Marius habe die großen Heere der Cimbrer (die er Gallier nennt) zurückgeſchlagen ***).

Unter den abſichtlich übertriebenen Nach-

*) Diis immortalibus indignum ratis, ab uno eius nationis interfici Marium, quam totam deleverat. Libr. II. c. 10.

**) Quid Cimbrorum Teutonorumque tot millia ſuperfuſa Alpibus ita ſuſtulit, ut tantæ cladis notitiam ad ſuos non nuntius, ſed fama pertulerit, niſi quod erat illis ira pro virtute. De Ira Libr. I. cap. 11.

***) De provinc. conſul. c. 13. influentes in Italima Gallorum copias repreſſit.

richten der Römer von ihren Siegen iſt gewiß eine der vorzüglichſten diejenige, die Plutarch im Leben des Sylla, in dieſem Theile meiner Ueberſetzung anführt. Er meldet, Sylla ſelbſt erzehle in ſeinen Nachrichten, daß er in der großen Schlacht gegen die Feldherren des Mithridates bey Orchomen nicht mehr als zwölf Mann verloren habe. Die Feinde waren 120,000 Mann ſtark, und nur 10,000 von dieſer Menge kamen nach der Schlacht in Chalcis an. Der Verluſt der Feinde beſtand alſo in 110,000 Mann, und der Verluſt der Römer in 12 Mann. Man muß geſtehen, daß dieſe Schlacht nie in der Welt ihres gleichen gehabt, und daß Sylla mit ſeinen Römern ein Wunder that, zumal da es in dieſer Schlacht, wie Sylla ſelbſt erzehlt, ſehr hitzig zugieng.

Dergleichen unglaubliche Nachrichten waren auch bey andern Völkern nicht ungewöhnlich, ob gleich hierinnen die Römer alle andre übertrafen. Der Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren hat überhaupt ſo viele falſche Nachrichten in die alte Geſchichte gebracht, daß nur Männer wie Sie, mit immer glücklichem Erfolge, die alten Sagen und Nachrichten ſichten, und den Goldſtaub im Sande finden können.

Ich habe in der alten Nordiſchen Geſchichte zu viel von Ihnen gelernt, als daß ich mich über Ihren Ruhm und Ihr Verdienſt in den Fächern der Geſchichte ausbreiten dürfte. Der lehrende verlangt nicht das Lob desjenigen, den er belehrt hat. Aber die ſtärkſte und lebhafteſte Hochachtung, ſo wie man ſie den größten Männern, die die Geſchichte bearbeiteten, ſchuldig iſt, ſey Ihnen, Verehrungswürdiger, gewidmet.

Pyrrhus.

Der erſte König der Theſproter und Moloſſer ſoll Phaeton geweſen, und nach der groſſen Ueberſchwemmung mit dem Pelasgus nach Epirus gekommen ſeyn. Einige hingegen erzehlen, daß Deukalion und Pyrrha den Tempel zu Dodona erbaut, und ſich in Moloßis niedergelaſſen haben. In der Folge der Zeit führte Neoptolemus, der Sohn des Achilles, eine Colonie dahin, behauptete das Land, und hinterließ es ſeinen Nachkommen, welche Pyrrhiden genannt wurden, weil er ſelbſt als ein Kind war Pyrrhus genannt worden, und auch einem ſeiner rechtmäßigen Prinzen, den er mit der Lanaſſe, einer Tochter des Kleodes, Enkelin des Hyllus, gezeugt, dieſen Namen gegeben hatte. Von dieſer Zeit an wurde Achilles in Epirus göttlich verehrt, und hieß in der Sprache des Landes Aſpetus.

Die nachfolgenden Könige arteten in eine Barbarey aus, und die Geſchichte ihres Reichs und ihrer Thaten iſt voller Dunkelheit bis auf den Tarrhytas, der zuerſt ſeine Unterthanen durch Einführung der griechiſchen Sitten und Wiſſenſchaften und guter Geſetze polizirt und dadurch einen groſſen Ruhm ſich erworben haben ſoll. Tharrhytas zeugte den Alketas, Alketas den Arybas, Arybas mit der Troas den Aeakides. Dieſer vermählte ſich mit Phthia, einer Tochter des Theſſaliers Menon, der in dem lamiakiſchen Kriege ſich berühmt machte, und unter den Bundesgenoſſen nächſt dem Leoſthenes das höchſte Anſehen

Lachen und hernach Mitleiden. Einige Schriftſteller melden, Pyrrhus ſey nicht zum Glaukias, ſondern zum Altare der Hausgötter gekrochen, habe dieſen berührt, und ſich ſo aufgerichtet, wobey dem Glaukias etwas Göttliches zu ſeyn geſchienen habe. Daher er auch ſogleich den jungen Pyrrhus ſeiner Gemahlin übergab, und befahl, daß er mit ſeinen Prinzen erzogen werden ſollte. Als kurze Zeit darauf ſeine Feinde verlangten, daß er ausgeliefert würde, und Kaſſander auch zweyhundert Talente dafür bot, ſo beſchützte und erhielt ihn Glaukias, und wie er zwölf Jahr alt war, führte er ihn mit einem Heere wieder nach Epirus zurück, und ſetzte ihn in ſein väterliches Reich ein.

Pyrrhus hatte in ſeinen Geſichtszügen etwas königliches, das aber mehr ſchrecklich als erhaben war. Er hatte in dem obern Kinnbacken anſtatt der Reihe Zähne einen zuſammengewachſenen Knochen, an dem, wo ſonſt die Zähne von einander abſtehen, kleine eingekerbte Striche waren. Er ſtand in dem Rufe, daß er den Milzſüchtigen helfen könnte. Er pflegte bey dieſer Cur einen weißen Hahn zu opfern, die Kranken mußten ſich auf den Rücken legen, und er trat leiſe mit ſeinem rechten Fuße auf ihre Milz. Ein jeder, wenn er auch noch ſo arm oder gering war, erhielt von ihm, wenn er ihn bat, dieſe Heilung, und zur Belohnung nahm Pyrrhus nichts weiter als den weißen Hahn, den er geopfert hatte, und der ihm das angenehmſte Geſchenk dafür war. Man erzehlt auch, daß die große Zehe an ſeinem rechten Fuße eine übernatürliche Kraft gehabt habe, und man ſoll ſie ſogar, als nach ſeinem Tode ſein

Körper verbrannt wurde, ganz unverſehrt vom Feuer gefunden haben, wovon nachher noch gedacht werden wird. *)

Als Pyrrhus ſiebzehn Jahr alt war, und glaubte, daß ſeine Herrſchaft genug befeſtigt wäre, ſo verreiſete er, um der Hochzeitsfeyer eines von den Prinzen des Glaukias, mit denen er war erzogen worden, beyzuwohnen. Die Moloſſer empörten ſich in ſeiner Abweſenheit von neuen, verjagten ſeine Anhänger, plünderten ſeine Schätze, und übertrugen dem Neoptolemus die Regierung. Pyrrhus, der nun ſein Reich verloren hatte, und von allen verlaſſen war, begab ſich zum Demetrius, dem Sohne des Antigonus, dem Gemahl ſeiner Schweſter Deidamia, welche in ihrer Jugend dem Alexander, dem Sohne der Roxane verſprochen geweſen war, als dieſer aber umkam, in ihrem reifern Alter den Demetrius geheirathet hatte.

In der nachherigen großen Schlacht bey Ipſus, welche alle Könige der Reiche Alexanders einander lieferten, fochte Pyrrhus auf der Seite des Demetrius, ſchlug, wo er war, die Feinde weg, und erwarb ſich einen unter allen vorzüglichen Ruhm der Tapferkeit. Er verließ den geſchlagenen Demetrius nicht, ſondern erhielt die Städte in Griechenland, die ihm Demetrius anvertraut hatte, im Gehorſam. Als nachher Demetrius mit dem Ptolemäus Frieden ſchloß, gieng er nach Aegypten als Geißel.

Hier machte er ſich beym Könige Ptolemäus

*) Aber Plutarch hat vergeſſen, nachher daran zu gedenken. Siehe von dieſer Wunderzehe Plin. H. N. Libr. VII. cap. 2.

durch ſeine Tapferkeit und Stetigkeit bey Jagden und andern ritterlichen Uebungen beliebt; beſonders aber ſuchte er die Gunſt der Berenice zu erlangen, da er gewahr wurde, daß ſie unter allen Frauen des Ptolemäus im gröſten Anſehen ſtand, und ſie auch alle an Klugheit und andern weiblichen Vollkommenheiten übertraf. Da er die Fähigkeit beſaß, den Vornehmern, wenn es ſein Vortheil war, zu ſchmeicheln, ſo wie er die Geringen verachtete, und ſich übrigens in ſeiner Lebensart klug und beſcheiden betrug, ſo erhielt er vor vielen andern jungen Fürſten den Vorzug, daß er die Antigone zur Gemahlin bekam, die Tochter der Berenice, die ſie vor der Vermählung mit dem Ptolemäus mit Philippus erzeugt hatte.

Nach dieſer Vermählung kam er in noch gröſſeres Anſehen, und da er dazu die Unterſtützung ſeiner Gemahlin Antigone hatte, brachte er es dahin, daß er mit Geld und Truppen wieder nach Epirus in ſein väterliches Reich geſchickt wurde. Sehr viele, die den Neoptolemus wegen ſeiner ſtrengen und gewaltthätigen Regierung haßten, nahmen ihn bereitwillig auf. Weil er aber doch beſorgte, daß Neoptolemus ſeine Zuflucht zu einem andern Könige nehmen möchte, ſo errichtete er mit ihm einen freundſchaftlichen Vertrag über eine gemeinſchaftliche Regierung.

Allein in der Folge fanden ſich Leute, die dieſe beyden Könige gegen einander mißvergnügt machten, und wechſelſeitigen Verdacht erweckten. Die vornehmſte Urſache der Feindſchaft des Pyrrhus wider den Neoptolemus ſoll auf folgende Art entſtanden

ſeyn. Die Könige pflegten zu Paſſaron, einem Orte in Moloßis, dem Kriegsgotte (Zevs Arius) ein Opfer zu bringen, und dabey eidlich zu verſprechen, daß ſie geſetzmäßig regieren wollten, dagegen die Epiroten den Eid der Treue wiederholen mußten. Dieſes geſchah von beyden Königen in Perſon, welche mit ihren Freunden beyſammen waren, und viele wechſelſeitige Geſchenke einander machten. Gelon, ein treuer Anhänger des Neoptolemus, empfieng den Pyrrhus mit vieler Höflichkeit, und ſchenkte ihm zwey Züge Pflugochſen. Myrtillus, der Mundſchenke des Pyrrhus, bat ſich dieſe vom Pyrrhus aus, welcher ſie aber nicht ihm, ſondern einem andern ſchenkte, worüber Myrtillus ſich ſo unzufrieden bezeigte, daß es auch Gelon merkte. Gelon bat darauf den Myrtillus zum Eſſen, wobey er, wie einige erzehlen, ihn ſogar, weil er ſchön war, in der Trunkenheit zur Unzucht gebraucht haben ſoll, und trug ihn unter verſchiedenen Zuredungen an, die Parthey des Neoptolemus zu ergreifen, und den Pyrrhus mit Gift zu vergeben. Myrtillus nahm die Verſuchung mit einem verſtellten Beyfalle an, billigte ſie zum Schein, und entdeckte alles dem Pyrrhus. Dieſer befahl, daß er den oberſten Mundſchenken Alexikrates mit in den Anſchlag ziehen und dem Gelon dazu empfehlen ſollte, denn er wollte gern mehrere Zeugen dieſes Verbrechens haben.

Auf dieſe Art wurde Gelon und Neoptolemus ſelbſt hintergangen, welcher in der gewiſſen Zuverſicht, daß der Anſchlag ſeinen guten Fortgang habe, ſich für Freude nicht zu halten wußte, und ihn ſeinen Freunden entdeckte. Auch ſprach er, als er einſt=

mals bey ſeiner Schweſter zu Gaſte war, in der Unbeſonnenheit davon, und glaubte, daß es keine fremde Perſon hörte: es war auch ſonſt niemand zugegen als Phänarete, die Frau des Samo, des Aufſehers über die Heerden des Neoptolemus. Dieſe lag auf einem Ruhebette gegen die Wand zu, und ſchien zu ſchlafen; ſie hörte aber unbemerkter Weiſe alles, gieng am folgenden Tage zur Antigone, der Gemahlin des Pyrrhus, und entdeckte alles, was Neoptolemus zu ſeiner Schweſter geſagt hatte. Pyrrhus verhielt ſich bey dieſen erhaltenen Nachrichten ganz ſtille, bat aber bey einem Opfer den Neoptolemus zu Gaſte, und tödtete ihn. Er wußte, daß die vornehmſten Epiroten ihm ergeben waren, und ſie hatten ihn ſchon längſt ermahnt, ſich vom Neoptolemus zu befreyen, nicht mit einem kleinen Theile des Reichs ſich zu begnügen, ſeinem Genie zu folgen, und große Dinge zu unternehmen; und der dazu gekommene Anſchlag des Neoptolemus wurde ein neuer Bewegungsgrund ihm zuvorzukommen und umzubringen.

Seine dankbare Erkenntlichkeit gegen Berenice und Ptolomäus bezeigte er dadurch, daß er den von der Antigone ihm gebornen Sohn Ptolemäus nannte, und einer Stadt, die er auf der Halbinſel von Epirus erbaute, den Namen der Berenice gab.

Nachdem er allein König war, entwarf er viele große Abſichten, wobey er ſeine Hoffnung zuerſt auf das, was in der Nähe von ihm war, richtete, und er fand auch auf folgende Art Gelegenheit, ſich in die macedoniſchen Unruhen zu miſchen. Der älteſte von Kaſſanders Prinzen, Antipater, hatte ſei-

ne Mutter Theſſalonice umgebracht, und ſeinen Bruder Alexander verjagt. Dieſer ſuchte beym Demetrius und auch beym Pyrrhus Hülfe. Demetrius wurde durch anderweitige Angelegenheiten davon abgehalten. Pyrrhus kam zu Hülfe, aber verlangte zur Belohnung die Stadt Nymphäa, die Küſte von Macedonien, und die von Macedonien erworbenen Provinzen Ambracien, Akarnanien und Amphilochien. Da der junge Prinz ihm die Forderung zugeſtand, ſo beſetzte er dieſe Länder für ſich, das übrige, welches er dem Antipater entriſſen hatte, gab er dem Alexander.

Der König Lyſimachus, der dem Antipater gern beyſtehen wollte, aber durch andere Beſchäftigungen daran verhindert wurde, und der die große Ergebenheit des Pyrrhus gegen den Ptolemäus, den er nichts abzuſchlagen pflegte, kannte, ſchickte einen falſchen Brief an dem Pyrrhus unter dem Namen des Ptolemäus, welcher ihn erſuchte, gegen dreyhundert Talente, die ihm Antipater zahlen ſolite, vom Kriege abzuſtehen. Aber Pyrrhus wurde gleich bey Eröfnung des Briefes den Betrug des Lyſimachus gewahr. Denn anſtatt der gewöhnlichen Ueberſchrift: Der Vater entbeut ſeinem Sohne ſeinen Gruß: ſtand da: Der Kön'g Ptolemäus entbeut dem Könige Pyrrhus ſeinen Gruß. Er beſchwerte ſich anfänglich heftig über den Lyſimachus, gieng aber dennoch hernach einen Frieden ein, zu deſſen eidlicher Verſicherung eine Zuſammenkunft angeſtellt wurde. Weil aber der Opfer-Stier, da er nebſt dem Widder und Bocke zum Opfer geführt wurde, von freyen Stücken ſtarb, ſo widerrieth Theodotus, der Wahrſager

des Pyrrhus, obgleich die andern über den Vorfall nur lachten, demſelben den Frieden zu beſchwören, weil es eine Vorbedeutung ſey, daß einer von den dreyen Königen ſterben würde, daher auch Pyrrhus den Frieden nicht beſchwor.

Indeſſen hatte Alexander ſchon ſeine Herrſchaft völlig befeſtigt, als Demetrius ankam, und ihm offenbar unnöthiger Weiſe ſeinen Beyſtand aufdringen wollte, wodurch er in Beſorgniß gerieth. Sie waren wenige Tage beyſammen geweſen, als aus wechſelſeitigem Mißtrauen jeder dem andern nach dem Leben trachtete. Demetrius ergrif die Gelegenheit, kam dem Alexander zuvor, brachte ihn um, und ließ ſich zum Könige von Macedonien ausrufen.

Schon längſt hatte Demetrius gegen den Pyrrhus, auch wegen verſchiedener Streifereyen nach Theſſalien, Beſchwerden, und die den Fürſten natürliche Krankheit der Habſucht hatte ihre beyderſeitige Nachbarſchaft, beſonders nach dem Tode der Deidamia, zum Anlaſſe von Furcht und Mißtrauen gemacht. Jetzt beſaſſen Beyde Provinzen von Macedonien, ihre Abſichten giengen auf einerley Gegenſtände, und ihre Uneinigkeit bekam daher mehreren Anlaß zum Ausbruche. Demetrius ließ nach Ueberwindung der Aetolier den Pantauchus mit einem ſtarken Heere in Aetolien zurück, und zog ſelbſt gegen den Pyrrhus zu Felde: Pyrrhus gieng auf die erhaltene Nachricht davon ihm entgegen. Aber beyde verfehlten einander auf ihrem Marſche. Demetrius fiel in Epirus ein, und verwüſtete das Land. Pyrrhus traf auf dem Pantauchus, und lieferte ihm ein Treffen. Es war, beſonders in Abſicht der Feldherren, eine ſchreckliche

und groſze Schlacht. Denn Pantauchus, der ſowohl an Tapferkeit als körperlicher Stärke den Vorzug vor allen Generalen des Demetrius behauptete, und dabey viel Muth und Kühnheit hatte, foderte den Pyrrhus zu einem Zweykampfe heraus. Pyrrhus, der keinem Könige an Stärke nnd Ruhm etwas nachgab, und ſich den Ruhm des Achilles mehr durch Tapferkeit als durch die Abkunft von ihm eigen machen wollte, gieng durch die vorderſte Reihe der Fechtenden auf den Pantauchus los. Anfänglich fochten ſie mit ihren Lanzen, nachher griffen ſie zum Degen, und beyde führten ihn mit vieler Geſchicklichkeit und Stärke. Pyrrhus bekam eine Wunde, brachte aber ſeinem Geger zwey Wunden, eine in die Hüfte, die andere am Halſe bey, und legte ihn dadurch zu Boden, brachte ihn aber nicht um, weil der Verwundete von ſeinen Freunden weggeriſſen wurde. Die Epiroten aber wurden durch den Sieg ihres Königs, deſſen Tapferkeit ſie bewunderten, ſo muthig, daſz ſie mit Gewalt in die Phalanx der Macedonier einbrachen, ſie ſchlugen, und in der Verfolgung der Feinde eine groſze Menge tödteten, und fünftauſend Kriegsgefangene machten.

Dieſe Schlacht erfüllte die Macedonier nicht ſo ſehr mit Erbitterung und Haſz gegen den Pyrrhus wegen des erlittenen Verluſts, als vielmehr mit Hochſchätzung und Bewunderung ſeiner Tapferkeit, von der ſie bey dem Kampfe Augenzeugen geweſen waren, und die ſie nun rühmten. Sie glaubten, in Pyrrhus das äuſſerliche Anſehn, die Schnelligkeit und Thätigkeit des groſſen Alexanders wieder geſehn zu haben, und einen Schattenriſz und Aehn-

lichkeit jenes gewaltſamen und durchdringenden Ungeſtůms in den Gefechten. Die andern Kőnige ſchienen ihnen nur durch ihren Purpur, Leibwache, und Nicken mit dem Halſe, Pyrrhus allein durch die Macht ſeiner Waffen und Hånde den großen Alexander darzuſtellen.

Von der groſſen Kenntniß und den Einſichten des Pyrrhus in die Kriegskunſt und Taktik ſind diejenigen Schriften, welche er davon hinterlaſſen, die beſten Beweiſe. Man erzehlt auch, daß Antigonus, als er gefragt wurde, wer der grőßte General ſey? geantwortet habe: Pyrrhus, wenn er wird alt ſeyn. Antigonus redete nur von den Generalen ſeiner Zeit. Aber Annibal urtheilte in den nachherigen Zeiten, daß unter allen erfahrnen und geſchickten Feldherren ůberhaupt Pyrrhus der erſte, Scipio der zweyte, und er ſelbſt der dritte ſey, wie ich in dem Leben des Scipio bemerkt habe.

Es ſcheint, daß Pyrrhus einzig und allein dem Studium der Kriegswiſſenſchaft ſich ergeben, welche er fůr die wahre kőnigliche Wiſſenſchaft hielt, da er hingegen die andern als Poſſen verachtete. Er ſoll daher, als er einmal bey einem Gaſtmahle gefragt wurde, ob er den Python oder den Kaphiſias fůr einen grőßern Flőttenſpieler halte? geantwortet haben: Er hielte den General Polyſperchon fůr den grőßten, um anzuzeigen, daß es ſich fůr einen Kőnig ſchicke, nur dieſe Kriegskunſt allein zu verſtehen.

Gegen ſeine Bedienten und Freunde war er ſehr gnådig, und nicht zum Zorn geneigt, aber eifrig und bereit, erwieſene Dienſte zu vergelten. Des=

wegen beklagte er den Tod des Aeropus ungemein. „Er hat zwar nur, ſagte Pyrrhus, das gemeinſchaftliche Schickſal der Menſchen erlitten, aber ich bin über mich unzufrieden, daß ich durch meine Verzögerung ihm die mir erwieſenen Dienſte nicht habe vergelten können. Denn Schulden kann man auch den Erben der Gläubiger wiederbezahlen, aber ein rechtſchaffner und gerechter Mann iſt mißvergnügt, wenn er erzeigte Gefälligkeiten nicht demjenigen ſelbſt, von dem er ſie erhalten, wieder vergelten kann.“

Als ihm ſeine Freunde riethen, einen Menſchen in Ambracien, der von ihm allerley Läſterungen ausbreitete, aus dem Lande zu jagen, antwortete er: „Er mag dort bleiben, und uns da lieber unter wenigen, als wenn er in der Welt herum läuft, bey allen Menſchen verläumden.“

Als einige in der Trunkenheit auf ihn geläſtert hatten, und davon überführt wurden, ſo fragte er ſie, ob ſie das wirklich geſagt hätten? Einer von dieſen jungen Menſchen antwortete: „Ja König, und wir würden noch mehr geſagt haben, wenn wir noch mehr Wein gehabt hätten.“ Pyrrhus lachte, und ließ ſie ohne Strafe weggehn.

Nach dem Tode der Antigone nahm er viele Gemahlinnen, um dadurch ſeine Staatsangelegenheiten zu befördern, und ſeine Macht zu vermehren. Er heirathete die Tochter Avtoleons, des Königs von Päonien, die Bircenna, des Illyriſchen Königs Bardyllis Tochter, und die Lanaſſe, die Tochter des Agathokles zu Syrakus, welche ihm die Inſel Korcyra, die Agathokles eingenommen hatte,

zum Brautſchatze brachte. Antigone gebahr ihm den Ptolomäus, Lanaſſe den Alexander, Bircenna den Helenus, ſeinen jüngſten Sohn. Sie waren alle kriegriſche tapfre Prinzen, die von Kindheit an zum Kriegshandwerk auferzogen wurden. Man erzehlt, daß einer ſeiner Söhne, noch als ein Kind, ihn gefragt, welchem von ſeinen Söhnen er ſein Reich hinterlaſſen wollte? und Pyrrhus habe geantwortet: „Demjenigen, der von euch den ſchärfſten Degen haben wird.“ Dieſe Erklärung hat mit jener tragiſchen Verwünſchung viel ähnliches, daß ſich die Brüder mit ſcharfen Schwerdtern in die Erbſchaft theilen ſollen *). So ungeſellig und wild macht das Syſtem der Vergröſſerungsſucht.

Pyrrhus gieng nach dem gegen den Pantauchus erfochtenem Siege voll Freude über den erworbenen glänzenden Ruhm nach Epirus zurück. Die Epiroten gaben ihm den Zunamen Adler. — „Durch euch, ſagte er, bin ichs: denn wie ſollte ich nicht auf euren Waffen, wie auf Flügeln, mich in die Höhe ſchwingen?“

Bald hernach lief die Nachricht ein, daß Demetrius gefährlich krank wäre, worauf Pyrrhus ſogleich in Macedonien einbrach, um das Land zu plündern, und eine gute Beute zu machen. Er eroberte aber beynahe das ganze Königreich ohne Schwerdtſchlag, und drang, da ſich viele bey ihm einfanden, und Dienſte nahmen, bis nach Edeſſa, ohne Widerſtand zu finden. Dieſe Gefahr machte,

*) Eine Verwünſchung des Oedipus; der vom Plutarch angeführte Vers ſteht beym Euripides in Phoeniſſ. verſ. 67.

daß Demetrius ſich über ſeine Kräfte angrif, und da ſeine Freunde und Generale in kurzer Zeit eine Menge Volks zuſammen brachten, ſo rückte er mit Muth und Stärke auf den Pyrrhus los. Pyrrhus, der nur gekommen war, um Beute zu machen, erwartete ihn nicht, ſondern zog ſich zurück, wobey er durch die Anfälle der Macedonier unterwegens einen Theil ſeiner Truppen verlor.

Inzwiſchen war Demetrius doch, ob er gleich den Pyrrhus ſo leicht und ſchnell aus Macedonien vertrieben hatte, nicht ohne Beſorgniß. Er war in Willens, jetzt groſſe Unternehmungen zu wagen, er wollte mit einem Heere von hunderttauſend Mann und fünfhundert Schifen ſein väterliches Reich wieder erobern. Er hatte daher jetzt weder Zeit noch Luſt, den Krieg mit dem Pyrrhus fortzuſetzen, und ſeinen Macedoniern einen erzürnten und gefährlichen Nachbar zu hinterlaſſen, und ſchloß mit ihm einen Frieden, um auf die andern Könige ſeine Kriegsmacht zu wenden.

Allein ſowohl dieſer Friedensſchluß als die groſſen Zurüſtungen des Demetrius entdeckten den Königen ſeine Abſicht völlig, und ſie ſchickten an den Pyrrhus Briefe, in denen ſie ihm ihre Verwunderung bezeigten, daß er die gegenwärtige gute Gelegenheit, Macedonien dem Könige Demetrius, indem er mit vielen andern Dingen beſchäftigt, und in Verwirrung wäre, nicht entreiſſen, ſondern ruhig erwarten wollte, bis Demetrius ſelbſt bey gelegener Zeit ihn nöthigen würde, ſelbſt in Moloßis für die Tempel und Gräber ſeiner Vorfahren zu fechten: und zumal, da ihm Demetrius die Inſel Korcyra

nebſt ſeiner Gemahlin genommen habe. Denn die Gemahlin des Pyrrhus, Lanaſſe, hatte, aus Verdruß, daß er den ausländiſchen Weibern mehr Gunſt als ihr erzeigte, ſich nach Korcyra begeben, und da ſie gern wieder einen König heirathen wollte, ſich dem Demetrius angetragen, von dem ſie wußte, daß er am meiſten unter allen Königen der Liebe gegen das Frauenzimmer ergeben war. Demetrius war auch wirklich nach Korcyra geſegelt, hatte ſich mit der Lanaſſe vermählt, und auf der Inſel eine Beſatzung zurückgelaſſen.

Während dieſen Vorſtellungen der Könige beym Pyrrhus hatten ſie ſich auch ſelbſt ſchon gegen den Demetrius, der noch immer zauderte und Zurüſtungen machte, in Bewegung geſetzt. Ptolomäus ſegelte mit einer ſtarken Flotte nach Griechenland, und brachte die griechiſchen Städte auf ſeine Parthey. Lyſimachus fiel aus Thracien in das obere Macedonien ein, und verwüſtete es. Pyrrhus rückte zu gleicher Zeit auf Berrhäa an, in der Vermuthung, die auch eintraf, daß Demetrius dem Lyſimachus entgegen gehn, und das untere Macedonien leer laſſen würde. In der Nacht vor dem Anfange des Feldzuges hatte Pyrrhus einen Traum, in welchem ihm der groſſe Alexander erſchien. Es war als wenn ihm Alexander zu ſich riefe, und er ihn auf dem Bette fände, und von ihm unter vieler Freundſchaft und Güte die Verſicherung erhielte, daß er ihm eifrig beyſtehen wollte. Pyrrhus unterſtand ſich darauf zu antworten: „Wie biſt du vermögend, da du krank zu Bette liegſt, mir beyzuſtehen?“ Alexander antwortete: „Durch meinen Namen;“ und

dar=

darauf beſtieg Alexander ein niſäiſches Pferd, und ritt voran. Dieſe Erſcheinung im Traume machte dem Pyrrhus Muth.

Er marſchirte in aller Eile durch die dazwiſchen liegenden Länder, nahm Verhöa ein, und bezog bey der Stadt mit dem größten Theile ſeines Heers ein Lager, indeſſen ſeine Generale die andern Gegenden ihm unterwarfen. Demetrius hingegen kehrte, auf die davon erhaltene Nachricht, von ſeinem Marſche gegen den Lyſimachus um ſo mehr zurück, da er gewahr wurde, daß die Macedonier in ſeinem Heere aufrühreriſche Geſinnungen hatten, und beſorgen mußte, daß ſie, wenn er weiter fortrückte, und ſich dem Könige Lyſimachus, der ein geborner Macedonier war, und im groſſen Rufe ſtand, näherte, zu demſelben übergehen möchten, da hingegen Pyrrhus ein Ausländer war, und von den Macedoniern gehaßt wurde. Er zog auf Verhöa an, und lagerte ſich dem Pyrrhus gegen über. Es kamen viele aus der Stadt Verhöa in ſein Lager, und rühmten den Pyrrhus als einen Prinzen, der im Gefechte tapfer und überwindlich, gegen die Ueberwundenen aber ſanft und menſchenfreundlich ſey. Verſchiedene wurden ſelbſt vom Pyrrhus dahin geſchickt, welche ſich für Macedonier ausgaben, und den Soldaten des Demetrius vorſtellten, daß nun der Zeitpunkt gekommen ſey, da ſie ſich von der harten Herrſchaft des Demetrius befreyen und in dem Pyrrhus einen König finden könnten, der herablaſſend, gütig und ein Soldatenfreund ſey.

Durch dergleichen Vorſtellungen wurden die mehrſten Soldaten des Demetrius von der Begierde

gereitzt, den Pyrrhus ſelbſt zu Geſichte zu bekommen. Er hatte eben ſeinen Helm abgenommen, ſetzte ihn aber, wie er dieſes erfuhr, wieder auf, und wurde an ſeinem vorzüglichen Federbuſche, und an den Bockshörnern, die an der Spitze ſeines Helms hiengen, erkannt. Darauf liefen viele Macedonier zu ihm über, und verlangten von ihm, als ihrem Könige, die Loſung, viele andre bekränzten ſich mit Eichenzweigen, weil ſie ſahen, daß die Soldaten des Pyrrhus ſolche Eichenkränze trugen. Einige unterſtanden ſich ſogar, dem Demetrius ins Geſicht zu ſagen, er würde wohl thun, wenn er dem Pyrrhus wiche, und die Regierung niederlegte. Da Demetrius ſahe, daß ſeine Truppen in einer Bewegung waren, die mit dieſen Reden übereinkam, ſo gerieth er in eine ſolche Furcht, daß er in einem ſchlechten Mantel und mit einem Sommerhut *) bedeckt heimlich das Lager verließ. Pyrrhus nahm ſogleich das Lager ohne Schwerdtſtreich ein, und ließ ſich zum Könige von Macedonien ausrufen.

Inzwiſchen kam auch Lyſimachus an, und verlangte, weil die Ueberwindung des Demetrius ein mit ihm gemeinſchaftliches Werk geweſen ſey, daß Macedonien unter ſie beyde getheilt würde. Da Pyrrhus ſich der Treue der Macedonier noch nicht genug verſichert hatte, und ihnen nicht völlig trauen

*) καυσία. Eine Art von macedoniſchen Sommerhute, der ſowohl wider die Sonnenhitze ſchützte, als auch die Stelle eines Helms vertreten konnte, wie Euſtathius und Suidas ihn beſchreiben. Alexander pflegte ihn gewöhnlich zu tragen. Conf. H. Stephan. Theſ. Gr. L. Tom. II. p. m. 176.

konnte, ſo nahm er den Vorſchlag des Lyſimachus an, und beyde Könige theilten das Land und die Städte mit einander. Dieß war nur ein Hülfsmittel des damaligen Zeitpunkts, welches den ſchnellen Ausbruch eines Krieges verhinderte. Kurze Zeit darauf wurden beyde Könige gewahr, daß dieſe Theilung nicht das Ende ihrer Feindſchaft, ſondern der Anfang vieler gegenſeitigen Beſchwerden und Mißhelligkeiten geweſen war. Und wie iſt es auch möglich, daß Menſchen, deren Habſucht weder das Meer, noch die Gebirge, noch unbewohnte Wüſten Grenzen ſetzen können, deren Begierde nicht durch die natürlichen Grenzen, die Europa von Aſien ſcheiden, beſchränkt werden kann, als Nachbaren, deren Gebiet zuſammenſtößt, einander nicht beleidigen, und mit dem, was ſie haben, zufrieden ſeyn ſollten? Sie müſſen vielmehr, da ihnen Neid und Liſt angeboren ſind, beſtändig Krieg führen, und ſie gebrauchen die Wörter, Krieg und Frieden, nur wie Münzen, wie es der jedesmalige Vortheil, nicht wie es die Gerechtigkeit erfodert. Und es iſt auch beſſer, wenn ſie offenbar mit einander Krieg führen, als wenn ſie der müßig ausruhenden Ungerechtigkeit den Namen der Gerechtigkeit und Freundſchaft beylegen. Pyrrhus iſt davon ein Beyſpiel.

Er grif aufs neue den Demetrius an, und bemühete ſich, die Macht dieſes Königs, der ſich gleichſam von einer ſchweren Krankheit erholte, zu ſchwächen. Er leiſtete den Griechen wider ihn Beyſtand. Bey dieſer Gelegenheit kam er nach Athen, und ſagte, als man ihn auf das Schloß gelaſſen, wo er der Minerva opferte, beym Heruntergehen vom

Schloſſe: „Er wäre zwar den Athenienſern für die Gefälligkeit und das Zutrauen, daß ſie ihn dahin gelaſſen, ſehr verbunden, wenn ſie aber klug wären, ſo würden ſie keinem Könige ihre Thore öffnen, und ihn in die Stadt laſſen.“ Er ſchloß hernach auch mit dem Demetrius einen Frieden, aber kurze Zeit darauf, da Demetrius nach Aſien übergegangen war, ließ er ſich aufs neue vom Lyſimachus bereden, Theſſalien zum Abfalle zu bewegen, und grif auch die Beſatzungen des Demetrius in den griechiſchen Städten an, weil er glaubte, er könnte die Macedonier beſſer im Gehorſam erhalten, wenn ſie Krieg führten, als wenn ſie müßig wären; die Haupturſache war aber, weil er ſelbſt nicht lange ruhen konnte.

Lyſimachus hingegen überwand den Demetrius in Syrien, und gieng darauf, da er nun Ruhe und Sicherheit hatte, auf den Pyrrhus los, welcher ſich bey Edeſſa gelagert hatte. Er ſchnitt dem Pyrrhus alle Zufuhre ab, und ſetzte ihn in groſſen Mangel. Zugleich brachte er die vornehmſten Macedonier theils durch ſchriftliche, theils durch mündliche Vorſtellungen auf ſeine Seite, beſonders durch die Anmerkung, wie unanſtändig es ihnen ſey, daß ſie einen Fremdling, deſſen Vorfahren immer den Macedoniern unterwürfig geweſen wären, zu ihrem Beherrſcher erwählt, und dagegen die Freunde und Vertrauten des groſſen Alexanders aus Macedonien getrieben hätten. Die Menge der Macedonier, die dadurch gewonnen wurden, ſetzte den Pyrrhus in Furcht. Er entwich mit ſeinen Epiroten und ſeinen Hülfstruppen, und verlor Macedonien auf eben die Art, wie er es erhalten hatte. Die Könige haben

nicht Urſache, den Pöbel zu tadeln, daß er, wenn es ihm Vortheil bringt, ſo veränderlich iſt, denn der Pöbel ahmt ihnen nur nach, und ſie ſind für ihm die Lehrmeiſter der Untreue und Verrätherey, und glauben ſelbſt, daß derjenige am meiſten Vortheile gewinnt, der am wenigſten die Gerechtigkeit beobachtet.

Pyrrhus konnte nun, da er aus dem verlornen Macedonien wieder nach Epirus zurück kam, ſein väterliches Reich ohne Unruhe in Friede und Sicherheit regieren: allein er hielt ein Leben, in welchem er niemanden angrif, und von niemanden angegriffen wurde, für unausſtehlich: er konnte, wie Achilles, nicht die Ruhe leiden, ſondern ſein Herz ſchlug ihn für Unruhe, wie jenem, wenn er unbeſchäftigt war, und er ſehnte ſich nach Krieg und Kriegergetümmel. Er bekam auch, ſein Verlangen nach neuen Unternehmungen zu ſtillen, folgende Gelegenheit.

Die Tarentiner führten mit den Römern Krieg, und waren eben ſo wenig fähig, ihn forzuſetzen, als Friede zu ſuchen, weil ſie von verwegenen und ſchlechten Demagogen regiert wurden. Sie faßten alſo den Entſchluß, dem Pyrrhus zu ſich zu rufen, und ihm die Feldherrnſtelle anzutragen, da er unter allen Königen damals die mehrſte Ruhe genoß, und den Ruf des größten Feldherrn hatte. Die alten und verſtändigen Bürger zu Tarent, die ſich dieſem Entſchluſſe entgegen ſetzten, wurden durch das Geſchrey und Lermen der andern, die kriegriſch geſinnt waren, überſtimmt, und kamen nicht mehr in die öffentlichen Verſammlungen. Aber Meton, ein Mann

von einem ſanften Charakter, begab ſich an dem Tage, da der Entſchluß öffentlich beſtätigt werden ſollte, und das Volk ſchon zuſammen kam, mit einem dürren Kranze auf dem Kopfe und einer kleinen Fackel in der Hand, unter Begleitung einer vorantretenden Flötenſpielerin in die Verſammlung. So wie es bey einer demokratiſchen Volksverſammlung, wo keine Ordnung herrſcht, zugeht, ſo gieng es auch hier zu. Einige klatſchten ihm Beyfall zu, andre lachten über ihn, niemand ſtörte ihn, man befahl ſogar, daß die Flötenſpielerin ſpielen, und Meton hervortreten und ſingen ſollte. Es ſchien auch, als wenn er dieſes thun wollte, ſobald aber alles ſtille geworden war, ſagte er: — „Ihr thut recht, ihr Tarentiner, daß ihr jedem, der da will, noch ſpielen und ſich luſtig machen laßt, ſo lange uns dieſe Freyheit noch erlaubt iſt. Wenn ihr klug ſeyd, ſo werdet ihr dieſe Freyheit noch länger genieſſen: wenn ihr aber den Pyrrhus in eure Stadt ruft, ſo werdet ihr ganz andre Dinge thun und ganz andre Lebensart führen müſſen.“

Dieſe Rede machte bey vielen Tarentinern Eindruck, und es lief auch ein Gemurmel durch die Verſammlung, daß Meton ganz recht geſprochen hätte. Aber diejenigen, welche ſich fürchteten, daß ſie bey einem Frieden den Römern möchten ausgeliefert werden, machten dem Volke darüber Vorwürfe, daß es eine ſo freche Verſpottung von ſich ſo gelaſſen ertrüge, und ſtießen zuſammen den Meton aus der Verſammlung. Darauf wurde der Entſchluß von dem verſammelten Volke öffentlich genehmigt, und eine Geſandtſchaft nach Epirus ge-

ſchickt, welche dem Pyrrhus nicht allein von Tarent ſondern auch andern italieniſchen Völkerſchaften Geſchenke überbrachte, und ihm den Antrag mit den Ausdrücken that, daß ſie einen klugen und berühmten Feldherrn brauchten, und daß ſie mit den Lucanern, Meſſapiern und Samnitern eine groſſe Kriegsmacht beyſammen hätten, welche aus zwanzigtauſend Mann zu Pferde und dreymal hundert und funfzigtauſend Mann zu Fuß beſtände. Dieſe Erklärung erhob nicht nur die Hoffnungen des Pyrrhus, ſondern machte auch die Epiroten nach dieſem Feldzuge eifrig und begierig.

Es befand ſich an dem Hofe des Pyrrhus ein Theſſalier, Kineas, ein Mann von großem Verſtande, der den berühmten Redner Demoſthenes gehört hatte, und in dem man unter allen damaligen Rednern am meiſten die demoſtheniſche Stärke der Beredtſamkeit wie in einem Bilde wieder zu finden glaubte. Er war vom Pyrrhus an viele Städte geſchickt worden, und hatte den Ausdruck des Euripides, daß die Beredtſamkeit alles erobern, und thun kann was gezückte Schwerdter thun, beſtätigt. Pyrrhus ſelbſt ſagte, die Beredtſamkeit des Kineas habe ihm mehr Städte als ſeine eigene Waffen gewonnen, und er ehrte dieſen Mann mit beſtändiger Hochachtung, und brauchte ihn vorzüglich in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten.

Als dieſer Mann den Eifer des Pyrrhus zu dem italieniſchen Feldzuge merkte, ſo ergrif er die erſte Gelegenheit, da der König unbeſchäftigt war, ſich mit ihm darüber in ein Geſpräch einzulaſſen. — „Die Römer, ſagte er, ſollen ſehr kriegriſch ſeyn

und viele ſtreitbare Völkerſchaften beherrſchen; wenn uns aber auch Gott den Sieg wider ſie verleiht, was für Nutzen werden wir daraus ziehen?" — Du fragſt, antwortete Pyrrhus, etwas, das deutlich genug iſt. Wenn wir die Römer beſiegt haben, ſo wird keine Stadt der fremden und der griechiſchen Völkerſchaften in Italien unſrer Macht Einhalt thun können, wir werden ſehr bald ganz Italien erobern, deſſen Gröſſe, Stärke und Macht eher irgend einem andern als dir unbekannt ſeyn ſollte." Kineas ſchwieg ein paar Augenblicke. — „Und wenn wir Italien eingenommen haben, fuhr er darauf fort, was werden wir alsdenn thun?" — Pyrrhus ſah die Abſicht des Kineas noch nicht ein. — Sicilien, ſagte er, das ſo nahe an Italien liegt, dieſe glückliche und volkreiche Inſel wird uns die Hände bieten, und wir werden ſie leicht erobern, denn mein lieber Kineas, dort iſt jetzt alles in Aufruhr, nachdem Agathokles geſtorben, die Städte ſind in einer Anarchie, und werden von heftigen Demagogen beunruhigt. — Das läßt ſich hören, ſagte Kineas, aber wird die Eroberung von Sicilien das Ende unſers Feldzugs ſeyn? — Wenn uns Gott Glück und Sieg verleiht, ſagte Pyrrhus, ſo iſt das alles nur ein Vorſpiel von gröſſern Unternehmungen. Denn wer könnte ſich des ſo nahe liegenden Carthago und Afrika enthalten, welches Agathokles, der nur eine geheime Expedition mit wenigen Schiffen von Syrakus aus dahin unternahm, beynahe eingenommen hätte? Und wenn wir alle dieſe Eroberungen gemacht haben, wer wird alsdenn von unſern Feinden, die uns jetzt mit ſtolzen Ungerechtigkeiten be-

handeln, uns ſich widerſetzen können? Wer kann das ſagen? — Kein Menſch, ſagte Kineas, denn es iſt deutlich, daß eine ſo große Macht ſtark genug ſeyn wird, Macedonien wieder zu erobern, und Griechenland zu beherrſchen. Aber wenn wir das alles werden ausgeführt haben, was werden wir alsdenn thun? — Pyrrhus lachte. O! mein lieber Kineas, denn wollen wir in guter Ruhe leben, täglich ſchmauſen, und mit einander fröhlich und luſtig ſeyn. Als Kineas den Pyrrhus ſo weit gebracht hatte, ſagte er: — Aber was hindert uns denn, das jetzo gleich zu thun, und mit einander fröhlich und luſtig zu leben, da wir das ohne Mühe thun können, wozu wir erſt durch vieles Blutvergieſſen, Beſchwerden und Gefahren, und durch viel erlittene und vielen andern zugefügte Uebel gelangen werden? Dieſe Erinnerung des Kineas aber machte den Pyrrhus vielmehr verdrüßlich als daß ſie hätte ſeine Abſichten ändern ſollen, denn ob er gleich einſah, was für eine Glückſeligkeit er verließ, ſo konnte er doch die reizenden Hoffnungen, die er hatte, nicht fahren laſſen.

Er ſchickte den Kineas mit dreytauſend Mann nach Tarent voraus. Auf die vielen ihm von Tarent zugeſchickten Transportſchiffe und andre Fahrzeuge ließ er zwanzig Elephanten, dreytauſend Reuter, zwanzigtauſend Mann Fußvolk, zweytauſend Schützen, fünfhundert Schleuderer, bringen, und mit dieſer gerüſteten Macht gieng er ſelbſt unter Segel.

Er wurde auf dem joniſchen Meere von einem zur damaligen Jahrszeit ungewöhnlichem Nordwin=

de ergriffen, welcher ſo gewaltig war, daß nur er durch die Geſchicklichkeit und den Eifer ſeiner Schifer und Steuerleute davon kam, und mit vieler Mühe und Gefahr an der Küſte von Italien landete, *) ſeine andern Schife aber wurden zerſtreuet, einige von Italien in das ſicilianiſche oder afrikaniſche Meer verſchlagen, andre, die bey dem Vorgebirge von Japygien nicht herumkommen konnten, von der Nacht übereilt, von den ſtürmiſchen Wellen an Untiefen und Klippen geworfen, und zu Grunde gerichtet. Das einzige königliche Schif widerſtand durch ſeine Gröſſe und Stärke dem Sturme und den anſchlagenden Wellen, und erhielt ſich, bis vom Lande her ein Wind entſtand, der dem Schife entgegen wehte, wobey es Gefahr lief, von der Gewalt der Wellen zertrümmert zu werden: das allerfürchterlichſte aber war, wenn man ſich wiederum dem wüthenden Meere und dem Sturmwinde, der ſich immer veränderte, hätte überlaſſen wollen. Unter dieſen Umſtänden ſprang Pyrrhus ſelbſt ins Meer, ſogleich folgten ihm eine Menge Trabanten und Freunde, voll Eifers, ihm zu helfen, allein die Dunkelheit der

*) Wenn man den Zuſammenhang dieſer Erzehlung von dem groſſen Sturme und der Errettung des Pyrrhus genau betrachtet, und ſieht, daß Plutarch zuerſt den Pyrrhus davon kommen und anlanden, hernach ihn ins Meer ſpringen und ſo ſich retten läßt, ſo wird es wahrſcheinlich, daß Plutarch hier zweyen verſchiedenen Schriftſtellern gefolgt iſt, und ſie abgeſchrieben hat. Eine Bemerkung, die man an verſchiedenen Stellen der Biographien des Plutarchs machen kann, und welche durch die oft verſchiedene Schreibart des Plutarchs beſtätigt wird.

Nacht und die Gewalt der tobenden anſchlagenden Wellen machte die Hülfe ſehr ſchwer, ſo daß er kaum mit Anbruch des Tages, als ſich der Wind etwas legte, das Land erreichen konnte. Sein Körper war völlig ermattet, aber der Muth und die Stärke ſeines Geiſtes war durch dieſes Unglück nicht entkräftet worden. Die Meſſapier, an deren Küſte er war geworfen worden, liefen ſogleich zuſammen, und leiſteten ihm allen möglichen Beyſtand, brachten auch einigen noch erretteten Schifen Hülfe, auf welchen ſich einige wenige Reuter, beynahe zweytauſend Mann Fußvolk, und zwey Elephanten befanden.

Mit dieſer Mannſchaft zog Pyrrhus nach Tarent, und Kineas kam, auf erhaltene Nachricht davon, mit ſeinen Truppen ihm entgegen. Er unternahm bey ſeiner Ankunft zu Tarent nichts, was gewaltthätig ſcheinen oder den Tarentinern zuwider ſeyn konnte, bis er erfuhr, daß ſeine Schife gerettet, und der größte Theil ſeines Heers zu ihm geſtoſſen war. Alsdann aber ließ er ſein Mißfallen blicken, da er gewahr wurde, daß die Tarentiner nicht ohne Strenge und Zwang ſich ſelbſt würden erretten, noch ihren Bundesgenoſſen beyſtehen können, weil ſie ihn allein für ſich fechten lieſſen, und in ihren Häuſern und Bädern ſich geſellſchaftlich beluſtigten. Er ſchloß ihre öffentlichen Plätze und Spaziergänge zu, in denen ſie die öffentlichen Angelegenheiten beurtheilten, und mit Worten Krieg führten: er unterſagte ihnen ihre Trinkgelage, Gaſtereyen und unzeitige Luſtbarkeiten. Er befahl, daß ſie die Waffen ergreifen ſollten, und bezeigte ſich bey der Werbung der neuen Soldaten unerbitt=

lich und ſtrenge. Daher viele die Stadt verlieſſen, weil ſie nicht gewohnt waren, Gehorſam zu leiſten, und es für Sklaverey hielten, wenn ſie nicht nach ihrem Vergnügen leben konnten.

Indeſſen lief Nachricht ein, daß der römiſche Conſul Lävinus mit einer ſtarken Armee gegen den Pyrrhus im Marſche wäre, und ſchon Lucanien verwüſtete. Pyrrhus hatte noch nicht die Truppen der Bundesgenoſſen bey ſich, weil er es aber für ſchimpflich hielt, zu warten, bis der Feind näher käme, ſo zog er mit dem Heere, das er bey ſich hatte, ihm entgegen, ſchickte aber einen Herold an die Römer voraus, und ließ ſie fragen, ob ſie vor Anfange des Kriegs mit den italieniſchen Völkerſchaften einen Vergleich verſuchen, und ihn zum Schiedsrichter annehmen wollten? Lävinus antwortete: „Die Römer würden weder den Pyrrhus zum Schiedsrichter annehmen noch ſich vor ihn als Feind fürchten.“

Darauf rückte Pyrrhus weiter fort, und lagerte ſich in der Ebene zwiſchen den beyden Städten Pandoſia und Heraklea. Hier erfuhr er, daß die Römer in der Nähe ſtänden, und jenſeits des Fluſſes Siris ihr Lager hätten. Er ritt an den Fluß, um ihr Lager zu recognoſciren, und bewunderte ihre Stellung, Schildwachen, und kriegeriſche Ordnung, und die ganze Einrichtung ihres Lagers ſo ſehr, daß er zum Megakles, einem ſeiner Vertrauten, der ihm am nächſten ſtand, ſagte: Dieſe Kriegsordnung der Barbaren iſt gar nicht barbariſch, wir wollen ſehen, wie ſie ſich verhalten werden. Er beſchloß auch deswegen, um vorſichtig zu ſeyn, die

Hülfstruppen zu erwarten; um aber die Römer abzuhalten, daß ſie es nicht verſuchen möchten, vorher über den Fluß zu gehen, ſtellte er eine Vorpoſt von einiger Mannſchaft an das Ufer.

Die Römer hingegen, welche ihn angreifen wollten, ehe ſeine Hülfstruppen zu ihm ſtießen, verſuchten über den Fluß zu gehen: die Fußvölker giengen durch die ſeichten Oerter, und die Reuterey ſetzte an verſchiedenen Orten durch den Fluß. Die griechiſche Vorpoſt fürchtete ſich, umringt zu werden, und ergrif die Flucht. Pyrrhus gerieth über dieſe Nachricht in Beſtürzung, befahl den Officieren ſeiner Fußvölker, ſie eilends unter die Waffen zu ſtellen, und eilte ſelbſt mit ſeiner Reuterey, die aus dreytauſend Mann beſtand, dem Feinde entgegen, in der Hoffnung, die Römer noch währendem Uebergange, ehe ſie ſich in Ordnung geſtellt, anzugreifen. Allein er erblickte ſchon eine Menge Schilde dieſſeits des Fluſſes, und die Reuterey zog in vollkommner Ordnung auf ihn los. Er grif ſie nun zuerſt an. Seine prächtig glänzende Rüſtung zeichnete ihn vor allen andern aus, und man ſahe, daß ſeine perſönliche Tapferkeit dem von ihm ausgebreiteten Ruhme gleich war. Er war, ohne ſeine Perſon zu ſchonen, im härteſten Kampfe gegenwärtig, fochte herzhaft gegen alle Angriffe, und behielt beſtändig eine ſolche Gegenwart des Geiſtes, als wenn er, auſſerhalb dem Kampfe, alles überſähe: *) er gab die

*) ὥσπερ ἔξωθεν ἐφορῶν. Eine glückliche Emendation des ſel. Reiske. v. Tom. II. opp. Plutarchi ed. Reisk. in Annot. pag. 961. Sie iſt auch in der Reiskſchien Ausgabe in den Text

genaueſten Befehle, eilte bald dahin, bald dorthin, und leiſtete denen Hülfe, die ins Gedränge kamen. Dabey bemerkte Leonnatus, ein Macedonier, daß ein Römer den Pyrrhus genau beobachtete, immer um ihn herum ritt, und allerhand Bewegungen gegen ihn machte. Er ſagte es dem Pyrrhus. — Bemerkſt du wohl, König, jenen Barbar, der auf dem ſchwarzen Pferde mit weiſſen Füſſen reitet? es ſcheint, als wenn er etwas groſſes und gefährliches in willens hat, denn er ſieht immer auf dich, trachtet dir mit Wuth und Eifer nach, und ſcheint ſich um die andern nicht zu bekümmern. Nimm dich vor dieſen Mann in Acht. — Pyrrhus aber antwortete darauf: — Es iſt zwar unmöglich, ſeinem Schickſale zu entgehen; allein weder dieſer noch irgend ein andrer Italiener wird ungeſtraft ſeine Hand an mich legen. — Indem ſie noch ſo ſprachen, lenkte der Italiener ſein Pferd, und ſprengte mit angelegter Lanze auf den Pyrrhus los, und verwundete auch mit ſeiner Lanze des Königs Pferd, Leonnatus hingegen durchſtach ſogleich das Pferd des Italieners. Beyde Pferde fielen nieder. Pyrrhus wurde von ſeinen nebenſtehenden Freunden weggeriſſen, und der Italiener, der ſich herzhaft wehrte, umgebracht. Er hieß Oplacus, war ein Ferentaner, und Hauptmann.

genommen. Die ſonſt gewöhnliche Leſeart ὥσπ. ἐξ. ευ φρονῶν giebt keinen richtigen Sinn, und iſt ſchon vom Bryanus als fehlerhaft angegeben worden, welcher vorſchlägt, ὥσπερ εἰωθεν ἓυ φρονῶν zu leſen, allein mit ſchlechtem Beyfallsgrunde.

Dieſer Vorfall lehrte den Pyrrhus, vorſichtiger zu ſeyn. Seine Reuterey fieng an zu weichen: er gab Befehl, daß die Fußvölker anrücken ſollten. Er vertauſchte ſeine Kleidung und ſeine Waffen mit Megakles, einem ſeiner Vertrauten, und führte unter dieſer Verkleidung ſeine Truppen zum Angriffe. Der Ausgang der Schlacht war auf beyden Seiten eine lange Zeit zweifelhaft: die Truppen griffen ſiebenmal an, und wurden ſiebenmal zurückgeſchlagen. Die Vertauſchung der Waffen rettete dem Könige Pyrrhus zwar noch zu rechter Zeit das Leben, aber ſie hätte beynahe ihm auch alle Tapferkeit verdorben, und den Sieg entriſſen. Denn es fielen eine Menge Feinde den Megakles an, und der erſte, der ihn traf und zu Boden ſtreckte, mit Namen Dexous, nahm dem Erſchlagenen den Helm und den Rock ab, ritt damit zum Conſul Lävinus, zeigte ſeine Beute öffentlich, und ſchrie, er hätte den König Pyrrhus getödtet. Lävinus ließ dieſe Beute durch die Glieder ſeiner Soldaten tragen, welche ein groſſes Freudengeſchrey erhoben, und die griechiſchen Soldaten des Pyrrhus wurden dadurch beſtürzt und muthlos, bis Pyrrhus es gewahr wurde, da er ſich denn gleich ſeinen Truppen mit bloſſem Geſichte zeigte, ihnen die Hand reichte, und indem er ſie aufs neue ermunterte, durch ſeine Stimme ſich zu erkennen gab.

Endlich überwältigten die losgelaſſenen Elephanten das römiſche Heer. Denn die Pferde wurden, noch ehe die Elephanten ganz nahe kamen, ſcheu, und warfen ihre Reuter ab, worauf Pyrrhus die theſſaliſche Reuterey in die in Unordnung gebrachten Rö=

mer einhauen ließ, und ſie mit vielem Verluſte in die Flucht ſchlug. Dionyſius erzehlt, daß beynahe funfzehntauſend Mann auf römiſcher Seite, und von der Armee des Pyrrhus dreyzehntauſend Mann in dieſer Schlacht geblieben: Hieronymus aber giebt nur ſiebentauſend Todte auf der Römer Seite, und auf der Seite des Pyrrhus nicht völlig viertauſend Mann an. Unter denen, die Pyrrhus verloren hatte, befanden ſich ſeine vornehmſten Officiere und Vertraute, die er immer am meiſten gebraucht, und auf die er ſich vollkommen verlaſſen hatte.

Er nahm das von den Römern verlaſſene Lager ein, brachte verſchiedene Städte der römiſchen Bundesgenoſſen auf ſeine Seite, und rückte unter Verwüſtung eines groſſen Striches Landes bis auf dreyhundert Stadien von Rom an. Inzwiſchen kamen nach der Schlacht auch viele Lucaner und Samniter zu ihm, denen er ihr Auſſenbleiben zwar verwies, aber doch dabey auch ſeine Freude und ſeinen Stolz merken ließ, daß er mit ſeinen und den tarentiniſchen Truppen allein ein ſo groſſes römiſches Heer überwunden hatte.

Die Römer nahmen dem Lävinus nicht die Feldherrnſtelle, obgleich Cajus Fabricius geſagt haben ſoll, die Epiroten hätten nicht die Römer, ſondern Pyrrhus den Lävinus beſiegt, der Verluſt ſey nämlich nicht den Soldaten, ſondern dem Generale zuzuſchreiben. Sie machten die Legionen wieder vollzählig, warben neue Truppen an, und ſetzten durch die unfurchtſamen ſtolzen Urtheile von dieſem Kriege den Pyrrhus in Erſtaunen.

Pyrr=

Pyrrhus entſchloß ſich, einen Verſuch zu machen, ob er mit dieſen kriegriſchen Leuten einen Vergleich ſchließen könnte. Er ſah ein, daß es kein geringes Werk wäre, die Stadt Rom ſelbſt einzunehmen, und vollkommener Ueberwinder zu werden, und daß er dieſes mit der Kriegsmacht, welche er hatte, nicht ausführen könnte, daß es ihm aber die größte Ehre machen würde, wenn er nach einem ſo ruhmvollen Siege einen freundſchaftlichen Vertrag zu Stande brächte. Kineas gieng alſo als Abgeſandter nach Rom. Er unterredete ſich mit den Vornehmſten des Staats. Er brachte ihren Weibern und Kindern Geſchenke im Namen des Königs; aber niemand nahm ſeine Geſchenke an, ſondern alle antworteten ihm, daß ſie auch für ihre Perſon dem Könige zu allen Gefälligkeiten bereit ſeyn würden, wenn ein öffentlicher Friede würde zu Stande gekommen ſeyn.

Kineas that dem römiſchen Senate viele billige und vortheilhafte Vorſchläge, die aber alle verworfen wurden, ohnerachtet ihnen Pyrrhus anbieten ließ, die in der Schlacht gemachten Kriegsgefangenen ohne Löſegeld wieder zu geben, und ihnen Italien erobern zu helfen, wofür er nichts als ihre Freundſchaft und die Sicherheit der Tarentiner verlangte. Inzwiſchen waren doch auch viele zum Frieden geneigt, welche die groſſe Niederlage in Erwägung zogen, und eine weit gröſſere noch befürchteten, da Pyrrhus durch die auf ſeine Seite tretenden italieniſchen Völkerſchaften ſeine Kriegsmacht anſehnlich verſtärkte. Allein Appius Claudius, ein angeſehener Mann, der aber wegen Alters und Blindheit ſich den Staatsgeſchäften entzogen, und in Ruhe lebte, konnte bey der

Nachricht von der Unterhandlung mit dem Könige, und bey dem verbreiteten Gerüchte, daß der Senat einen Friedensvertrag eingehen würde, ſich nicht halten. Er ließ ſich von ſeinen Bedienten in einer Sänfte über den Markt aufs Rathhaus tragen. Hier wurde er an der Thüre von ſeinen Söhnen und Schwiegerſöhnen empfangen, und in die Verſammlung geführt. Der Senat ſchwieg, wie er ankam, mit einer ehrerbietigen Stille.

Appius Claudius hielt folgende Rede: „Bisher habe ich den Verluſt meiner Augen für ein Unglück gehalten, nun halte ich es für ein Unglück, daß ich nicht auch noch dazu taub bin, ſondern eure ſchändlichen Rathſchläge und Entſchlieſſungen hören muß, welche den Ruhm der Stadt Rom vernichten. Was iſt jetzt eures in der ganzen Welt berühmtes Urtheil, daß Alexander der Groſſe nicht die Ehre des Unüberwindlichen würde behauptet haben, wenn er nach Italien gekommen wäre, und gegen uns in unſrer Jugend, oder gegen unſre Väter in ihrem blühenden Alter gefochten hätte, und daß er durch ſeine Flucht oder ſeinen Tod die Ehre Roms verherrlicht haben würde? Zeigt ihr nicht jetzt, daß dieſes eitle Großſprecherey geweſen ſey? Da ihr euch vor den Chaoniern und Moloſſern fürchtet, die immer eine Beute der Macedonier geweſen ſind, und vor dem Pyrrhus zittert, der nur immer die Gunſt eines von den Waffenträgern des Alexanders durch Schmeicheleyen zu beſitzen geſtrebt hat? Und jetzt irrt er in Italien herum, nicht ſowohl um den griechiſchen Colonien Hülfe zu leiſten, als vielmehr vor den Feinden in ſeiner Nachbarſchaft zu fliehen, und er verſpricht

euch die Oberherrſchaft von Italien mit einer Macht erwerben zu helfen, mit der er nicht einmal fähig war, einen kleinen Theil von Macedonien zu behaupten. Glaubt daher nur nicht, daß ihr ihn los ſeyn werdet, wenn ihr mit ihm Friede macht, ſondern er wird euch alsdenn den Krieg jener Völker zuziehen, die euch als leicht bezwingbar verachten werden, wenn Pyrrhus ungeſtraft ſeine Frechheit begangen, und für die den Römern angethane Beſchimpfung noch dazu die Tarentiner und Samniter zur Belohnung erhält."

Dieſe Rede des Appius erweckte eine allgemeine Begierde zur Fortſetzung des Krieges. Kineas wurde mit dieſer Antwort zurückgeſchickt: „Pyrrhus müſſe ſich erſt aus Italien zurückziehen, ehe würde man von ihm keine Vorſchläge zum Frieden und Bündniſſe annehmen; ſo lange er die Waffen führte, würden die Römer den Krieg mit allen Kräften fortſetzen, und wenn er noch zehn tauſend Läviner in die Flucht ſchlüge."

Man erzehlt, daß Kineas, während dieſer Unterhandlung, es ſich zum beſondern Geſchäfte gemacht habe, die Lebensart der Römer, von der er ein Augenzeuge war, und ihre innere Staatsverfaſſung durch öftere Unterredungen mit den vornehmſten Männern genau kennen zu lernen, und daß er unter andern dem Pyrrhus geſagt: Der Senat zu Rom ſchiene eine Verſammlung vieler Könige zu ſeyn, und in Abſicht des Volks fürchte er, daß Pyrrhus gegen eine lernäiſche Schlange fechten würde; denn der Conſul habe ſchon wieder noch einmal ſo viel Truppen beyſammen, als er vor der Schlacht

gehabt, und die Anzahl der Römer, die die Waf-ſen tragen konnten, ſey ſo groß, daß noch viele ſolche Heere aufgeſtellt werden könnten.

Hierauf ſchickten die Römer wegen Auslöſung der Kriegsgefangenen an den Pyrrhus Geſandte, unter denen Cajus Fabricius war, von welchem Kineas dem Pyrrhus geſagt hatte, daß er als ein rechtſchaffener und kriegriſcher Mann, der aber ſehr arm wäre, bey den Römern in groſſer Hochachtung ſtünde. Gegen dieſen Mann bezeigte Pyrrhus viel Privatfreundſchaft, und bat ihn, ein Geſchenk am Golde anzunehmen, wofür er keine niederträchtige Gefälligkeit verlangte, ſondern es bloß als ein Merkmal der Freundſchaft und des Gaſtrechts betrachtet wiſſen wollte. Fabricius ſchlug das Geſchenk aus. Pyrrhus drang denſelben Tag nicht weiter in ihm, nahm ſich aber vor, am folgenden Tage ihn durch einen Elephanten, dergleichen Thiere Fabricius noch niemals geſehen hatte, zu erſchrecken. Er ließ ſeinen größten Elephanten, während einer Unterredung mit dem Fabricius, hinter ihm ſtellen, und einen Vorhang vorziehen. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der Vorhang weggezogen, und der Elephant kam mit ſchrecklichem Gebrülle hervor, und ſtreckte ſeinen Rüſſel über des Fabricius Kopf aus. Dieſer aber drehete ſich ganz gelaſſen um, und ſagte lächelnd zum Pyrrhus: Der Elephant rührt mich heute ſo wenig als geſtern das Gold.

Beym Abendeſſen wurde unter verſchiedenen andern Geſprächen auch viel von Griechenland und den griechiſchen Philoſophen geredet, wobey Kineas von ungefähr auf die Sätze des Epikurs und ſeiner Schü-

ler von den Göttern, der Politik, dem höchſten Gute, kam, und erzehlte, daß die Epikuräer das höchſte Gut in das Vergnügen ſetzten, die Aemter bey der Staatsverwaltung vermieden, weil ſie ſie für eine Störung der wahren Glückſeligkeit hielten, und der Meynung wären, daß die Götter weder zornig noch gütig, und um die Menſchen unbekümmert, ein unbeſchäftigtes von allen Vergnügungen überflieſſendes Leben führten. Kineas hatte noch nicht ausgeredet, als Fabricius ausrief: Beym Herkules, wenn doch Pyrrhus und die Samniter dieſe Sätze annähmen, ſo lange ſie mit uns Krieg führen.

Pyrrhus, der den Verſtand und den Charakter des Fabricius bewunderte, wünſchte immer mehr, anſtatt des Krieges mit den Römern Friede und Bündniß zu haben. Er beſprach ſich auch mit ihm insbeſondere, ob er nach errichtetem Frieden ihn begleiten und bey ihm leben wollte, und verſprach ihm bey ſich die Stelle ſeines erſten Feldherrn und Vertrauten. Fabricius aber ſoll ganz geſetzt ihm geantwortet haben: Das würde dir, König, ſelbſt ſchädlich ſeyn, denn diejenigen, die dich anjetzt verehren und bewundern, würden, wenn ſie mich genauer kennen lernten, lieber mich als dich zu ihrem Könige haben wollen. — Solch ein Mann war Fabricius!

Pyrrhus wurde durch die Antwort des Fabricius weder aufgebracht, noch, ſo wie wohl andre Monarchen, beleidiget: er erzehlte vielmehr des Fabricius hohe Gedanken ſeinen Freunden, und überließ ihm allein die römiſchen Kriegsgefangenen, mit der Bedingung, daß, wenn der Senat keinen Frieden eingehen wollte, ſie, nach der Beſuchung ihrer Freunde,

und der Feyer des Saturnalienfeſtes ſich wieder ein=ſtellen ſollten. Sie wurden auch nach dem Feſte wie=der zurück geſchickt, und der Senat ſetzte die To=desſtrafe darauf, wenn jemand von ihnen zurück=bliebe.

Als darauf Fabricius Conſul geworden war, kam ein Mann ins Lager, und brachte ihm einen Brief, den der Leibarzt des Königs Pyrrhus ge=ſchrieben hatte, in welchem er verſprach, wenn er eine gute Belohnung erhielte, den Pyrrhus zu ver=giften, und auf dieſe Art den Krieg ohne Gefahr zu endigen. Fabricius aber verabſcheuete die Bos=heit dieſes Mannes, und meldete, mit Einwilligung ſeines Nebenconſuls, eilfertig dem Pyrrhus die Sa=che, und warnte ihn, ſich vor den Nachſtellungen zu hüten. Der Brief war in folgenden Ausdrücken abgefaßt. „Cajus Fabricius und Quintus Aemilius, die römiſchen Conſuln, entbieten dem Könige Pyrr=hus ihren Gruß. — Es ſcheint, daß du weder deine Feinde noch deine Freunde recht kenneſt. Du wirſt, wenn du den an uns geſchickten Brief geleſen haſt, einſehen, daß du mit rechtſchaffenen Männern Krieg führſt, und dich ſchändlichen Männern anvertraueſt. Wir zeigen dir dieſes nicht an, um dir eine Gefällig=keit zu erzeigen, ſondern deswegen, daß uns dein Tod nicht eine Verläumdung zuziehe, und es nicht ſcheine, als wenn wir den Krieg mit verrätheriſcher Liſt hätten geendigt, den wir durch Tapferkeit nicht hätten endigen können.“ —

Nachdem Pyrrhus die Briefe geleſen, die Ver=rätherey entdeckt, und ſeinen Arzt beſtraft hatte, ſchickte er zur Vergeltung dem Fabricius die römi=

ſchen Kriegsgefangenen ohne Ranzion zurück, und ließ den Kineas von neuem Friedensunterhandlungen pflegen. Allein die Römer wollten die Kriegsgefangenen nicht umſonſt, weder als eine Gunſt von einem Feinde, noch als eine Belohnung, daß ſie nicht ungerecht geweſen wären, annehmen, und ließen dagegen eben ſo viele Kriegsgefangene der Tarentiner und Samniter los. Von Friedensvorſchlägen wollten ſie aber gar nichts eher hören, bis Pyrrhus die Waffen niedergelegt, und mit ſeinem Heere auf eben den Schifen, auf welchen er nach Italien gekommen, wieder Italien verlaſſen hätte, und nach Epirus zurück geſegelt wäre.

Pyrrhus, der nun ſahe, daß er bey gegenwärtigen Umſtänden noch eine Schlacht wagen müſſe, gieng mit ſeinem geſammten Heere den Römern bis nach Aſculum entgegen, wo es zu einem Treffen kam. Er wurde in ein Terrain gedrängt, wo er wegen der theils moraſtigen, theils unebnen Gegend weder ſeine Reuterey brauchen, noch die Elephanten zum Angriffe bringen konnte: er ſetzte daher unter vielem Blutvergieſſen bis in die Nacht das Gefechte fort, ohne daß der Sieg entſchieden war. Am folgenden Tage aber ſuchte er auf einer ebenen Gegend die Schlacht wieder zu erneuern, und dabey die gerüſteten Elephanten gegen die Feinde zu gebrauchen. Er beſetzte vorher die unebenen Plätze, ſtellte viele Schleuderer und Schützen zwiſchen die Elephanten, und grif darauf mit aller ſeiner Kriegsmacht in dicht geſchloſſener Ordnung die Römer an. Dieſe konnten nun die Wendungen und Manövres im Zurückziehen und Angriffe nicht ſo machen, wie am vorigen Tage,

und mußten im freyen Felde, dem Feinde gerade im Geſichte, fechten. Sie bemüheten ſich, das feindliche Fußvolk über den Haufen zu werfen, ehe die Elephanten anſtürmten: ſie fochten in einem mördriſchen Kampfe mit ihren Schwerdtern gegen die macedoniſchen Lanzen, ohne ihr Leben zu ſchonen, indem ſie um ſich herum ihre Freunde fallen und verwundet ſahen, und unter dem größten Verluſte ſtandhaft blieben. Endlich wurden ſie, nach langem Kampfe, und wie man erzehlt, da wo Pyrrhus ſelbſt fochte, zuerſt zum Weichen gebracht. Das mehrſte dabey that die Gewalt und Wuth der Elephanten, gegen welche die Römer nicht ihre Tapferkeit gebrauchen konnten, und gegen die ſie glaubten, ſo wie gegen den Sturm der Wellen, oder einem reiſſenden Erdbeben weichen zu müſſen, da ſie umſonſt hätten ihr Leben verlieren, und ohne etwas auszurichten, das äuſſerſte ausſtehen müſſen. Sie flohen in ihr nicht weit vom Schlachtfelde entferntes Lager.

Hieronymus ſagt, es wären auf der Seite der Römer ſechstauſend Mann, und auf der Seite des Pyrrhus, nach ſeiner eigenen Angabe in ſeinen königlichen Denkſchriften, dreytauſend fünfhundert und fünf Mann geblieben. Dionyſius hingegen erzehlt, daß weder zwey Schlachten bey Aſculum vorgefallen, noch der Sieg auf der Seite des Pyrrhus entſcheidend geweſen ſey: es ſey nur Eine Schlacht vorgefallen, die bis zum Untergange der Sonne gedauert habe, und durch die Verwundung des Pyrrhus mit einem Wurfſpieße am Arme, wobey die Samniter in ſein Gepäcke gefallen, und es geplündert hätten, geendigt worden; es wären auf beyden Seiten über

funfzehntauſend Mann geblieben, und beyde Heere hätten ſich alſo von einander weggezogen.

Nach der Schlacht ſoll Pyrrhus zu einem, der ihm zu ſeinem Siege Glück wünſchte, geſagt haben: Wenn wir noch eine ſolche Schlacht gegen die Römer gewinnen, ſo ſind wir gänzlich verloren. Denn er hatte den größten Theil der Truppen, die er mit nach Italien gebracht hatte, und faſt alle ſeine Vertrauten und Officiere verloren, neue konnte er nicht wieder kommen laſſen, und bey ſeinen Bundesgenoſſen in Italien bemerkte er auch eine groſſe Saumſeligkeit, dahingegen die Römer ihr Heer, wie aus einer immer flieſſenden Quelle, ſehr geſchwind wieder überflüßig ergänzt, und durch ihre Niederlagen den Muth ſo wenig verloren hatten, daß ſie vielmehr durch die Erbitterung ihre Kräfte und ihren Ehrgeitz zur Fortſetzung des Krieges verſtärkten.

Unter dieſen bedenklichen Umſtänden wurde er wieder auf neue eitle Hoffnungen gelenkt, und er bekam Ausſichten auf Unternehmungen, über welche er keinen Entſchluß ſogleich faſſen konnte. Es kamen zu gleicher Zeit Abgeordnete aus Sicilien, welche ihm die Städte Agrigent, Syrakus und Leontium anboten, und ihn erſuchten, die Carthaginenſer vertreiben zu helfen, und Sicilien von der Herrſchaft der Tyrannen zu befreyen, und Nachrichten aus Griechenland, daß Ptolemäus Ceraunus in einer Schlacht mit den Galliern geblieben, und ſein ganzes Heer zerſtreut ſey, und daß es nun der allergelegenſte Zeitpunkt ſey, nach Macedonien zu gehen, welches einen König brauche.

Pyrrhus war mit dem Glücke unzufrieden, daß es ihm zu einer Zeit zwey Gelegenheiten zu groſſen Unternehmungen darbot, und er war lange Zeit unſchlüßig was er thun ſollte, da er einſah, daß er eins von beyden mußte fahren laſſen. Endlich entſchloß er ſich, nach Sicilien zu gehen, weil er glaubte, daß dort gröſſere Dinge auszuführen wären, da Afrika ſo nahe lag. Er ſchickte, nach ſeiner Gewohnheit, den Kineas ſogleich voraus, der mit den Städten vorläufig unterhandeln mußte. Inzwiſchen legte er in Tarent eine Beſatzung, worüber die Tarentiner ſehr unzufrieden waren, und verlangten, daß er die Bedingungen entweder erfüllen, unter welchen ſie ihn zu ſich berufen hatten, und den Krieg gegen die Römer mit ihnen fortſetzen, oder wenn er ihr Land verlieſſe, auch ihnen ihre Stadt in demjenigen Zuſtande wieder einräumen ſollte, in welchem ſie ihm war übergeben worden, allein er antwortete ihnen darauf nichts befriedigendes, ſondern verwies ſie zur Ruhe, und befahl ihnen, eine gelegnere Zeit zu erwarten, worauf er unter Segel gieng.

Er fand bey ſeiner Ankunft in Sicilien ſeine Hoffnungen vollkommen erfüllt. Die Städte ergaben ſich ihm mit vieler Bereitwilligkeit. Wo Gewalt und Waffen nöthig waren, konnte ihm nichts Widerſtand leiſten. Mit dreyßigtauſend Mann zu Fuß, zweytauſend fünfhundert Mann zu Pferde, und zweyhundert Schifen, mit denen er angekommen war, vertrieb er die Carthaginenſer, und unterwarf ſich die Landſchaften, die ſie inne hatten. Den feſteſten Platz, worinnen ſie eine ſtarke Beſatzung hatten, Eryx, beſchloß er mit Gewalt zu erobern. Als alles zum

Sturme fertig war, zog er ſich ſeine ganze Rüſtung an, und that öffentlich das Gelübde, dem Herkules zu Ehren ein herrliches Opferfeſt und Schauſpiel zu halten, wenn er ſich den Griechen in Sicilien als einen ſolchen Fechter zeigen könnte, der ſeiner Abkunft von Achilles und der Macht, die er beſäſſe, würdig ſey. Darauf gab er das Zeichen, zum Sturme zu blaſen. Die Feinde wurden mit Pfeilen zurückgetrieben, die Sturmleitern angelegt. Pyrrhus war der erſte auf der Mauer. Er wehrte herzhaft die Menge ab, die ſich ihm entgegen ſtellte, warf auf allen Seiten Feinde die Mauer herab, brachte viele mit eigener Hand um, und häufte um ſich herum eine Schaar von Todten auf, wobey er ſelbſt keine Wunde bekam, denn ſein fürchterlicher Anblick ſchreckte ſchon alle Feinde ab, und er zeigte bey dieſer Gelegenheit durch ſein Beyſpiel die Wahrheit des homeriſchen Ausdrucks, daß unter allen Eigenſchaften die Tapferkeit allein fähig ſey, die Menſchen öfters in enthuſiaſtiſch wüthende Anfälle zu ſetzen. Nach der Eroberung der Stadt hielt er dem Herkules zu Ehren ein prächtiges Opferfeſt mit mancherley öffentlichen Schauſpielen.

Um Meßina herum wohnte ein ausländiſches Volk, welches den Namen der Mamertiner führte, ſehr zahlreich und kriegriſch war, weswegen es auch in der lateiniſchen Sprache die Martialer genannt wurde, und welches die Griechen vielfältig beunruhigte, auch einige von ihnen ſich zinsbar gemacht hatte. Pyrrhus ließ diejenigen, die den Tribut abholen wollten, greifen und hinrichten, die Mamerti-

ner ſelbſt aber ſchlug er in einem Treffen, und zerſtörte viele von ihren feſten Oertern.

Die Carthaginenſer thaten dem Pyrrhus Friedensvorſchläge, und bothen ihm eine Summe Geld und Schife zu ſeiner Rückfahrt an; allein ſeine Ausſichten giengen zu weit, als daß er dieſe Vorſchläge hätte annehmen ſollen: er gab ihnen daher zur Antwort, daß er nur auf dieſe einzige Bedingung mit ihnen Friede machen würde, wenn ſie ganz Sicilien räumten, und das afrikaniſche Meer zur Grenze gegen die Griechen ſetzten. Er wollte, durch ſein Glück und die günſtigen Umſtände muthig gemacht, nunmehr die Entwürfe ſeiner Hoffnungen ausführen, um deren willen er nach Sicilien übergeſchift hatte, unter welchen die Eroberung von Afrika das erſte geweſen war. Er hatte auch viele Schife, aber es fehlte ihm an Matroſen: er preßte daher Matroſen mit vieler Strenge und Unbilligkeit gegen die Sicilianiſchen Städte, die er überhaupt deſpotiſch behandelte, und mit Gewaltthätigkeit und Heftigkeit beſtrafte, wenn ſie ſeinen Befehlen nicht Folge leiſteten. Im Anfange hatte er ſich ganz anders bezeigt, und durch Gelindigkeit, Güte und Vertraulichkeit ſich die Liebe der Sicilianer erworben. Zuletzt aber wurde er aus einem Freunde des Volks ein Tyrann, und zog ſich durch ſeine Härte den Vorwurf der Undankbarkeit und Untreue zu. Indeſſen mußten die Sicilianer, ſo unwillig ſie auch waren, wegen der dringenden Umſtände dieß alles ertragen. Als er ſich aber gegen den Thönon und Soſiſtratus, welche beyde Oberhäupter der Stadt Syrakus ihn zuerſt nach Sicilien gerufen, und bey ſeiner

Ankunft ihm ſogleich die Stadt übergeben, und das meiſte unter den Sicilianern für ihn ausgerichtet hatten, ſo ungerecht bezeigte, und aus Verdacht gegen ſie, ſie weder bey ſich haben, noch in Syrakus laſſen wollte, ſo daß Soſiſtratus aus Furcht heimlich entfloh, Thönon aber als ein Anhänger deſſelben angeklagt und getödtet wurde; ſo gieng, nicht nach und nach, ſondern auf einmal ſein ganzes Glück verloren. Die ſicilianiſchen Städte geriethen in den heftigſten Haß gegen den Pyrrhus, und ergriffen theils die Parthey der Carthaginenſer, theils vereinigten ſie ſich mit den Mamertinern.

Indem auf dieſe Art alles von ihm abfiel, ſich wieder ihn empörte, und in Bündniß gegen ihn trat, erhielt er Briefe von den Samnitern und Tarentinern, welche ihm meldeten, daß ſie aus ihren Landſchaften vertrieben, und nicht mehr im Stande wären, ſich in ihren Städten länger zu halten, und den Krieg gegen die Römer fortzuſetzen, daher ſie ſeine Hülfe nöthig hätten. Dieß gab ihm zu ſeiner Flucht aus Sicilien einen guten Vorwand, daß es nicht ſchien, als wenn er aus Verzweiflung, ferner in Sicilien etwas auszurichten, davon geſegelt wäre. In der That aber konnte er ſich nicht länger in Sicilien behaupten, wo er ſich wie auf einem vom Sturm ergriffenen Schife befand, und nur ſicher davon zu kommen ſuchte. Er eilte alſo nach Italien über. Als er ſich ſchon auf dem Meere befand, ſah er, wie man erzehlt, noch einmal nach Sicilien zurück, und ſagte zu ſeinen anweſenden Freunden: Was für einen Kampfplatz überlaſſen wir den Carthagi-

nenſern und Römern! Seine Vermuthung traf auch einige Zeit hernach richtig ein.

Die feindlichen Völker hatten ſich bey ſeiner Abfahrt mit einander wider ihn verbunden: und er verlor in einem Seetreffen mit den Carthaginenſern ſehr viele von ſeinen Schifen, ſo daß er nur mit einem Theile derſelben in Italien anlangte. Zehntauſend Mamertiner waren ſchon vor ihm nach Italien übergegangen, welche ſich zwar nicht unterſtanden, ihn im freyen Felde anzugreifen, aber durch häufige Anfälle in den engen Wegen ſein Heer beunruhigten und viel Schaden zufügten. Es kamen dabey zwey Elephanten und viele von ſeinem Hinterzuge um. Pyrrhus kam daher ſelbſt ſeinen Truppen im Hinterhaufen von dem Vorderzuge her zu Hülfe, und fochte gegen dieſe geübten und kriegriſchen Feinde mit groſſer Tapferkeit. Er wurde aber mit einem Schwerdte am Kopfe verwundet, und da er ſich deswegen eine Zeitlang dem Kampfe entziehen mußte, bekamen die Feinde neuen Muth. Einer von ihnen, der ſich durch ſeinen Körper und ſeine Rüſtung vorzüglich unterſchied, rannte den andern zuvor, und rief mit einer frechen drohenden Stimme, den Pyrrhus, wenn er noch leben ſollte, zu einem Zweykampfe heraus. Pyrrhus gerieth dadurch in einen ſolchen Grimm, daß er ſich nicht halten ließ, ſondern, von ſeiner Leibwache begleitet, zurückeilte, und über und über mit Blute beſpritzt, mit einem ſchrecklichen Blicke voll Wuth auf den, der ihn herausgefodert hatte, zudrang. Er kam ihm zuvor, und hieb ihn mit einem ſolchen Schwerdtſchlage durch den Kopf, der theils wegen der Stärke ſeiner Fauſt,

theils wegen der Güte des Stahls den Barbaren ganz von einander ſpaltete, ſo daß die beyden getrennten Theile des Körpers auf beyden Seiten niederfielen. Dieſer Vorfall hielt die Feinde, die den Pyrrhus nun für mehr als einen Menſchen hielten, von weitern Angriffen ab, und der Zug des Pyrrhus wurde nachher ungeſtört bis nach Tarent fortgeſetzt. Er brachte zwanzigtauſend Mann Fußvolk und dreytauſend Mann Reuterey mit, zu welchem Heere die beſten Truppen der Tarentiner ſtießen, worauf er ſogleich gegen die Römer, die in dem Lande der Samniter ihr Lager aufgeſchlagen hatten, losgieng.

Die Samniter waren in ſchlechte Umſtände gerathen, und die vielen Siege, welche die Römer über ſie erhalten hatten, machten ſie nun ganz niedergeſchlagen: ſie waren auch gegen den Pyrrhus ſehr aufgebracht, weil er nach Sicilien geſegelt war, und ſie verlaſſen hatte, daher fanden ſich wenige von ihnen bey dem Pyrrhus ein. Er theilte indeſſen die Völker, die er hatte, in zwey Haufen, davon er den einen nach Lucanien ſchickte, um dort den einen Conſul abzuhalten, daß er nicht dem andern zu Hülfe käme. Mit dem andern Theile ſeines Heers zog er ſelbſt gegen den Manius Curius, welcher ſich bey der Stadt Benevent in ein ſicheres Lager gezogen hatte, und aus Lucanien Verſtärkung erwartete, und auch wegen der Warnungen der Wahrſager und Opferprieſter ſich ruhig verhielt.

Pyrrhus eilte dieſes Heer anzugreifen, ehe das in Lucanien ihm zu Hülfe käme. Er gieng mit ſeinen beſten Truppen und den ſtreitbarſten Elephanten darauf los, und rückten des Nachts gegen das Lager an. Weil er aber durch einen Umweg in dich-

ten Wäldern marſchirte, ſo giengen endlich die Fackeln aus, und ſeine Truppen verirrten ſich auf dem Wege. Als es Tag wurde, und ſie von den Bergen herab näher an den Feind zogen, wurden ſie bald entdeckt, und es entſtand eine groſſe Bewegung in dem römiſchen Läger. Weil die Opferprieſter dem Conſul Manius Curius gute Vorbedeutungen anzeigten, und die Umſtände auch zu einer Vertheidigung nöthigten, ſo rückte der Conſul mit einigen Truppen aus dem Lager, und grif das Vordertreffen des Pyrrhus an. Er ſchlug es, und brachte ein ſolches Schrecken unter die Feinde, daß eine ziemliche Anzahl auf dem Platze blieb, und auch einige Elephanten den Siegern in die Hände fielen. Dieſer Sieg machte den Manius Curius ſo muthig, daß er mit allen ſeinen Truppen ins freye Feld rückte, und eine förmliche Schlacht lieferte. Auf dem einen Flügel ſchlugen die Römer die Feinde in die Flucht, auf den andern aber wurden ſie von den Elephanten überwältigt, und bis ins Lager getrieben. Da ließ ſogleich der Conſul die Truppen, die zur Beſchützung des Lagers auf den Wällen ſtanden, herausrücken, und einen neuen Angrif thun. Dieſe warfen von den Anhöhen, von welchen ſie herunterzogen, ſo eine Menge Pfeile unter die Elephanten, daß dieſe Thiere ſich umwenden mußten, und ſie ſtürmten auf ihrer rückſeitigen Flucht unter ihre eigne Truppen, und brachten dieſelben in Verwirrung und Unordnung, wodurch der Sieg der Römer vollkommen gemacht, und ihre Herrſchaft in Italien befeſtigt wurde. Denn ſie bekamen durch dieſen Sieg neuen Muth und neue Macht, und ihre dabey be-

wieſene Tapferkeit hatte ihnen den Ruf erworben, daß ſie unüberwindlich wären. Sie machten ſich auch bald darauf von Italien, und einige Zeit hernach von Sicilien Meiſter.

So verlor Pyrrhus alle ſeine Hoffnungen auf Italien und Sicilien, und hatte durch einen ſechsjährigen Krieg in dieſen Ländern ſeine Macht vergeblich geſchwächt: aber ſeiner Niederlage ohnerachtet behielt er einen unüberwindlichen Muth. Er hatte, nach dem allgemeinen Urtheile, unter allen Königen ſeiner Zeit die größte Kriegserfahrung, die mehrſte perſönliche Tapferkeit, und den unternehmendſten Geiſt, aber was er durch herrliche Thaten ſich erwarb, verlor er wieder durch eitle Entwürfe, und aus Begierde nach dem, was er nicht hatte, war er nicht im Stande das zu nutzen und zu erhalten was er hatte. Deswegen verglich ihn Antigonus mit einem Bretſpieler, der viele glückliche Würfe thäte, aber die Steine nicht zu ſetzen wüßte.

Pyrrhus brachte achttauſend Mann Fußvolk und fünfhundert Mann zu Pferde wieder mit ſich nach Epirus zurück. Aber da er kein Geld zur Unterhaltung der Truppen hatte, ſuchte er Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Er unternahm in Begleitung einer Menge Gallier, die ſich bey ihm eingefunden hatten, einen Einfall nach Macedonien, wo Antigonus, des Demetrius Sohn, regierte, und wollte bloß plündern und Beute machen. Da er aber viele Städte in ſeine Gewalt bekam, und zweytauſend Soldaten zu ihm übergiengen, entwarf er Anſchläge zu gröſſern Ausſichten, und gieng auf den König Antigonus ſelbſt los. Er grif ihn in engen Wegen an,

und brachte ſein ganzes Heer in Unordnung. Die Gallier, welche den Hintertrupp des Antigonus ausmachten, und zahlreich waren, thaten einen lebhaften Widerſtand, worüber es zu einer heftigen Action kam, in welcher die meiſten Gallier niedergehauen, und die Führer der Elephanten ſo umringt wurden, daß ſie ſich mit den Elephanten an den Pyrrhus ergeben mußten. Dieſer wollte den erlangten Sieg mehr nach dem Glücke, das ſich ihm darbot, als nach reifer Ueberlegung nutzen, und rückte auf die macedoniſche Phalanx an. Alle Soldaten waren wegen der Niederlage ihres Hinterhaufens voller Beſtürzung und Furcht, und deswegen wollten ſie ſich in kein Gefecht mit dem Pyrrhus einlaſſen. Da ritt er vor, ſtreckte ſeine Hand gegen ſie aus, und rief alle Officiere und Oberſten bey ihren Namen, worüber denn das ganze Fußvolk den Antigonus verließ, und zum Pyrrhus übergieng. Antigonus entfloh: er behielt nur noch einige Städte an der Küſte im Beſitze.

Pyrrhus hielt bey dieſem auſſerordentlichen Glücksfalle den Sieg, den er über die Gallier erfochten hatte, für die herrlichſte aller ſeiner Thaten, und widmete den ſchönſten und prächtigſten Theil der erlangten Beute der itoniſchen Minerva mit folgender Inſchrift: — „Dieſe den kühnen Galliern abgenommene Schilde weihte der Moloſſer König Pyrrhus zum Geſchenke der itoniſchen Minerva: er hatte das ganze Heer des Antigonus überwunden. Kein Wunder, da noch jetzt wie vormals kriegriſche Aeakiden leben.“ —

Nach der Schlacht brachte Pyrrhus ſogleich die

macedoniſchen Städte unter ſeine Bothmäßigkeit. Zu Aegäa bewies er ſich nicht allein gegen die Einwohner ſehr hart, ſondern ließ auch eine Beſatzung von den Galliern, die bey ſeinem Heere waren, in der Stadt, welche mit der ihnen eignen unerſättlichen Raubbegierde ſogar die dort befindlichen königlichen Gräber aufgruben, ſie plünderten, und die Gebeine der Könige mit beſchimpfender Frechheit zerſtreuten. Pyrrhus ſchien dieſen Frevel gar nicht zu achten, entweder weil er eben damals zu ſehr mit andern Dingen beſchäftigt war, oder weil er ſich fürchtete, dieſe Barbaren zu beſtrafen, er zog ſich aber dadurch üble Urtheile der Macedonier zu. Er hatte jedoch noch nicht einmal ſeine Herrſchaft in Macedonien befeſtigt und eingerichtet, als er ſchon wieder ſeine Gedanken auf anderweitige groſſe Anſchläge richtete, ob er gleich ſchon den Antigonus verſpottete, und ihn einen Unverſchämten nannte, daß er noch den königlichen Purpurrock und nicht ein ſchlechtes Privatkleid trüge.

Er gab den Anträgen des Kleonymus, der zu ihm kam, und ihn nach Lacedämon einladete, ſogleich Gehör. Dieſer Kleonymus ſtammte vom königlichen Geſchlechte her, weil man ihn aber für einen gewaltthätigen herrſchſüchtigen Mann hielt, hatte er alle Liebe und alles Zutrauen verloren, und Areus war König zu Lacedämon geworden. Zu dieſen allgemeinen und alten Beſchwerden kam noch, daß ſeine ſchöne Frau Chelidonis, die aus königlichem Geblüte und des Leotichidas Tochter war, und die er ſchon als ein alter Mann geheirathet hatte, in den Akrotatus, den Sohn des Königs Areus,

heftig verliebt war, und ihrem Ehemanne, dem Kleonymus, viel Schande und Verdruß machte, denn jedermann in Sparta wußte, daß ihn ſeine Frau verachtete. Dieſe häuslichen und öffentlichen Verdrüßlichkeiten trieben endlich ſein Mißvergnügen und ſeine Rachbegierde ſo weit, daß er den Spartanern die Kriegsmacht des Pyrrhus zuzog, die damals aus fünf und zwanzigtauſend Mann zu Fuſſe, zweytauſend Mann zu Pferde, und vier und zwanzig Elephanten beſtand.

Dieſe groſſe Kriegsmacht deutete ſogleich an, daß Pyrrhus nicht Sparta dem Kleonymus, ſondern ſich den Peloponnes unterwürfig machen wollte. Indeſſen leugnete er dieſes ſowohl gegen andre als gegen die lacedämoniſchen Geſandten ſelbſt, welche ihn zu Megalopolis ſprachen. Er erklärte, daß er bloß in der Abſicht käme, um die Städte in Freyheit zu ſetzen, die ſich Antigonus unterwürfig gemacht habe, und auch wohl ſeine jüngern Prinzen nach Sparta zu bringen, um ſie dort auf lacedämoniſche Art erziehen zu laſſen, wodurch ſie ſich einen Vorzug vor allen andern Königen erwerben würden. Unter dieſem Vorgeben, welches er auf ſeinem Wege gegen jedermann behauptete, rückte er ins lacedämoniſche Gebiet. Sobald er es aber berührt hatte, ließ er rauben und plündern. Auf die Vorſtellungen der Geſandten, daß es ganz wider ſeine Erklärungen wäre, ſich ſo feindſelig zu bezeigen, antwortete er: — Es iſt ja bekannt, daß ihr Spartaner andern auch nicht vorherſagt, was ihr thun wollt. Einer von den Geſandten antwortete ihm darauf, im lakoniſchen Dialekte: Wenn du ein Gott biſt, ſo wirſt du uns kein

Unglück zufügen, denn wir haben dich nicht beleidigt. Wenn du aber ein Menſch biſt, ſo wird noch einer ſeyn, der ſtärker iſt als du.

Er rückte hierauf vor Lacedämon ſelbſt. Kleonymus wollte, daß er es ſogleich beſtürmen ſollte. Aber Pyrrhus beſorgte, wie man erzehlt, daß ſeine Soldaten, wenn ſie des Nachts die Stadt einnähmen, ſie plündern möchten, und ſchob den Sturm bis auf den folgenden Tag auf.

In Lacedämon befanden ſich bey dem ſo plötzlichen Ueberfalle wenige Truppen, und alles war in ſchlechter Kriegsverfaſſung; der König Areus ſelbſt war nicht gegenwärtig, ſondern nach Kreta den Gortyniern zu Hülfe gegangen. Aber eben die Verachtung, mit welcher Pyrrhus die ſo ſchlecht beſchützte Stadt behandelte, errettete ſie. Pyrrhus brachte die Nacht ruhig im Lager zu: die Anverwandten und Hausgenoſſen des Kleonymus putzten indeſſen ſchon deſſen Haus auf, und machten alles zu einem Gaſtmahle bereit, als wenn Pyrrhus des Nachts noch in dieſem Hauſe ſpeiſen würde.

Die Lacedämonier hielten die Nacht über noch Berathſchlagungen. Sie wollten ihre Weiber nach Kreta ſchicken, aber dieſe widerſetzten ſich dem Vorſchlage. Eine gewiſſe Archidamia kam ſogar mit einem Degen in der Hand in die Verſammlung des Senats, und machte den Männern im Namen der Weiber Vorwürfe, daß ſie verlangten, die Weiber ſollten leben, wenn Sparta verloren gienge. Hierauf wurde beſchloſſen, dem feindlichen Lager gegen über einen Graben aufzuwerfen, und die beyden Enden deſſelben mit Wagen zu verrammeln, die bis an

die Mitte der Räder tief in die Erde gegraben wären, damit durch dieſe Befeſtigung die Elephanten abgehalten würden. Sobald dieſe Arbeit angefangen wurde, kamen den ältern dabey beſchäftigten Männern Weiber und Mädchen theils in aufgeſchürzten Röcken, theils in bloſſen Unterröcken zu Hülfe, und nahmen an der Arbeit Theil. Sie befohlen ſogar den Soldaten, die fechten ſollten, auszuruhen, und übernahmen es, den dritten Theil des Grabens allein fertig zu machen, welcher nach der Angabe des Phylarchus ſechs Ellen breit, vier Ellen tief, und achthundert Fuß lang war, *) dem Hieronymus zufolge aber kleiner geweſen iſt. Als der Tag anbrach, und der Feind anfieng ſich zu bewegen, holten ſie der jungen Mannſchaft die Waffen, und übergaben ihnen die Vertheidigung des Grabens mit der Vorſtellung, wie ſüß es ſey, vor den Augen des Vaterlandes zu ſiegen, und wie rühmlich, als würdige Spartaner zu fallen, und dann in den Armen der Mütter und Weiber zu ſterben. Chelidonis blieb allein, und hatte ſich einen Strick um den Hals gebunden, um ſich zu erhenken, damit ſie nicht, wenn die Stadt erobert würde, dem Kleonymus in die Hände fiele.

Pyrrhus rückte an der Spitze ſeines Fußvolks mit aller Macht gegen die Menge der ſpartaniſchen ihm entgegen geſtellten Schilde, und gegen den Graben an, über welchen er nicht kommen konnte, da zumal der lokre Boden ſeine Soldaten keinen feſten Tritt thun ließ. Sein Prinz Ptolemäus gieng mit

*) τὸ δὲ μῆκος ὀκτάπλεθρον. longa octo iugera. Xylander.

zweytauſend Galliern und einem Truppe Chaonier an den Graben herunter, und verſuchte bey den eingerammelten Wagen überzugehen. Sie waren aber ſo tief und dicht neben einander in die Erde gegraben, daß ſie ſowohl den Ptolemäus vom Uebergange als die Lacedämonier vom Angriffe auf ihn abhielten. Die Gallier fiengen indeſſen an, die Räder von den Wagen abzuziehen, und die Wagen in den Fluß zu werfen. Bey dieſer Gefahr lief der junge Akrotatus zurück, durch die Stadt mit dreyhundert Mann, und kam dem Ptolemäus in den Rücken, von dem er wegen der hohlen Wege nicht eher entdeckt wurde, bis er ſchon die hinterſten Soldaten angegriffen hatte. Ptolemäus war nun gezwungen, ſich umzuwenden, und gegen den Akrotatus zu fechten, wobey ſeine Leute einander ſelbſt drängten, und viele in den Graben oder unter die Wagen fielen, bis endlich die Spartaner unter vielem Blutvergieſſen mit Mühe zurückgeſchlagen wurden. Die ältern Spartaner und die Weiber waren von der Tapferkeit des Akrotatus Zuſchauer geweſen. Als er wieder durch die Stadt an ſeinen vorigen Poſten marſchirte, über und über mit Blute beſpritzt, und wegen ſeines Siegs voll neuen Muths und Lebhaftigkeit, ſchien er den lacedämoniſchen Frauen ſchöner und gröſſer als vordem zu ſeyn, und ſie beneideten der Chelidonis einen ſolchen Liebhaber. Einige ältere Spartaner aber lieſen ihm nach, und ſchrien ihm zu: Lauf, Akrotatus, umarme deine Chelidonis, und zeuge tapfre Söhne für Sparta.

An dem Orte, wo Pyrrhus ſelbſt commandirte, war die Schlacht am heftigſten. Die Spartaner tha-

ten Wunder der Tapferkeit, beſonders zeichnete ſich Phyllius unter allen aus. Er that den tapferſten Widerſtand, und tödtete die meiſten Feinde. Als er wegen ſeiner vielen Wunden ſich ganz entkräftet fühlte, übergab er einem von denen, die neben ihm ſtanden, ſeinen Platz, und fiel mitten unter die fechtenden Spartaner nieder, damit er auch nicht nach ſeinem Tode in die Gewalt der Feinde käme.

Die Nacht trennte endlich die Fechtenden. Pyrrhus hatte in derſelben folgenden Traum. Es ſchien ihm, als wenn er Lacedämon mit Donnerkeilen beſchöſſe, die Stadt in Brand geriethe, und er ſich darüber freute. Er wachte vor Freude darüber auf, und gab ſeinen Officieren Befehl, die Soldaten zum wiederholten Angriffe bereit zu machen, ſeinen Vertrauten aber erzehlte er ſeinen Traum, welchen er für eine Vorbedeutung hielt, daß er die Stadt mit Sturme einnehmen würde. Die andern gaben ihm mit Verwundrung Beyfall, nur dem einzigen Lyſimachus gefiel dieſer Traum nicht. Er ſagte, er befürchtete, weil die vom Donner getroffenen Oerter nicht betreten werden dürften, daß dadurch angedeutet würde, Pyrrhus werde die Stadt nicht betreten. Pyrrhus aber antwortete: Dergleichen Auslegungen wären nur Ueberredungen für den Pöbel, und lauter Ungewißheit, jetzt müſſe man die Waffen zur Hand nehmen, und die Geſinnung haben: — Der Vorbedeutungen beſte iſt, für den Pyrrhus zu fechten *).

*) Eine Anſpielung auf den homeriſchen Vers. Iliad. XII. verſ. 243.

εἷς οἰωνὸς ἄριϛος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Der Vorbedeutungen beſte iſt, fürs Vaterland fechten.

Mit Anbruch des Tages führte Pyrrhus ſein Heer zu einem neuen Angriffe. Die Lacedåmonier wehrten ſich mit einer Tapferkeit und einem Eifer, der ihre Kråfte zu überſteigen ſchien. Die Weiber kamen zur Hülfe. Einige reichten den Soldaten Pfeile, andre brachten den ermatteten Speiſe und Trank, und nahmen ſich der Verwundeten an. Die Macedonier arbeiteten an der Ausfüllung des Grabens und trugen Holz und allerhand andre Sachen zuſammen, mit welchen ſie die Waffen und Todten, die im Graben lagen, bedeckten. Indem die Lacedåmonier dieſes zu verhindern ſuchten, war Pyrrhus, bey den Wagen über den Graben gedrungen, und man ſah ihn ſchon grade auf die Stadt zu reiten. Diejenigen, welche auf dieſer Seite ihren Poſten hatten, erhoben darüber ein groſſes Geſchrey, die Weiber heulten, und liefen hin und her. Pyrrhus drang indeſſen immer weiter vorwårts, und trieb alles, was ſich widerſetzte, weg. Indeſſen wurde das Pferd des Pyrrhus von einem kretiſchen Pfeile in den Bauch getroffen, und warf in der Todesangſt den Pyrrhus an einen ſchlüpfrigen und abſchüßigen Ort ab. Während dem Getümmel, das dabey das Gefolge des Pyrrhus um ihn herum hatte, liefen die Spartaner herbey, und trieben mit einem Hagel von Pfeilen alle Macedonier wieder zurück. Darauf ließ Pyrrhus das Gefechte endigen, in der Hoffnung, daß die Lacedåmonier von ſelbſt nachgeben würden, da faſt alle verwundet und viele geblieben waren.

Aber das gute Glück der Stadt, welches entweder die Tapferkeit der Spartaner genug geprüft hatte, oder ſeine Macht in den gefåhrlichſten Um=

ſtänden zeigen wollte, führte den faſt hoffnungsloſen Spartanern den Aminias zu, einen Phocenſer, und General des Antigonus, welcher von Korinth her mit einigen fremden Truppen zu Hülfe kam. Und kaum war dieſer in die Stadt gezogen, als der König Areus ſelbſt aus Kreta mit zweytauſend Mann anlangte. Darauf begaben ſich die Weiber ſogleich wieder in ihre Häuſer zurück, und überlieſſen den Krieg den angekommenen Truppen, welche auch die Poſten der alten Männer einnahmen, die bisher aus Noth hatten mit die Waffen führen müſſen.

Der Muth und der Ehrgeitz des Pyrrhus wurde durch die ankommenden friſchen Truppen noch mehr erweckt. Er ſuchte ſich mit Gewalt der Stadt zu bemächtigen. Allein er richtete nichts aus, ſondern mußte ſich mit vielem Verluſte zurückziehn. Er verwüſtete die umliegende Gegend. Seine Abſicht war, die Winterquartiere im lacedämoniſchen Gebiete zu nehmen, aber ſein Schickſal war ihm unvermeidlich.

In Argos waren zwiſchen dem Ariſteas und Ariſtippus Feindſeligkeiten entſtanden. Es ſchien als wenn Ariſtippus den Beyſtand des Königs Antigonus erhalten würde: Ariſteas wollte ihm alſo zuvorkommen, und rief den Pyrrhus nach Argos. Dieſer war ſchon gewohnt von einer Hoffnung auf die andre zu fallen, ſeine glücklichen Begebenheiten zu Gelegenheiten neuer Unternehmungen zu machen, wegen erhaltenen Verluſts wieder an andern Erholung zu ſuchen, und weder durch Niederlagen noch Siege ſeiner Geſchäftigkeit ſich und andre zu beunruhigen ein Ziel ſetzen zu laſſen. Er marſchirte ſo-

gleich nach Argos zu. Der lacedämoniſche König Areus ſtellte ihm viele Truppen im Hinterhalte, welche an den beſchwerlichſten Wegen Poſten faßten, und ſeinen Hinterzug anfielen, und viele Gallier und Moloſſer niederhieben. Es war auch dem Pyrrhus von einem Wahrſager, der in einem Opferviehe keine ganze Leber gefunden hatte, prophezeyt worden, daß er einen ſeiner nächſten Anverwandten verlieren würde. Aber die tumultuariſchen Umſtände bey dem Angriffe der Feinde verhinderten ihn daran zu gedenken. Er gab Befehl, daß ſein Prinz Ptolemäus mit einiger Mannſchaft dem Hinterzuge zu Hülfe eilen ſollte, indeſſen er ſelbſt eilte, ſein Heer aus den engen Wegen herauszuführen. Ptolemäus gerieth in ein ſcharfes Gefecht. Die auserleſenſten Spartaner griffen unter Anführung des Evalkus ſeine Truppen mit Heftigkeit an: währendem Gefechte lief ein Kretenſer, aus Aptera gebürtig, mit Namen Oröſus, ein tüchtiger Fechter, und der ſchnell laufen konnte, von der Seite auf den jungen Prinzen los, der muthig kämpfte, und ſtürzte ihn mit einem Stoße zu Boden. Der Tod des Prinzen verurſachte die Flucht ſeiner Truppen. Die Lacedämonier verfolgten die Flüchtigen, und kamen im Nachjagen von ihrem Heere weit ab und unverſehends ins freye Feld. Pyrrhus, der ſchon den Tod ſeines Prinzen erfahren hatte, und ſeinen Verluſt ſehr bedauerte, ließ ſeine moloßiſche Reuterey auf dieſe Lacedämonier anrücken. Er ritt voran, und erfüllte alles mit lacedämoniſchen Blute: ſo tapfer und ſchrecklich er ſich auch in allen andern Schlachten bewieſen hatte, ſo ſehr ſchien er durch Kühnheit und Gewalt in

dieſem Gefechte alles, was man ſonſt von ihm geſehen hatte, zu übertreffen. Als er auf dem Evalkus ſelbſt mit ſeinem Pferde losſprengte, ſo wich dieſer auf die Seite, und hätte beynahe mit ſeinem Schwerdte dem Pyrrhus die Hand, mit der er den Zügel hielt, abgehauen, traf aber doch nur den Zügel, den er entzwey hieb. Pyrrhus durchſtieß ihn darauf ſogleich mit ſeiner Lanze, ſprang hierauf vom Pferde, und fochte gegen die Spartaner, die um den Evalkus herum ſtritten, zu Fuſſe, von denen er eine groſſe Anzahl tödtete. Die Spartaner hatten am Ende ihres Krieges gegen den Pyrrhus, in dieſem Gefechte noch, durch die Ehrbegierde ihrer Anführer einen groſſen Verluſt erlitten.

Pyrrhus hatte in dieſem Gefechte ſeinem Sohne gleichſam ein Todtenopfer gebracht, und einen Fechterkampf zum Leichenbegängniſſe gehalten, und dabey durch ſeine Wuth gegen die Feinde ſeine Betrübniß einigermaſſen geſtillt. Er rückte weiter auf Argos an. Weil er aber erfuhr, daß König Antigonus ſchon die Höhen an der Ebene der Stadt in Beſitz genommen hätte, ſo ſchlug er bey Nauplia ſein Lager auf. Den Tag darauf ſchickte er einen Herold an den Antigonus ab, nannte ihn einen Räuber, und verlangte, daß er von ſeinen Anhöhen in die Ebene hinabkommen, und um das Königreich Macedonien mit ihm fechten ſollte. Antigonus aber ließ ihm zur Antwort ſagen: „er pflege bey ſeinen Feldzügen ſowohl die Waffen als auch die Umſtände zu nutzen, dem Pyrrhus aber ſtänden viele Wege zum Tode offen, wenn er keine Luſt hätte, länger zu leben.“

Die Einwohner von Argos ſchickten an beyde Könige Abgeordnete, und lieſſen ſie bitten, ſich von ihren Grenzen zu entfernen, und nicht Gelegenheit zu geben, daß einer von beyden ſich der Stadt bemächtigte, die gern gegen beyde Könige Freundſchaft halten wollte. Antigonus gab dieſem Geſuche Gehör, und ſeinen Prinzen den Argivern zur Geißel. Pyrrhus gab zwar auch den Argivern die Verſicherung, daß er abziehen wollte, aber kein Unterpfand ſeiner Treue, daher man Verdacht auf ihn warf.

Indeſſen ereigneten ſich zwey groſſe Vorbedeutungen für den Pyrrhus. Bey einem im Lager des Pyrrhus gehaltenem Opfer ſtreckten ſich die Zungen der geopferten Ochſen, obgleich die Köpfe von den Körpern getrennt beſonders lagen, von ſelbſt heraus, und leckten das geronnene Blut auf. Und in der Stadt Argos lief die Prieſterin des lycäiſchen Apollo mit Geſchrey umher, und rief, ſie ſähe die Stadt voller Blut und Todten, und ein Adler käme zum Kampfe und verſchwände nachher.

Pyrrhus rückte in einer ſehr dunkeln Nacht an die Mauern von Argos. Er fand das Thor, welches Diamperes heißt, vom Ariſteus ſeinen Truppen geöfnet, und die Argiver wurden nicht eher gewahr, daß er ihre Stadt inne hatte, bis ſeine Gallier den Markt beſetzt hatten. Weil aber das Thor zu klein war, um die Elephanten durchzubringen, und ihre Thürme vor dem Thore abgenommen, und wenn ſie herein waren, wieder aufgeſetzt werden mußten, welches viel Lärmen und Verzug machte, ſo ſammelten ſich indeſſen die Argiver, die den feindlichen Ueberfall gewahr wurden, und beſetzten das

Schloß Aſpis und die feſteſten Plätze, und lieſſen durch abgeſchickte Bothen den Antigonus um Hülfe bitten. Dieſer rückte auch ſogleich an die Stadt heran, und ſtellte einen Theil ſeiner Truppen in Hinterhalt, einen Theil ließ er unter den Befehlen ſeines Prinzen und ſeiner Generale in die Stadt zu Hülfe marſchiren. Zugleich kam auch der König Areus mit tauſend Kretenſern und den leichten Truppen aus Sparta an, und grif in Vereinigung mit jenen die Gallier des Pyrrhus an, welche in eine groſſe Verwirrung geriethen. Pyrrhus ſelbſt drang von Kylarabis *) her in die Stadt mit einem lauten Feldgeſchrey, welchem ſeine Gallier mit einem ſolchen Geſchrey wieder antworteten, welches ihm nicht frohen Kriegermuth, ſondern Verwirrung und Noth ſeiner Truppen anzudeuten ſchien. Er beſchleunigte daher ſeinen Marſch, und drengte ſeine Reuter, die wegen der vielen Kanäle und Löcher in der Stadt nicht gut fortkommen konnten, mit Gewalt vor ſich her. Die Dunkelheit der Nacht machte allgemeine Verwirrung: man konnte vor dem Getümmel der Waffen und dem Lärmen nicht die Stimmen erkennen, die Soldaten verirrten ſich in der Finſterniß in den engen Gaſſen, die Befehle der Officiere konnten nicht gehört werden, alles ſchrie und lärmte unter einander: beyde Theile konnten alſo nichts ausrichten, und erwarteten den Tag.

Als bey Anbruch des Tages Pyrrhus gewahr wurde, daß das Schloß Aſpis ganz mit bewafneten Feinden erfüllt war, erſchrack er, und ſein Schrecken wurde vermehrt, da er auf dem Markte der

*) Ein Fechterplatz, nicht völlig dreyhundert Schritte von der Stadt Argos.

Stadt unter andern Statüen einen Wolf und einen Stier von Erzt erblickte, die mit einander ſtreitend vorgeſtellt waren, weil er ſich eines Orakels von alten Zeiten her erinnerte, welches ihm geweiſſagt hatte, daß er alsdenn ſterben würde, wenn er einen Wolf mit einem Stier würde haben ſtreiten ſehen.

Dieſes eherne Bild war, der Erzehlung der Argiver nach, zum Andenken einer alten Begebenheit errichtet. Als Danaus nämlich durch die thyreatiſche Gegend bey Pyramia vorbey nach Argos zog, ſahe er einen Wolf mit einem Stier ſtreiten. Daraus nahm er zu einer Vorbedeutung an, als wenn der Wolf, der, ſo wie er, aus einer fremden Gegend kam, für ihn ſtritte, und wartete den Ausgang des Kampfes ab. Der Wolf überwand den Stier, und Danaus rückte nach einem Gebete zum lycäiſchen Apollo auf Argos an, und war auch glücklich, da Gelanor, der damalige König der Argiver, in einem Aufruhre vertrieben wurde. Zum Andenken der Sache wurden jene Statüen errichtet.

Durch den Anblick dieſer Statüe und den geringen Erfolg ſeines Anſchlags wurde Pyrrhus ſo muthlos, daß er beſchloß, ſich zurück zu ziehen. Weil er aber beſorgte, daß er durch die engen Thore nicht gut würde durchkommen können, ſchickte er an ſeinen Sohn Helenus, der mit dem größten Theile des Heers draußen vor der Stadt geblieben war, den Befehl, ein Stück der Mauer niederzureiſſen, und den ausmarſchirenden Truppen zu Hülfe zu kommen, wenn ſie vom Feinde beunruhigt würden. Der Bothe aber brachte in der Eil und Verwirrung, in der alles war, einen falſchen Befehl. Der Prinz drang mit den noch übrigen Elephanten und den beſten Trup-

pen in das Stadtthor hinein, um ſeinem Vater zu Hülfe zu kommen, der ſchon auf dem Rückzuge war. Er hatte, ſo lange ihm der Marktplatz Raum zum Gefechte gegeben hatte, die angreifenden Feinde tapfer zurück geſchlagen; als er aber vom Markte auf die enge Gaſſe kam, die zum Thore führt, ſtieß er auf ſeine ihm zu Hülfe entgegen rückende Völker: er ſchrie ihnen zu, ſie ſollten ſich zurückziehen, aber theils konnten ſie vor dem Getümmel den Befehl nicht verſtehen, theils wurden ſie, wenn ſie ſich auch gern hätten zurückziehen wollen, von den andern hinter ihnen, die mit Gewalt ins Thor wollten, immer weiter gedrängt. Und dazu lag noch der größte Elephant des Pyrrhus, welcher unter dem Thore umgefallen war, quer im Wege, und ſchrie gewaltig, und hinderte die Zurückeilenden weiter fortzukommen. Und ein anderer Elephant von denen, die ſchon in der Stadt waren, welcher Nikon hieß, ſuchte ſeinen Führer, der wegen ſeiner vielen Wunden herabgefallen war, ſtürzte denen entgegen, die ſich zurückzogen, und warf Freunde und Feinde unter einander nieder, bis er ſeinen Führer, der todt war, wieder fand, den er mit ſeinen Rüſſel aufhob, zwiſchen beyde Zähne faßte, und ganz raſend wieder umkehrte, und alles, was ihm entgegen kam, zu Boden warf. Unter einem ſo vielfachen Drange wurden die Truppen des Pyrrhus dergeſtalt zuſammen gepreßt, daß keiner ſeiner ſelbſt mächtig war, ſondern alles war wie ein zuſammen geklammerter Körper, und verſuchte mit geſammten Kräften durch verſchiedene Wendungen auf beyden Seiten ſich zu helfen. Aber ſie konnten den Feinden wenig Schaden zufügen,

gen,

gen, da ſie unaufhörlich von hinten zu angegriffen wurden, und verwundeten und tödteten ſich ſelbſt untereinander, weil ſie die einmal gezogenen Schwerdter und angelegten Lanzen nicht wieder an ſich ziehen konnten, ſondern damit diejenigen trafen, die auf ſie los gedrängt wurden, und ſo brachten ſie ſich untereinander ſelbſt um.

Pyrrhus nahm in dieſem entſetzlichen Sturme, in dem er ſich befand, die Binde an ſeinem Helme, die ihn kenntlich machte, ab, und gab ſie einem ſeiner Vertrauten; darauf ſprengte er mit ſeinem Pferde, auf welches er ſich verlaſſen konnte, auf die Feinde, die ſein Heer verfolgten. Hier bekam er von einem Lanzenſtoße durch den Harniſch eine kleine nicht gefährliche Wunde, wandte ſich aber ſogleich gegen denjenigen, der ſie ihm beygebracht hatte. Es war ein Argiver von niedriger Herkunft, der Sohn einer alten armen Mutter. Dieſe ſah eben damals, ſo wie die andern Frauen, von ihrem Dache dem Gefechte zu, und kam durch die Gefahr, in welcher ſie ihren Sohn erblickte, da Pyrrhus gegen ihn andrang, in eine ſo heftige Angſt, daß ſie einen Ziegelſtein mit beyden Händen ergrif, und auf den Pyrrhus herab warf, welcher ihn am Kopfe traf, und das Genicke entzwey brach, ſo daß ihm gleich das Geſicht vergieng, und der Zügel aus der Hand fiel. Er ſank bey dem Denkmale des Likymnius zu Boden, und wurde von niemanden erkannt.

Allein Zopyrus, einer von den Soldaten des Antigonus, und zwey oder drey andere, die ihn kannten, liefen herzu, und ſchleppten ihn auf einen Hof, als er eben anfieng ſich wieder vom Schlage zu er-

holen. Zopyrus zog ſein illyriſches Schwerdt, um ihn den Kopf abzuhauen, wurde aber durch den ſchrecklichen Blick, den Pyrrhus auf ihn warf, ſo furchtſam gemacht, daß er mit den Händen zitterte, und vor Angſt und Verwirrung den Hals nicht traf, ſondern den Mund und das Kinn, und alſo langſam und mit Mühe den Kopf abhieb.

Indeſſen war dieſer Zufall allgemeiner bekannt worden, und Alkyoneus kam herbeygeeilt, den Kopf des Pyrrhus zu beſehen. Er nahm ihn, und ritt damit zu ſeinem Vater, und warf ihn zu deſſen Füſſen, der eben bey ſeinen Vertrauten ſaß. Antigonus aber entſetzte ſich über dieſen Anblick ſo ſehr, daß er ſeinen Prinzen mit dem Stocke von ſich wegjagte, und ihn einen Böſewicht und Barbaren nannte. Er hielt ſich ſelbſt ſeinen Rock vors Geſichte, und vergoß Thränen, in Erinnerung an ſeinen Großvater Antigonus und ſeinen Vater Demetrius, die in ſeinem eigenen Geſchlechte Beyſpiele von der Wandelbarkeit des Glücks geweſen waren. Er ließ den Kopf und den Körper des Pyrrhus mit anſtändiger Feyerlichkeit verbrennen.

Alkyoneus traf den Prinzen des Pyrrhus, Helenus, in einer armſeligen Geſtalt und ſchlechtem Kleide an, er begegnete ihm mit vieler Güte, und führte ihn zu ſeinen Vater Antigonus, welcher zum Alkyoneus ſagte: „So machſt du es zwar beſſer, mein Sohn, als vorher, aber doch noch nicht ganz recht, da du ihm dieſes ſchlechte Kleid nicht ausgezogen haſt, welches uns, die wir ſeine Sieger ſind, mehr als ihn beſchimpft.“ Er bewies ſich gegen den Helenus freundſchaftlich, ließ ihn anſtändig

kleiden, und ſchickte ihn nach Epirus zurück. Auch bezeigte er ſich gegen die Vertrauten des Pyrrhus großmüthig, da er Herr des Lagers und der ganzen Kriegsmacht geworden war.

Cajus Marius.

Wir können den dritten Namen des Cajus Marius nicht angeben, ſo wie man ihn auch vom Quintus Sertorius, der Spanien eine Zeitlang behauptete, und vom Lucius Mummius, der Korinth eroberte, nicht weiß. Denn der Zuname Achaicus wurde dem letztern wegen ſeiner Thaten, ſo wie dem Scipio der Zuname Afrikanus und dem Metellus der Name Macedonicus gegeben. Dadurch glaubt Poſidonius diejenigen am meiſten zu widerlegen, welche den dritten Namen der Römer für den eigentlichen Hauptnamen halten, z. E. Camillus, Marcellus, Cato, weil alsdenn diejenigen keinen eigentlichen Namen haben würden, die nur zwey Namen geführt haben. Aber Poſidonius bedenkt dabey nicht, daß nach ſeinem Grunde die Weiber keinen eigentlichen Namen gehabt hätten, denn den erſten Namen, den Poſidonius für den eigentlichen Namen der Römer hält, führt kein Frauenzimmer, der andre iſt der Geſchlechtsname, z. E. die Pompejer, Mallier, Cornelier, wie man auch die Herakliden, die Pelopiden ſagt, und der dritte iſt der Zuname, welcher

wegen Charakterzüge, oder Thaten, oder von der körperlichen Geſtalt, oder Leibesfehlern her pflegt gegeben zu werden, z. E. Makrinus, Torquatus, Sylla, wie bey den Griechen Mnemon, Grypus, Kallinikus. Die Verſchiedenheit und Abänderungen der Gewohnheiten giebt indeſſen zu vielen Behauptungen in dieſer Materie Gelegenheit *).

Die ſteinerne Statüe des Marius zu Ravenna in Gallien, die wir ſelbſt geſehen haben, ſtellt ſeine Bildung ſo vor, daß man die bittere Strenge und Härte ſeines Charakters, die ihm zugeſchrieben wird, daran erkennen kann. Er war von Natur wild und kriegriſch, und da er auch durch die Erziehung mehr zu militäriſchen als politiſchen Dienſten des Staats war vorbereitet worden, ſo konnte er bey den obrigkeitlichen Aemtern, die er nachher bekleidete, ſeine Heftigkeit nicht in Schranken halten. Er ſoll auch die griechiſchen Wiſſenſchaften nicht gelernt, und bey keiner ernſthaften Sache die griechiſche Sprache gebraucht haben: er hielt es für lächerlich, ſolche Wiſſenſchaften zu lernen, deren Lehrmeiſter andern

*) Ruald hat in ſeinen Anmerkungen über den Plutarch Animaduerſ. XV. p. 897. ſq. Tom. II. ed. Reisk. ſich des Poſidonius wider den Plutarch angenommen, und behauptet, Plutarch habe die Zeiten des Poſidonius nicht von den ſeinigen unterſchieden. Allein Plutarch führt ja deutlich die Verſchiedenheit der Gewohnheiten und ihre Abänderungen an. Wer viel über dieſe Materie von den römiſchen Namen zu leſen Luſt hat, leſe Robortelli libell. de Romanorum nominibus, et Annot. Lib. I. cap. 24. et 31. et Sigonium in Emendatt. Libr. II. cap. 8. 14. 23. it. Angel. Politian. Miſcell. cap. 31. etc.

unterwürfig wären. Als er nach ſeinem zweyten Triumphe bey der Einweihung eines Tempels griechiſche Spiele halten ließ, war er kaum auf den Schauplatz gekommen, und hatte ſich kaum niedergeſetzt, als er ſich ſchon wieder weg begab. — Plato pflegte zum Xenokrates, einem Philoſophen von mürriſchen unpolirten Weſen, öfters zu ſagen: „Lieber Xenokrates, opfre den Grazien.“ Wenn jemand den Marius hätte bereden können, den griechiſchen Muſen und Grazien zu opfern, ſo würde er nicht nach ſeinen ſo rühmlichen Feldzügen und gefährten Staatsämtern ein ſo unanſtändiges Ende genommen, noch ſich durch ſeine Heftigkeit, unzeitige Herrſchſucht, und unerſättliche Geldgierde einem mit Grauſamkeit und unruhigen Auftritten erfülltem Alter ausgeſetzt haben. Man wird dieſes bald aus der Erzehlung ſeiner Begebenheiten ſehen können.

Marius war von ganz unbekannten und armen Aeltern geboren, die ſich durch Händearbeit ernährten. Sein Vater hatte einerley Namen mit ihm, ſeine Mutter hieß Fulcinia. Er kam ſpät nach Rom, und wurde alſo mit dem Stadtleben ſpät bekannt. Vorher lebte er in dem Flecken Cirraeaton im arpiniſchen Diſtrikte, wo er von den feinen und artigen Sitten der Stadt entfernt, eine bäuriſche doch mäſſige und der Gewohnheit der alten Römer ähnliche Lebensart führte.

Seinen erſten Feldzug that er wider die Spanier unter dem Befehle des Scipio Afrikanus, als dieſer die Stadt Numantia belagerte. Seine vor den andern jungen Römern vorzügliche Tapferkeit wurde dem Feldherrn bald bekannt, beſonders da er

die veränderte Kriegszucht, welche Scipio unter dem damals durch Ueppigkeit und Pracht verderbten Soldaten einführte, am bereitwilligſten befolgte. Er ſoll auch einmal vor den Augen des Feldherrn einen Feind überwunden haben.

Durch ſein Wohlverhalten erwarb er ſich die Achtung des Feldherrn. Als einmal nach der Tafel das Geſpräch auf die groſſen Generale fiel, und einer von den Anweſenden entweder aus wirklichem Zweifel oder aus Schmeicheley den Scipio fragte: was für einen ihm ähnlichen General und Anführer die Römer nach ihm wohl haben würden? ſo ſoll Scipio dem jungen Marius, der neben ihm ſaß, ſanft auf die Schulter geklopft und geſagt haben: „Vielleicht dieſer hier.“ So vorzüglich war das Genie des Jünglings, daß aus ihm ſchon der künftige groſſe Mann hervorleuchtete, und ſo ſcharfſichtig der Geiſt des Scipio, daß er in dem erſten Anfange die künftige Gröſſe vorherſah.

Marius wurde durch dieſes Urtheil des Scipio, wie man erzehlt, gleichſam wie durch ein göttliches Orakel zu weitern Hoffnungen aufgemuntert. Er widmete ſich zum Dienſte des Staats, und gelangte durch die Empfehlungen und Betriebſamkeit des Cäcilius Metellus, in deſſen Gunſt er vorlängſt von ſeinem Vater her ſtand, zu dem Amte eines Tribunen des Volks. Während ſeiner Verwaltung dieſes Amts brachte er ein Geſetz wegen der Stimmenſammlung zu Stande, welches den bisherigen mächtigen Einfluß der Patricier in die Gerichtsurtheile verminderte. Der Conſul Cotta widerſetzte ſich dieſer Sache, und bewog den Senat, ſich ebenfalls zu

widerſezen, und den Marius darüber zur Rechenſchaft zu fodern. Marius erſchien, als darüber ein Dekret des Senats war abgefaßt worden, vor dem Senate, ganz ohne die Schüchternheit eines jungen Mannes, welcher, ohne etwas wichtiges verrichtet zu haben, ſo eben erſt ein öffentliches Amt in der Republik erhalten hatte, er zeigte vielmehr ſchon eben den Stolz, zu den ihn ſeine nachherigen Thaten berechtigten, und drohete dem Conſul Cotta mit dem Gefängniſſe, wenn er das Dekret des Senats nicht aufhübe. Der Conſul wandte ſich darauf an den Cäcilius Metellus, und fragte ihn um ſeine Meynung. Metellus ſtand auf und unterſtützte den Conſul. Marius holte ſogleich den Lictor in das Senatorenzimmer, und befahl, ſelbſt den Metellus ins Gefängniß zu führen. Dieſer rief die andern Tribunen zu Hülfe, allein ſie nahmen ſich ſeiner nicht an, und der Senat war alſo genöthigt, ſein Dekret aufzuheben.

Marius gieng mit ſtolzer Zufriedenheit vor die Verſammlung des Volks, und ließ ſein Geſetz beſtätigen. Man ſah, daß er ein Mann war, der ſich durch Furcht nicht ſchrecken und durch Ehrerbietung von nichts abwendig machen ließ, der im Stande war, dem Senate die Spitze zu bieten, und die Vortheile des Volks und deſſen Gunſt ſuchte. Allein er widerlegte dieſe Meynung von ſich bald durch einen andern politiſchen Streich. Er widerſetzte ſich nämlich dem Volke, welches nach einem gewiſſen gethanenen Vorſchlage eine Menge Getraides umſonſt ausgetheilt haben wollte, mit aller Stärke, und behielt auch die Oberhand. Er hatte ſich nun

ſowohl beym Senate als beym Volke gleiche Ehre erworben, als ein Mann, der keiner Parthey zum Schaden der Republik ergeben wäre.

Nach zurückgelegtem Tribunate bewarb er ſich um das Amt eines Aedils der erſten Gattung. Denn es giebt zwey Arten der Aedilen; diejenigen, welche das Recht haben, auf Stühlen mit ausgelegten gebogenen Füſſen bey der Verwaltung ihres Amts zu ſitzen, heiſſen die curuliſchen Aedilen, die andern vom niedern Range heiſſen Aedilen des Volks. Nach der Erwählung der Ober-Aedilen werden allemal ſogleich darauf die gemeinen Aedilen gewählt. Marius, der gewahr wurde, daß er kein Aediliscurulis werden würde, änderte geſchwind ſein Anſuchen, und bewarb ſich um das Amt eines gemeinen Aedils; aber er erlangte auch dieſes nicht, weil man ſein Geſuch für die Wirkung einer eigenſinnigen Frechheit hielt. So waren ihm an einem Tage zwey Geſuche zugleich abgeſchlagen worden, welches vor ihm noch niemanden widerfahren war; allein dieſes ſchlug ſeinen Muth zu künftigen Ausſichten nicht im geringſten nieder.

Er bewarb ſich einige Zeit darauf um das Amt eines Prätors, und wäre beynahe wieder durchgefallen: er war der letzte von den Prätoren, die man damals erwählte, und wurde noch dazu angeklagt, daß er durch unrechte Mittel dazu gelangt ſey. Beſonders warf man auf den Sklaven des Caßius Sabacon Verdacht, den man innerhalb den Schranken, wo die Wahlzettel niedergelegt wurden, erblickt hatte, und Sabacon war der vertrauteſte Freund des Marius. Als aber Sabacon deswegen vor dem

Gerichte erſchien, ſo entſchuldigte er ſich damit, daß ihm bey der groſſen Hitze gedurſtet, und ſein Sklave ihm in einem Becher friſches Waſſer in die Schranken gebracht, nachdem er getrunken aber gleich wieder weggegangen ſey. Sabacon wurde aber gleichwohl von den nachherigen Cenſoren aus dem Senate geſtoſſen, und man glaubte, er hat dieſen Schimpf entweder durch ſeine falſche Ausſage oder doch durch Unenthaltſamkeit vollkommen verdient. Es mußte auch wegen eben dieſer Sache Cajus Herennius ſich vors Gericht ſtellen, welcher aber dagegen einwandte, daß es wider die hergebrachte Gewohnheit liefe, wider ſeinen Clienten zu zeugen, und die Geſetze ſelbſt ſprächen die Patronen von dergleichen Zeugnißablegungen wider ihre Clienten frey, die Aeltern des Marius aber und Marius anfänglich ſelbſt wären Schutzgenoſſene der Herenniſchen Familie geweſen, welche Entſchuldigung die Richter gelten lieſſen *). Aber Marius ſelbſt widerſprach

*) Dieſes, dem Urſprunge und der Abſicht nach, weiſes und glückliches Verhältniß der Vornehmen und Geringen in der römiſchen Republik gegen einander, und die urſprünglichſten Geſetze für die Patronen und Clienten erklärt ſelbſt Plutarch im Leben des Romulus Th. 1. dieſer Ueberſetzung S. 76. u. ff. Weitläuftig handelt davon H. von Beaufort in der Römiſchen Republik 2. Th. 2. Buch. 3. Kap. S. 55. u. ff. Das griechiſche Wort νεμειν, welches Xylander und Bryanus im Texte für falſch hielten und verbeſſern wollten, iſt das eigentliche in dieſer Sache gebräuchliche Wort, anſtatt νομιζειν, θεραπευειν. S. Reisk. Animad. ad Plutarch. T. II. p. 965.

dem Herennius, und behauptete, daß er von der Zeit an, da er zu einem obrigkeitlichen Amte gelangt wäre, unter keiner Clientel mehr geſtanden hätte, welches nicht ganz richtig war, weil nicht ein jedes obrigkeitliche Amt, ſondern nur ein ſolches, dem nach den Geſetzen ein Seſſel mit gebogenen Füſſen (Sella curulis) zukam, das Patronat gegen den Clienten und ſeine Familie aufhob. Die erſten Tage bey der über ihn angeſtellten Unterſuchung ſah es mit dem Marius übel aus, und ſeine Richter waren ſtrenge, allein am letzten Tage wurde er wider Vermuthen durch die Gleichheit der Stimmen losgeſprochen.

Er verwaltete das Amt der Prätur mit mittelmäßigem Lobe, und bekam darauf das jenſeitige Spanien zur Provinz, welches Land er von den Räubern gereinigt und geſitteter gemacht haben ſoll, da es bis dahin ganz verwildert, und von den Einwohnern, die Rauben und Plündern für nichts ſchändliches hielten, unſicher gemacht wurde.

Nach ſeiner Rückkunft nahm er wieder an Staatsgeſchäften Antheil. Es fehlte ihm zwar an Reichthum und an der Gabe der Beredtſamkeit, durch welche Mittel ſich damals diejenigen, die das meiſte Anſehn behaupteten, Anhang unter dem Volke verſchafften. Allein ſein lebhafter Geiſt, ſeine unermüdete Thätigkeit und ſeine populäre Lebensart erwarben ihm die Gunſt der Bürger, und eine Hochachtung, die ihn empor brachte, ſo daß er auch zu einer vornehmen Heirath gelangte, und die Julia bekam, welche aus der Familie der Cäſaren, und die Tante des Julius Cäſar war, der nachher

der größte aller Römer wurde, und ſeinem Verwandten Marius auch nachahmte, wie in dem Leben des Cäſars erzehlt wird.

Man giebt dem Marius das Lob der Mäßigung und der Standhaftigkeit, wovon eine chirurgiſche Operation, die er an ſich vornehmen ließ, ein Beweis iſt. Er hatte an beyden Beinen viele ſogenannte Oberbeine, und wollte ſich von dieſer Unbequemlichkeit durch einen Wundarzt befreyen laſſen. Er reichte den einen Fuß, ohne ſich anbinden zu laſſen, dem Wundarzte, und ſtand die größten Schmerzen beym Schneiden, ohne zu ſeufzen, und ohne Bewegung und Veränderung der Miene, mit ſtiller Standhaftigkeit aus. Als aber der Wundarzt an dem zweyten Fuß kam, ließ er nichts weiter vornehmen, und ſagte: „Ich ſehe, daß der Vortheil der Schmerzen nicht werth iſt.“

Bey dem Kriege wider den König Jugurtha nahm der Conſul Cäcilius Metellus, der wider den Jugurtha nach Afrika geſchickt wurde, den Marius als ſeinen Legaten, oder Untergeneral, mit ſich dahin. Hier fieng er an auf groſſe und glänzende Unternehmungen zu denken. Weit entfernt zu Vergröſſerung des Ruhms des Metellus etwas beyzutragen, wie die andern Legaten zu thun pflegten, glaubte er, nicht vom Metellus zum Legaten gemacht, ſondern von dem Glücke zur gelegenſten Zeit auf einen Schauplatz groſſer Thaten geführt worden zu ſeyn. Er bewies die vollkommenſte Tapferkeit. Er unterzog ſich den größten Beſchwerlichkeiten, er übernahm die härteſten Gefahren, und hielt auch die nicht geringen Dienſte ſeiner unwerth. Durch die vor-

zügliche Klugheit und Vorſichtigkeit, mit welcher er diejenigen übertraf, die ihm gleich waren, und durch die Frugalität und Geduld, mit welcher er es den gemeinen Soldaten gleich that, erwarb er ſich allgemeines Wohlwollen. Denn ſo wie jedermann bey Beſchwerlichkeiten einen Troſt darinnen findet, wenn andre freywillig daran Theil nehmen, wodurch gleichſam der Zwang wegfällt, ſo iſt beſonders einem römiſchen Soldaten nichts angenehmer, als wenn er ſieht, daß der General einerley Brot mit ihm ißt, oder auf einer ſchlechten Streu liegt, oder bey Verfertigung eines Grabens oder Walles mit Hand ans Werk legt. Der Soldat ſchätzt die Generale, welche ihm Geld und Ehre mittheilen, nicht ſo hoch als diejenigen, welche an ſeinen Gefahren und Beſchwerlichkeiten Theil nehmen, und liebt die, welche ihm arbeiten helfen, weit mehr, als die, welche ihm erlauben müßig zu gehen. Durch alle dergleichen Gefälligkeiten erwarb ſich Marius die Liebe der Soldaten, und ſein Ruhm breitete ſich ſchnell in ganz Afrika und auch in Rom aus, da die Soldaten aus dem Lager ihren Freunden zu Rom dieſes meldeten, und verſicherten, der Krieg gegen den Jugurtha würde auf keine andre Weiſe geendigt werden können, als wenn man den Cajus Marius zum Conſul erwählte.

Metellus konnte ſeine Unzufriedenheit darüber nicht verbergen. Am meiſten aber machte ihn die Begebenheit mit dem Turpilius mißvergnügt. Dieſer Mann war ſchon von ſeinen Aeltern her ein Gaſtfreund des Metellus, und machte damals als Feldzeugmeiſter den Feldzug mit. Er war zum Com-

mendanten von Vacca beſtellt, einer anſehnlichen Stadt, und gerieth durch die Gelindigkeit und Nachſicht gegen die Einwohner, denen er zu viel traute, unverſehends in die Gewalt der Feinde, indem die Bürger dem Jugurtha die Thore öffneten. Sie brachten es bey dem Sieger dahin, daß dem Turpilius nichts zu Leide geſchah, und er wieder die Freyheit erhielt. Dieß eben zog ihm den Verdacht einer Verätherey zu. Marius, der mit im Kriegsgerichte über den Turpilius ſaß, und deſſen bitterer Feind war, brachte die andern Richter ſo ſehr wider ihn auf, daß Metellus wider ſeinen Willen genöthigt wurde, ihn zum Tode zu verdammen. Bald darauf wurde die Unſchuld des Turpilius offenbar. Jedermann nahm an dem Schmerze, den Metellus darüber empfand, Antheil: nur Marius freuete ſich darüber, und machte ſich eine Ehre daraus, zu geſtehen, daß die Sache ſein Werk geweſen wäre, er ſcheute ſich auch nicht, öffentlich zu ſagen: er habe auf dem Metellus den Geiſt der Rache wegen des an ſeinem Gaſtfreunde begangenen Mordes gebracht.

Darauf kam es mit ihrer Feindſchaft zum öffentlichen Ausbruche. Man erzehlt, daß Metellus einſtmals zum Marius im Spotte geſagt habe: „Du willſt uns alſo verlaſſen, vortreflicher Mann, und nach Hauſe ſegeln, um das Conſulat zu erhalten? wäreſt du nicht zufrieden, wenn du mit dieſem meinem Sohne hier zugleich dereinſt Conſul würdeſt?“ — Der Sohn des Metellus war damals noch ſehr jung. Nach vielen Verzögerungen ertheilte endlich Metellus dem Marius, der auf ſeine Abreiſe drang, den geſuchten Abſchied, da nur noch zehn Tage bis zur

Wahl der Conſuln fehlten. Marius legte den langen Weg vom Lager bis ans Meer nach Utica in zweyen Tagen und einer Nacht zurück. Er opferte vor ſeiner Abfahrt zu Utica, und der Wahrſager ſoll ihm dabey verkündigt haben, daß ihm ein unglaublich groſſes Glück, welches alle ſeine Hoffnung überträfe, vorbedeutet würde. Dadurch aufgemuntert ſegelte er ab, und gelangte nach vier Tagen über das Meer in Italien an. Das Volk hatte ſeine Ankunft mit Sehnſucht erwartet. Er wurde von einem Tribun des Volks auf den Wahlplatz geführt, und bewarb ſich mit vielen Beſchuldigungen des Metellus, und dem Verſprechen, daß er entweder den Jugurtha tödten oder lebendig gefangen nehmen wollte, um das Conſulat.

Er wurde mit vielem Ruhme zum Conſul erwählt, und ſtellte ſogleich Werbungen an, welche wider die Geſetze und bisherige Gewohnheiten waren, da er eine Menge Arme und Sklaven zu Soldaten machte. Denn die vorigen Feldherren hatten dergleichen Leute nicht unter die Legionen genommen, ſondern die Waffen, als eine Art von Ehre, nur denen gegeben, die ihr Stand und Vermögen dazu würdig machte, und die ihr Vermögen gleichſam zum Unterpfande ihrer Treue machten. Mehr aber noch als dieſes machten den Marius die ſtolzen und frechen Reden, womit er die vornehmſten Römer beleidigte, verhaßt, denn er ſagte öffentlich, daß er das Conſulat als eine Beute betrachtete, die er der Weichlichkeit der Vornehmen und Reichen abgenommen, und er rühme ſich nicht fremder Denkmäler und der Ahnen der Vorfahren, ſondern ſeiner eige=

nen Wunden. Er tadelte auch öfters die beyden Conſuln L. Calpurnius Beſtia, und Spurius Poſthumius, welche in Afrika nicht glücklich geweſen waren, als Leute, die zwar von einer vornehmen Familie, aber zum Kriege ungeſchickt wären, und aus Mangel an Kenntniß Fehler begangen hätten; dabey fragte er die zuhörende Menge, ob ſie nicht glaubten, daß ſelbſt die Vorfahren dieſer Männer lieber ſolche Nachkommen, wie er wäre, würden haben wollen, da ſie ſelbſt auch nicht durch eine vornehme Geburt, ſondern durch Tapferkeit und herrliche Thaten ſich zu ihrem Anſehen erhoben hätten? Dergleichen Reden führte er aber nicht aus bloſſer eitler Prahlerey, und in der Abſicht, um nur den vornehmen Römern wehe zu thun, ſondern das Volk ſelbſt freuete ſich, wenn der Senat beſchimpft wurde, und beurtheilte die Gröſſe des Geiſtes immer nach der Prahlerey der Worte, daher ermunterte es den Marius auch, die würdigen Männer nicht zu ſchonen, und dadurch die Gunſt der Menge ſich mehr zu verſichern.

Der vom Neide überwundene Metellus war ſehr mißvergnügt, daß jetzt, da er den Krieg ſo weit zu Ende gebracht hatte, nichts mehr übrig war, als ſich der Perſon des Jugurtha zu bemächtigen, Marius nach Afrika kam, um den Preis des Sieges und den Triumph zu erhalten, ein Mann, der ſich doch nur durch Undankbarkeit gegen ihn empor geſchwungen hatte. Er konnte ſich nicht überwinden, den Marius zu ſprechen, ſondern begab ſich von der Armee weg, und ließ dieſelbe vom Rutilius, einem ſeiner Legaten, dem Marius übergeben.

Allein die Strafgerechtigkeit vergaß den Marius doch nicht am Ende dieſes Krieges; denn Sylla entriß ihm die größte Ehre des Sieges, ſo wie er ſie dem Metellus entriſſen hatte, welches ich hier kürzlich erzehlen will, weil es ausführlicher im Leben des Sylla erzehlt wird.

Bocchus, der König von Obernumidien, des Jugurtha Schwiegervater, hatte demſelben in ſeinem Kriege nicht viel beygeſtanden, weil er ſich über die Untreue des Jugurtha beſchwerte, und auch für die Vermehrung von deſſen Macht ſich fürchtete. Als aber Jugurtha entfliehen mußte, und in ſeinem Herumirren endlich ſeine letzte Hoffnung auf den Bocchus zu ſetzen gezwungen wurde, ſo nahm ihn dieſer mehr aus Schaam bey ſeinem Flehen als aus wahrer Liebe auf. Er unterhandelte auch zu ſeinem Beſten öffentlich mit dem Marius, und meldete ihm, daß er den Jugurtha nicht ausliefern, ſondern ſich ſeiner Sache annehmen würde: insgeheim aber faßte er den Anſchlag, ihn zu verrathen, und ließ den Lucius Sylla zu ſich kommen, der damals des Marius Rentmeiſter war, und ihm in dieſem Kriege einige Gefälligkeiten erzeigt hatte. Als Sylla getraut hatte und angekommen war, ſo änderte der Barbar ſeine Geſinnung, und fieng an ſein Vorhaben zu bereuen. Er konnte viele Tage nicht mit ſich ſelbſt einig werden, ob er den Jugurtha ausliefern oder vielmehr ſelbſt den Sylla in Verhaft behalten ſollte. Endlich vollführte er den erſtern Vorſatz der Verrätherey, und lieferte den Jugurtha dem Sylla lebendig in die Hände.

Und dieß war der erſte Saame jener unverſöhn-

lichen

lichen und groſſen Feindſchaft zwiſchen dem Marius und Sylla, die in der Folge faſt ganz Rom ins Verderben ſtürzte. Denn viele, die den Marius beneideten, gaben die Gefangennehmung des Jugurtha für ein Werk des Sylla aus: und Sylla ſelbſt ließ ſich einen Siegelring machen, auf welchem die Uebergabe des Jugurtha durch den Bocchus an ihm geſtochen war, und dieſen Ring trug und gebrauchte er beſtändig. Dadurch erbitterte er den Marius, deſſen Ehrgeitz und Eiferſucht niemanden an ſeinem Ruhme wollte Theil nehmen laſſen. Die Feinde des Marius aber erhitzten den Sylla noch mehr, und ſchrieben die erſten und wichtigſten Vortheile des Krieges dem Metellus, die letztern aber und die Endigung des Krieges dem Sylla zu, damit das Volk aufhören ſollte, den Marius zu bewundern und ihm anzuhängen.

Allein die Gefahr, welche vom Abend her Italien bedrohete, zerſtreute ſehr bald den Neid und alle gehäßigen Wirkungen der Reden, die wider den Marius geführt wurden. Man befand ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, einen groſſen General zu ſuchen, durch den man, wie durch die Hülfe eines Steuermanns, dem Sturme eines groſſen Krieges entkommen könnte; und niemand aus den vornehmen und reichen Familien bewarb ſich um das Conſulat, daher Marius in ſeiner Abweſenheit wieder zum Conſul ernannt wurde.

Kaum war die Nachricht von der Gefangennehmung des Jugurtha zu Rom angelangt, als ſich das Gerücht von den andringenden Teutonen und Cimbern ausbreitete, deren Stärke und Anzahl anfäng-

lich bis zum unglaublichen vergröſſert zu ſeyn ſchien, bis man einſah, daß das Gerücht die Anzahl dieſer Heere noch geringer gemacht hatte, als ſie wirklich waren. Denn das gerüſtete Kriegsheer derſelben allein beſtand aus dreymal hundert tauſend Mann, und es folgten ihnen eine noch weit gröſſere Anzahl Weiber und Kinder nach. Sie foderten ſo viel Land, als zum Unterhalte dieſer Menge nöthig war, und Städte, in denen ſie wohnen könnten, ſo wie ſie gehört hatten, daß vormals die Celten den beſten Theil von Italien eingenommen und die Hetrurier daraus vertrieben hatten.

Da dieſe Völker mit andern in keiner Gemeinſchaft geſtanden hatten, und aus entfernten Ländern herkamen, ſo wußte man nicht, was für Nationen es waren, noch aus welchen Ländern her ſie jetzt wie eine Wolke über Gallien und Italien hereinſtürzten. Man muthmaßte wegen der Gröſſe ihrer Körper und ihrer himmelblauen Augen, und weil die Germanier die Räuber Cimbrer zu nennen pflegen, daß es germaniſche Völkerſchaften wären, die an der Nordſee gewohnt hätten. *).

Andre behaupten, das Land der Celten ſey ſo groß und weitläuftig, daß es ſich von dem Nordmeere gegen den Orient zu bis an die mäotiſche See erſtrecke, und an das pontiſche Scythien grenze,

*) Man weiß jetzt genauer, daß dieſe Völkerſchaften aus der Cimbriſchen Halbinſel, dem jetzigen Jütland und Schleswig, in Geſellſchaft der Teutonen dieſen groſſen Heerszug durch Gallien nach Italien gemacht haben. Von dieſem Kriege handelt ausführlich Joh. Milleri Bellum Cimbricum. Schafhuſae 1772. 8vo.

und von da aus wären dieſe Völker in Verbindung mit einander, nicht mit einem Aufbruche, noch in Zügen hintereinander, ſondern alle Jahre im Frühlinge immer weiter vorwärts gerückt, und wären ſo mit den Waffen in der Hand viele Jahre hindurch in dem feſten Lande von Europa fortgezogen; daher auch, ohnerachtet der mancherley Namen ihrer verſchiedenen Völkerſchaften, der allgemeine Name der Celtoſcythen ihren Heeren gegeben worden ſey.

Andere hingegen melden, daß diejenigen Cimmerier, die zuerſt den Griechen bekannt wurden, kein groſſer Theil dieſes ganzen Volkes geweſen, ſondern entweder entflohen, oder in einer Empörung von den Scythen verdrängt wurden, und von dem mäotiſchen See her unter Anführung des Lygdamis nach Aſien übergegangen ſind. Der gröſte und ſtreitbarſte Theil aber von ihnen bewohne am Nordmeere ein Land, welches wegen der dichten groſſen Wälder, die ſich bis an den hercyniſchen Wald erſtrecken, durch die die Strahlen der Sonne nicht dringen könnten, ganz finſter ſey, und in einem Klima, wo, wie es ſcheint, die Polhöhe wegen der ſchiefen Lage der Parallelkreiſe ſo groß iſt, daß in ihrem Lande der Pol faſt im Zenith ſteht, und die Tage und Nächte eine ſo gleiche Länge und Kürze haben, daß ſie die Zeit des Jahrs in zwey Theile, Tag und Nacht, abtheilen, daher auch Homer ſeine Dichtung von dem Orte der Hölle genommen habe. Von daher nun wären dieſe Barbaren, die man anfänglich Cimmerier, hernach aber, nicht ihrer räuberiſchen Sitten wegen, Cimber genannt hätte, nach Italien gezogen.

Dieſe Erzehlung ſcheint jedoch mehr Muthmaſſung als zuverläßige Geſchichte zu ſeyn. Daß aber die Menge dieſes Volks nicht geringer, ſondern eher gröſſer geweſen ſey, als ich ſie angegeben habe, beſtätigen ſehr viele Geſchichtſchreiber. Ihre Kühnheit und Tapferkeit war unwiderſtehlich, in den Schlachten riß ihre kriegeriſche Fauſt wie ein ſchnelles gewaltſames Feuer alles nieder. Niemand war fähig, ihrem Zuge Einhalt zu thun: alle, die ſie anfielen, trieben ſie wie eine Beute vor ſich her. Schon waren viele und groſſe römiſche Heere und Generale, die in dem jenſeits der Alpen liegenden Gallien ſtanden, ſchändlich geſchlagen worden, und eben dieſe unglücklichen Gefechte zogen den Angrif dieſer Völker nach Rom zu. Denn die Siege, die ſie erhalten, und die groſſe Beute, die ſie gemacht hatten, brachten ſie zu dem Entſchluſſe, in keinem Lande ſich eher niederzulaſſen, bis ſie Rom zerſtört und Italien geplündert hätten.

Auf dieſe von vielen Orten her erhaltene Nachrichten riefen die Römer den Marius aus Afrika zum Feldzuge wider dieſe Heere. Sie wählten ihn zum zweytenmale in ſeiner Abweſenheit zum Conſul, ob es gleich wider die Geſetze war, jemanden in der Abweſenheit und vor der beſtimmten Zwiſchenzeit eines Conſulats vom andern zum Conſul zu ernennen: denn das Volk verdrang alle, die ſich widerſetzten, und meinte, es ſey dieß nicht das erſtemal, daß das Geſetz dem öffentlichen Nutzen weichen müßte, und der gegenwärtige Fall ſey nichts geringer als derjenige, da man den Scipio wider die Geſetze zum Conſul ernannt hätte, nicht wie jetzt aus Furcht der Zer=

ſtörung Roms, ſondern aus Begierde, Carthago zu zerſtören. Dieſe Meinung behielt die Oberhand.

Marius kam mit der Armee aus Afrika zurück, und übernahm das Conſulat am erſten Jenner, mit welchem Tage die Römer ihr Jahr anfangen. Er hielt auch an eben dem Tage ſeinen Triumph. Der dabey aufgeführte gefangene Jugurtha war für die Römer ein Schauſpiel von unglaublichen Vergnügen, denn niemand hatte geglaubt, daß, ſo lange er noch lebte, die Feinde in Afrika würden überwunden werden, ſo ſehr hatte er gewußt, alle Umſtände des Schickſals zu ſeinem Vortheil zu nutzen, und Liſt und Muth untereinander zu verbinden. Er ſoll, als er im Triumphe aufgeführt worden, wahnwitzig geworden ſeyn, und da er nachher ins Gefängniß geworfen wurde, und einige ihm mit Gewalt den Rock abzogen, andre die goldne Ohrringe aus ſeinen Ohren riſſen, und dabey das Ohrläppchen mit abriſſen, und darauf nackend in das tiefe Loch warfen, wurde er ganz verwirrt, doch ſagte er dabey noch mit bitterm Hohne: Herkules! wie kalt iſt eure Badſtube! Er bekam hier den verdienten Lohn für ſeine Verbrechen, nachdem er ſechs Tage mit dem Hunger gerungen, und bis auf die letzte Stunde ſich noch mit der Hoffnung geſchmeichelt hatte, daß man ihm das Leben ſchenken würde.

Bey dem Triumphe ſind, wie man erzehlt, dreytauſend und ſieben Pfund Gold, fünftauſend ſiebenhundert und ſieben und ſiebzig Pfund ungemünztes Silber, ſiebzehntauſend und acht und zwanzig gemünzte Drachmen vorgetragen worden. Nach dem Triumphe hielt Marius eine Verſammlung des Se-

nats auf dem Capitolium, wobey er, entweder aus Unwiſſenheit, oder aus grobem Stolze über ſein Glück, im Triumphskleide erſchien. Sobald er aber merkte, daß der Senat dieſes ſehr übel nahm, gieng er fort, und kam in ſeinem Purpurbeſetzten Rocke wieder in die Verſammlung zurück.

Auf dem Marſche gegen die Cimber härtete er die Truppen noch unterwegens ab. Er ſtellte mit ihnen allerhand Uebungen im Laufen an, er machte lange Märſche, er zwang ſie, ſelbſt ihre Bagage zu tragen, ihr Eſſen ſich ſelbſt zuzubereiten, daher das Sprüchwort kam, daß man arbeitſame und willig-folgſame Soldaten Marianiſche Mauleſel nannte, obgleich andere dieſes Sprüchwort auf andere Art ableiten. Scipio ſoll nämlich bey der Belagerung von Numantia die Waffen, Pferde, Mauleſel und Wagen ſeiner Soldaten beſehen haben, um zu ſehen, ob alles im guten Stande ſey, und da habe Marius ein Pferd von vortreflichem Anſehen, das er ſelbſt ſo gut erhalten, und einen Mauleſel, der alle andere an Geſtalt, Abrichtung und Stärke übertroffen, vorgeführt. Der Feldherr habe ſich über des Marius Thiere ſo gefreut, daß er öfters davon geſprochen, und daher ſey es gekommen, daß man einen unermüdet arbeitſamen Mann im ſpottenden Lobe einen Marianiſchen Mauleſel nenne.

Marius hatte bey ſeinem Feldzuge gegen die Cimbern ein beſonders Glück. Dieſe Barbaren wandten ſich gleichſam wie eine Fluth, die zurücktritt, vorerſt nach Spanien, und überſchwemmten dieß Land. Dadurch bekam er Zeit, theils die Körper ſeiner Soldaten abzuhärten, theils ihren Muth zu ſtärken,

und beſonders, welches das wichtigſte war, ſie mit ſeinem Charakter bekannt zu machen. Denn ſein mürriſches Weſen und ſeine Strenge im Strafen, die ihnen anfänglich ſchwer fiel, ſchien ihnen in der Folge, da ſie ſich angewöhnt hatten, keine Fehler zu begehen, und folgſam zu ſeyn, nicht allein gerecht, ſondern auch nützlich. Und ſeine Heftigkeit, ſchreckliche Stimme und fürchterliche Blicke wurden ihnen ſo gewohnt, daß ſie ſie nicht für fürchterlich für ſich, ſondern für ſchrecklich gegen die Feinde hielten.

Beſonders gefiel den Soldaten ſeine Unpartheylichkeit bey den Gerichten, wovon man folgendes Beyſpiel anführt. Cajus Luſius, ſein Vetter, der als Oberſter dem Feldzuge beywohnte, und übrigens kein ſchlechter Mann war, auſſer daß er ſchöne Jünglinge liebte, warf auf einen jungen Menſchen, mit Namen Trebonius, der unter ihm ſtand, eine unerlaubte Liebe, allein ſeine Verſuchungen, den jungen Menſchen zu verführen, waren alle vergeblich. Endlich ließ er einmal des Nachts den Trebonius durch ſeinen Bedienten zu ſich rufen, und dieſer, der dem Befehle nicht ungehorſam ſeyn durfte, erſchien auch. Als er aber ins Zelt geführt wurde, und Luſius ihm Gewalt anthun wollte, ſo zog er den Degen, und ſtieß ihn nieder. Dieſe Begebenheit ereignete ſich, da Marius eben nicht im Lager war. — Nach ſeiner Rückkunft ſtellte er über den Trebonius ein Kriegsgericht an. Dieſer wurde von vielen angeklagt, und von niemanden vertheidigt: er erzehlte darauf ſelbſt mit vieler Freymüthigkeit den ganzen Vorfall, und ſtellte Zeugen auf, daß er vielen Verſuchungen des Luſius widerſtanden, und durch

eine Menge von Verſprechungen ſich nicht hätte verführen laſſen. Marius bewunderte den jungen Menſchen, und ſetzte ihm ſelbſt den Kranz für das Verdienſt, welcher den Römern, die ſich wohl verhalten hatten, pflegte gegeben zu werden, mit eigner Hand auf, als eine Belohnung für das ſchöne Beyſpiel der Tugend, das Trebonius zu einer Zeit, wo gute Beyſpiele nöthig waren, gegeben hatte. Die Nachricht, die davon nach Rom kam, trug nicht wenig dazu bey, daß Marius zum drittenmale auf das folgende Jahr zum Conſul erwählt wurde, zumal da man die Rückkunft der Barbaren mit dem Anfange des Frühlings wieder vermuthete, und die Soldaten, wie es ſchien, unter keinem andern Anführer gegen dieſe Feinde fechten wollten. Aber ſie kamen nicht ſo ſchnell, wie man vermuthet hatte, und ſo gieng wiederum die Zeit des dritten Conſulats des Marius vorbey.

Da die Zeit der Wahl der Conſuln herankam, und ſein Nebenconſul geſtorben war, ſo überließ er die Armee dem Manius Aquilius, und begab ſich ſelbſt nach Rom. Es hielten eine Menge angeſehener Römer um das Conſulat an, aber Lucius Saturninus, der unter allen Tribunen den meiſten Anhang unter dem Volke hatte, und vom Marius gewonnen worden war, ſtellte in einer Verſammlung vor, daß man den Marius wieder zum Conſul erwählen müßte. Dieſer ſtellte ſich, als wenn er das Conſulat weder begehrte noch annehmen wollte, ſo daß ihn Saturninus beſchuldigte, er würde ein Verräther des Vaterlandes ſeyn, wenn er ſich weigern wollte, bey einer ſo groſſen Gefahr des Staats die Armee zu commandiren. Man ſahe offenbar, daß

Saturninus und Marius ein abgeredtes Spiel trieben; allein man ſah auch ein, daß die gegenwärtigen Umſtände die Fähigkeiten und das Glück des Marius nöthig hatten, und machte ihn daher zum viertenmale zum Conſul, der andre Conſul wurde Catulus Lutatius, ein Mann, der von den Patriciern ſehr hochgeſchätzt wurde, und dem Volke nicht unangenehm war.

Marius gieng auf die erhaltene Nachricht, daß ſich die Feinde näherten, eilfertig über die Alpen, und nahm ein feſtes Lager an der Rhone. Er verſchaffte ſich einen Ueberfluß an allen Lebensmitteln, damit er nicht aus Mangel derſelben zu einer Schlacht, ehe er es für rathſam hielt, gezwungen würde. Er erleichterte auch die der Armee nöthige Zufuhr, die vorher ſehr beſchwerlich und koſtbar vom Meere her geweſen war, denn bisher waren die Mündungen der Rhone durch die Fluth des Meers ganz verſchlemmt geweſen, und machten den Proviantſchifen die Einfuhr ſchwer und gefährlich. Er ließ durch ſeine Truppen, die damals ſonſt nichts zu thun hatten, einen groſſen Kanal bis an ein bequemes Ufer graben, und einen Theil des Fluſſes in den Kanal leiten, der ſo tief war, daß er groſſe Schife tragen konnte, und einen vor Wind und Wellen ſichern Ausfluß ins Meer hatte. Dieſer Kanal führt noch bis jetzt den Namen von ihm.

Das Heer der Barbaren theilte ſich in zwey Kolonen. Die Cimbrer ſollten oben durch Noricum auf den Catulus losgehen, und dort durchzubrechen ſuchen: die Teutonen und Ambronen ſollten durch Ligurien am Meere auf den Marius anrücken. Die

Cimbrer verweilten eine Zeitlang. Die Teutonen und Ambronen aber zogen ſogleich durch die zwiſchen liegenden Gegenden auf den Marius los, und erſchienen in einer unzählige Menge. Ihr ſchreckliche Anblick, ihr Geſchrey und Tumult war ohne ſeines gleichen. Sie nahmen eine weitläuftige Gegend zu ihrem Lager ein, und boten dem Marius ein Treffen an.

Dieſer ließ ſich durch nichts irre machen. Er hielt ſeine Truppen im Lager inne, und verwies es allen heftig, die zu viel Verwegenheit zeigten, oder von der Hitze ſich zum Gefechte wollten verleiten laſſen, und nannte ſie Verräther des Vaterlandes; denn jetzt, ſagte er, ſey es nicht Zeit, nach Triumph und Siegeszeichen zu ſtreben, und den Ehrgeitz zu befriedigen, ſondern man müſſe darauf ſehen, daß man dieſe groſſe fürchterliche Wolke des Krieges aus einander triebe, und Italien errette.

Solche Vorſtellungen brauchte er beſonders bey ſeinen Oberſten und Officieren. Die gemeinen Soldaten aber ließ er nach und nach auf den Wall treten, und die Feinde in genauen Augenſchein nehmen, wodurch er ſie angewöhnte, ſich vor der Geſtalt der Feinde, deren gräßlichem wilden Geſchreye, ihrer Art Waffen und Manövers nicht zu fürchten, und durch die Länge der Zeit damit ſo bekannt zu werden, daß ihnen das, was ſo fürchterlich ſchien, nicht ungewöhnlich mehr vorkam. Denn er glaubte, daß die Neuheit viele Dinge ſchrecklicher vorſtellte als ſie wirklich wären, und daß die Gewohnheit auch bey fürchterlichen Dingen das Entſetzen davor wegnähme. Der tägliche Anblick der Feinde minderte

nicht nur die Furcht der Römer, ſondern die Drohungen und unerträgliche Prahlereyen erhitzten und entzündeten auch den Muth, da die Barbaren alles ringsherum plünderten und verwüſteten, und auch mit vieler Frechheit öfters den Wall beſtürmten. Der Unwille der römiſchen Soldaten brach ſogar in öffentliches Murren gegen den Marius aus. „Zu welcher unmännlichen Feigheit verdammt uns Marius, ſagten ſie, und hält uns von einer Schlacht ab, und wie Weiber eingeſchloſſen und mit Thorhütern bewacht. Laßt uns wie freye Leute handeln, und den Marius fragen, ob er andre Soldaten zum Fechten für die Freyheit erwarte, und uns nur dazu brauchen will, daß wir, wenn es nöthig iſt, Kanäle graben, Koth wegſchaffen und Flüſſe ableiten ſollen? Denn dazu ſcheint er uns nur abgehärtet und arbeitſam gemacht zu haben, und das ſollen vielleicht die groſſen Thaten ſeines Conſulats ſeyn, welche er ſeinen Mitbürgern zeigen, und nach deren Verrichtung er wieder nach Rom zurückgehen will. Oder machen ihm die Schickſale des Carbo und Cäpio Furcht, die von den Feinden überwunden wurden, denen aber viel zum Ruhme und Tapferkeit eines Marius fehlte, und die auch weit ſchlechtere Truppen hatten? Und es iſt rühmlicher, ſo wie jene Truppen etwas zu unternehmen, wenn wir auch einen Verluſt leiden ſollten, als müßige Zuſchauer von den Verwüſtungen abzugeben, die die Feinde in den Ländern unſrer Bundesgenoſſen anrichten.“

Marius freute ſich über dieſen Muth ſeiner Truppen, und beſänftigte ſie durch die Vorſtellung,

daß er in ihre Tapferkeit kein Mißtrauen ſetzte, ſondern gewiſſen Orakeln zufolge, Zeit und Ort zum Siege erwartete. Er hatte ein ſyriſches Weib, mit Namen Martha, bey ſich, die für eine Wahrſagerin gehalten wurde, und der er ſo viel Ehre erzeigte, daß er ſie in einer Sänfte tragen ließ, und ſeine Opfer nach ihrem Befehle einrichtete. Sie war vom Senate zu Rom, dem ſie wegen dieſes Kriegs hatte die künftigen Begebenheiten weiſſagen wollen, abgewieſen worden. Als ſie ſich hernach an die Weiber gewandt, und einige Proben ihrer Wahrſagerkunſt abgelegt, beſonders der Frau des Marius, zu deren Füſſen ſie auf dem Schauplatze ſaß, von ungefähr vorhergeſagt hatte, wer von den beyden Fechtern, die eben auf dem Schauplatze fochten, den Sieg erhalten würde, ſo erwarb ſie ſich bey derſelben ſo viel Hochachtung, daß ſie ſie zu ihrem Manne dem Marius ſchickte. Sie ließ ſich, wie ſchon gedacht, meiſtentheils in einer Sänfte tragen, und bey den Opfern erſchien ſie in einem zugehäckelten ſtarkgefärbten Purpurkleide, mit einer Lanze in der Hand, die mit Bändern und Kränzen umwunden war.

Dieſes Schauſpiel machte viele zweifelhaft, ob Marius wirklich von dieſer Frau eingenommen ſey, oder ob er ſich nur ſo ſtellte, und ſie brauche, um die andern zu hintergehen. Wunderbar iſt indeſſen dasjenige, was Alexander von Mynda von zwey Geyern erzehlt. Es erſchienen nämlich immer, ehe Marius einen Sieg gewann, zwey Geyer bey dem Heere, welche auch demſelben nachfolgten, und an den ehernen Halsbändern kenntlich waren, die die

Soldaten ihnen, da ſie ſie aufgefangen, umgebunden hatten, und ſie nachher wieder hatten fliegen laſſen. Sie pflegten die Soldaten, als wenn ſie ſie kennten, durch allerhand Schmeicheleyen gleichſam zu grüſſen, und die Truppen waren allemal froh, wenn ſie dieſe Geyer auf ihrem Ausmarſche ſahen, und hielten es für eine Vorbedeutung, daß ſie glücklich ſeyn würden.

Es ereigneten ſich damals auch viele andere Wunderzeichen von gemeiner Art, auſſer demjenigen, was aus Ameria und Tudertum, zweyen italieniſchen Städten, gemeldet wurde. Dort hatte man des Nachts am Himmel eine Menge feurige Spieſſe und Schilder geſehen, die anfänglich von einander getrennt, hernach auf einander eingefahren waren, und das ganze Anſehen und die Bewegungen gehabt hatten, als wenn Soldaten gegen einander fechten, endlich war der eine Haufen gewichen, und der andere nachgezogen, bis ſie endlich gegen die Abendgegend zu verſchwanden. Um eben dieſe Zeit ungefähr kam Batabaces, der Prieſter der Cybele, nach Rom, und verkündigte, daß die Göttin aus dem Innerſten ihres Tempels ihn angeredet, und geſagt habe, die Römer würden einen groſſen herrlichen Sieg erhalten. Der Senat nahm dieſe Weiſſagung an, und ließ der Göttin wegen des verkündigten Sieges einen Tempel erbauen. Als Batabaces aber vor die Verſammlung des Volks kam, und auch hier den Sieg verkündigen wollte, widerſetzte ſich der Tribun, Aulus Pompejus, nannte den Batabaces einen betrügeriſchen Landläufer, und trieb ihn mit Schimpf aus der Verſammlung. Aber eben dieſer Umſtand mach=

te, daß man hernach dieſem Manne noch mehr traute. Denn ſobald Aulus Pompejus nach der Verſammlung nach Hauſe kam, wurde er von einem ſo heftigen Fieber überfallen, daß er noch vor dem ſiebenten Tage daran ſtarb, wovon ſich das Gerücht allgemein ausbreitete.

Die Teutonen wagten, bey der Stille, in der ſich Marius verhielt, öftere Anfälle auf das Lager, wurden aber allemal mit einer Menge Pfeilen von den Wällen herab empfangen, und verloren dabey verſchiedene Soldaten. Sie faßten daher den Entſchluß, weiter fortzurücken, und hofften, daß ſie ſicher über die Alpen kommen würden. Sie zogen bey dem römiſchen Lager vorbey, und da konnte man aus der Länge ihres Zuges, und der Zeit, die er dauerte, recht ihre unzählige Menge gewahr werden, denn der Zug ſoll ſechs Tage lang bey dem Lager des Marius vorbey gedauert haben. Sie marſchirten ganz nahe bey dem Lager vorbey, und fragten die römiſchen Soldaten mit Hohngelächter: Ob ſie was an ihre Weiber zu beſtellen hätten? denn ſie würden bald bey ihnen ſeyn.

Marius wartete bis die Feinde ganz vorbey waren und weiter fortrückten, darauf zog er ihnen langſam nach, ſchlug ſein Lager immer in der Nähe von ihnen auf, wählte dazu aber immer ſichere Oerter, und ließ es beſtändig gut befeſtigen, damit er vor einen nächtlichen Ueberfall ſicher ſeyn konnte. So zogen die beyden Heere bis nach der Stadt Aix, von daher noch ein kurzer Weg bis an die Alpen war. Marius machte nun Anſtalten zu einer Schlacht. Er wählte zu ſeinem Lager einen zwar ſichern feſten

Ort, wo aber Mangel am Waſſer war, wodurch er, wie man erzehlt, ſeine Truppen noch mehr zur Schlacht erhitzen wollte. Verſchiedenen, die über den Mangel an Waſſer klagten, und ſich über Durſt beſchwerten, zeigte er den Fluß, der bey dem Lager der Feinde nahe vorbeyfloß, und ſagte: Dort wird Waſſer für Blut verkauft. — Warum aber, antworteten einige, führſt du uns nicht ſogleich gegen die Feinde, da noch Blut in unſern Adern fließt? Marius antwortete darauf ganz gelaſſen: Wir müſſen vorerſt unſer Lager befeſtigen.

Die Soldaten lieſſen ſich, ſo unwillig ſie waren, dadurch beruhigen. Aber die Knechte und der Troß der Armee, die weder für ſich ſelbſt noch für ihr Vieh Waſſer hatten, liefen haufenweiſe an den Fluß mit Waſſerkrügen, und Beilen, und Degen und Lanzen, um mit Gewalt der Waffen ſich Waſſer zu holen. Anfänglich widerſetzten ſich ihnen nur wenige Feinde, denn die vornehmſten von den Barbaren hatten ſich eben gebadet und ſaſſen bey Tiſche, oder badeten ſich eben in den warmen Quellen, die hier häufig flieſſen: einige von ihnen, die in dieſer angenehmen Gegend luſtwandelten, und ihre Reize beſahen, wurden von den Römern niedergemacht. Bey dem darüber erhobenen Geſchreye liefen mehrere zuſammen, und nun konnte Marius auch die Soldaten, die wegen des Schickſals ihrer Knechte beſorgt wurden, nicht mehr zurückhalten, beſonders da ſich auch der ſtreitbarſte Haufe der Feinde, die Ambronen, die allein über dreyßigtauſend Mann ſtark waren, und vormals ſchon die Römer unter dem Manlius und Cäpio geſchlagen hatten, in Bewegung ſetzten. Dieſe Truppen, die

ſich wohl geſättigt, und durch den Wein noch mehr Muth und Feuer bekommen hatten, rückten nicht etwa in einem unordentlichen und unſinnigen Sturme, mit einem wilden Feldgeſchrey an, ſondern ſchlugen nach einer Art von Tacte auf ihre Waffen, und riefen alle zugleich mit kriegriſcher Stimme ihren Namen, Ambronen, Ambronen, um entweder einander dadurch ſelbſt Muth zuzurufen, oder um die Römer durch ihren Namen in Schrecken zu ſetzen.

Die erſten von den italieniſchen Truppen, die auf ſie andrangen, waren die Ligurier. Wie dieſe das Feldgeſchrey der Feinde hörten, und verſtunden, riefen ſie ihnen ebenfalls Ambronen, Ambronen, entgegen, denn dieſes war ſelbſt ihr eigener urſprünglicher Name, wovon ſie ihre ganze Nation her nannten. Es erhob ſich von beyden Seiten ein heftiges gegenſeitiges Geſchrey, ehe man handgemein wurde, und die beyderſeitigen Anführer lieſſen es öfters wiederholen, wodurch, da jeder Theil den andern durchaus überſchreyen wollte, der Muth zum Fechten noch mehr erhitzt wurde. Der Fluß trennte die Heere. Sobald aber die Ambronen anfiengen über den Fluß zu gehen, fielen die Ligurier ſogleich die vorderſten an, und die Schlacht nahm ihren Anfang. Die Römer kamen von den Anhöhen herab den Liguriern zu Hülfe, überwältigten die Feinde, und ſchlugen ſie in die Flucht. Der größte Theil von den Barbaren kam im Gedränge bey dem Fluſſe um, welcher ganz mit Blut und todten Körpern angefüllt wurde. Diejenigen, welche ſchon über den Fluß gegangen waren, und es nicht hatten wagen können, zurück zu marſchiren, wurden ebenfalls von den Römern theils nie=

niedergehauen, theils bis an das feindliche Lager und die Wagenburg getrieben. Hier kamen ihnen die Weiber mit Schwerdtern und Aexten entgegen gerennt, erhoben mit Zähneknirſchen ein entſetzliches Geſchrey, und trieben die Fliehenden und Nachjagenden zurück, dieſe als Feinde, jene als Verräther: ſie miſchten ſich unter die Fechtenden, riſſen mit bloſſen Händen den Römern ihre Schilde weg, griffen an ihre Schwerdter, und lieſſen ſich mit einem Muthe, der bis zum Tode unüberwindlich war, verwunden und niederhauen. Auf ſolche Weiſe ſoll das Gefecht am Fluſſe durch den Zufall und nicht mit Abſicht des Feldherrn erfolgt ſeyn.

Die Römer zogen ſich, nachdem ſie den Feinden dieſe groſſe Niederlage beygebracht hatten, bey einbrechender Nacht wieder in ihr Lager zurück. Allein die Truppen ſtimmten nicht, wie bey dem guten Glücke, das ſie erhalten hatten, zu erwarten geweſen wäre, Siegeslieder an, noch wurden Trinkgeſellſchaften, Gaſtereyen, oder Luſtbarkeittn angeſtellt, man wagte es nicht einmal, den Schlaf, die ſüſſeſte Erholung für Soldaten, die glücklich gefochten haben, zu genieſſen. Man brachte die Nacht im römiſchen Lager voller Unruhe und Furcht zu: denn das Lager war noch nicht gehörig verſchanzt und befeſtigt, noch viele tauſend Feinde waren unüberwunden, und dieſe erhoben mit denen aus der Schlacht entkommenen Ambronen in der Nacht ein entſetzliches Geſchrey, welches nicht menſchlichen Jammern und Klagen ähnlich, ſondern ein mit Drohungen und Heulen vermiſchtes viehiſches Gebrülle und Blöcken war, und von der entſetzlichen Menge her,

die ſo ſchrie, in dem Fluſſe und den umliegenden Bergen gräßlich wiederſchallte. Das ganze Lager der Römer war von dieſem ſchaudrichten Getöſe erfüllt, die Soldaten fürchteten ſich, und dem Marius ſelbſt war Angſt, daß ein unordentliches verwirrtes Treffen noch in der Nacht erfolgen möchte.

Allein die Barbaren verſuchten weder in der Nacht, noch am folgenden Tage einen neuen Angrif, ſondern rüſteten ſich nur in ihrem Lager zu einer neuen Schlacht. Indeſſen ſchickte Marius den Claudius Marcellus mit dreytauſend Mann Fußvolk auf die Anhöhen, die über dem Lager der Feinde lagen, und dichte Gebüſche und Höhlen hatten, mit dem Befehle, ſich dort im Hinterhalt zu ſtellen, und bey erfolgender Schlacht dem Feinde im Rücken zu fallen. Er ließ darauf ſeine Truppen in Ruhe eſſen, und zeitig ſich ſchlafen legen. Mit Anbruch des folgenden Tages rückte er in Schlachtordnung mit ihnen vor das Lager, und ſchickte die Reuterey in die Ebene voraus.

Sobald die Teutonen dieſes gewahr wurden, konnten ſie es nicht erwarten, bis die Römer ganz in die Ebene ihnen näher gerückt waren, ſondern rüſteten ſich mit eilfertigem Grimme, und ſtürmten auf den Hügel an, bey welchem die Römer ſtanden. Marius ließ ſeinen Truppen allenthalben durch die Officiere Befehl geben, ſo lange ſtille zu ſtehen, und ſich ruhig zu verhalten, bis ſie die Feinde erreichen könnten, alsdenn ſollten ſie Wurfſpieſſe auf ſie werfen, und darauf zum Degen greifen, und mit ihren Schilden auf ſie losdringen, denn die abhängige unſichere Gegend würde die Feinde hindern, daß ſie ih=

ren Hieben kein Gewicht, und ihren Schilden keinen Nachdruck geben könnten, und ſie würden auf den ungleichen ſchlüpfrigen Boden keinen ſichern Tritt thun, und wanken. Dieſen ſeinen Truppen gegebenen Befehl führte er ſelbſt mit zuerſt aus, denn er hatte ſeinen Körper ſo gut wie jeder Soldat geübt, und an Muth und Herzhaftigkeit übertraf er jedermann.

Die Barbaren wurden bey ihrem Angriffe von den Römern, die von oben herab auf ſie ſtürmten, zurückgeſtürzt, und kamen ins Gedränge. Sie zogen ſich allmählig in die Ebene herab, und ſchon ſtellten ſich dort die erſten Reihen wieder in Ordnung, als ſich von hinten her ein groſſes Geſchrey und Tumult erhob. Denn Marcellus hatte die Zeit nicht verſäumt, ſondern ſobald das Feldgeſchrey an die Berge herauf erſchallt war, brach er mit ſeinen Truppen auf, ſtürmte mit Hitze und Geſchrey die Berge herab, und fiel den Barbaren in den Rücken. Die hinterſten, welche niedergehauen wurden, brachten die andern in Unordnung, in kurzer Zeit war das ganze Heer voller Verwirrung. Die Feinde hielten den doppelten Angrif von hinten und vorne nicht lange aus, ſondern trennten ſich, und ergriffen die Flucht.

Die Römer verfolgten ſie, und über hunderttauſend Barbaren wurden entweder getödtet oder gefangen. Man beſchloß, alle Zelter, Wagen, Gelder, und alles von der Beute, was nicht ſchon untergeſchlagen war, dem Marius allein zu laſſen. So herrlich dieſes Geſchenk war, ſo gering ſchien es dennoch, als Vergeltung für die Dienſte betrachtet, die Marius bey dieſer groſſen Kriegsgefahr geleiſtet hatte.

Einige Geſchichtſchreiber gehen ſowohl wegen des Geſchenks der Beute als wegen der Anzahl der Gebliebenen von dieſen Nachrichten ab, melden aber, daß die Maßilienſer mit den Knochen der Getödteten ihre Weinberge umzäunt, und der Erdboden von den verfaulten Körpern und darauf folgenden vielen Winterregen ſo fett und fruchtbar geworden ſey, daß er das darauf folgende Jahr einen Ueberfluß von allen Früchten hervorgebracht, und die Meynung des Archilochus beſtätigt habe, nach welcher durch dergleichen der Boden ſehr fett und ergiebig wird. Man behauptet auch mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß auf groſſe Schlachten häufige Regen erfolgen, weil entweder irgend ein Gott die Erde durch reine himmliſche Waſſer reiniget und abſpület, oder weil vom Blute und verfaulten Körpern ſchwere feuchte Dünſte in die Höhe ſteigen, welche die Luft verdicken, die ſich ſo leicht bey der geringſten Urſache ſtark zu verändern pflegt.

Marius ließ nach der Schlacht das beſte und ſchönſte von den feindlichen Waffen und der ganzen Beute, was zum Schmucke bey ſeinem künftigen Triumphsaufzuge in Rom dienen konnte, ausleſen; alles übrige wurde auf einen Scheiterhaufen geworfen, und als ein herrliches Opfer verbrannt. Die ganze Armee ſtand bewafnet und mit Kränzen geſchmückt um den Scheiterhaufen herum. Marius ſelbſt war nach römiſchen Gebrauch umgürtet, und mit einem Pupurrocke bekleidet. Er hielt eine brennende Fackel mit beyden Händen gen Himmel, und eben als er damit den Scheiterhaufen anzünden wollte, kamen einige ſeiner Freunde in vollem Galloppe auf

ihn zu geritten, worüber jedermann ſtill und voller Erwartung wurde. Sie ſprangen, wie ſie ihm nahe waren, von den Pferden, umarmten ihn und meldeten, daß er zum fünften male zum Conſul erwählt ſey, wovon ſie ihm die Nachricht durch Briefe aus Rom überreichten. Die Freude des Siegesfeſtes wurde durch dieſe Begebenheit ſehr vergröſſert. Die Armee erhub ein Jubelgeſchrey, und bezeigte durch Händeklatſchen und kriegriſches Lärmen ihre Freude. Die Officiere bekränzten den Marius von neuen mit Lorbeeren, und ſo zündete er den Scheiterhaufen an und vollendete das Opfer.

Allein das Schickſal, oder die mißgünſtige Göttin Nemeſis, oder die durch die Natur nothwendige Verbindung der Dinge, welche bey groſſen Glücksbegebenheiten die Freude der Menſchen nie ganz unvermiſcht rein ſeyn läßt, ſondern durch vermiſchtes Böſes und Gutes das menſchliche Leben veränderlich macht, ſchickte dem Marius wenige Tage darauf die Nachricht von der Niederlage, die ſein Nebenconſul Catulus erlitten hatte, und brachte über Rom gleichſam bey ſtillem und heitern Wetter ein neues fürchterliches Ungewitter. Catulus hatte ſich nicht getraut, den Cimbern, gegen welche er geſtellt war, den Uebergang über die Alpen ſtreitig zu machen, weil er beſorgte, er möchte genöthigt werden, ſein Heer zu ſehr zu vertheilen, und ſich dadurch zu ſchwächen. Er war nach Italien gezogen, hatte ſich hinter die Etſch gelagert, und an den Fluß auf beyden Seiten groſſe Schanzen aufwerfen laſſen, um den Barbaren den Uebergang zu verwehren. Er hatte auch eine Brücke über den Fluß ſchlagen laſſen, um diejeni-

gen, welche jenſeits ſtanden, zu unterſtützen, wenn etwa die Feinde durch die engen Wege die Schanzen zu überwältigen ſuchen ſollten.

Die Barbaren aber zeigten ſo viel Geringſchätzung der Römer und Verwegenheit, daß ſie, mehr um ihre Stärke und Kühnheit zu zeigen, als daß ſie es nöthig gehabt hätten, ganz nackend im Schnee liefen, und über das Eis und durch den tiefſten Schnee auf die Spitzen der Berge ſtiegen, und dann auf ihren breiten untergelegten Schilden von den Gipfeln der ſteilſten Felſen herabfuhren. Als ſie ſich darauf näher gelagert, und den Fluß beſichtigt hatten, fiengen ſie an, wie die Rieſen, die herumliegenden Hügel niederzureiſſen, und ausgeriſſene Bäume, und Stücke von Felſen und Erde in den Fluß zu werfen, um ſeinen Lauf zu unterbrechen. Zugleich wälzten ſie groſſe Laſten an die Pfeiler, die die Brücke hielten, welche durch die Fluth getrieben mit heftigen Stöſſen die Brücke erſchütterten. Die römiſchen Soldaten geriethen dadurch in ſo groſſe Furcht, daß die meiſten das groſſe Lager verlieſſen und davon liefen.

Hier zeigte ſich Catulus als einen rechtſchaffenen und vollkommnen Feldherrn, der ſeine eigne Ehre der Ehre ſeiner Mitbürger nachſetzt. Da es ihm nicht möglich war, die Truppen zum ſtehen zu bringen, die alle voller Furcht zurückwichen, befahl er den Adler, als die Hauptfahne, zu den Fliehenden hinzutragen, und er ſelbſt lief zu den vorderſten Flüchtigen, und führte ſie auf ihrem Rückzuge an, damit die Schande auf ihn allein und nicht auf das Vaterland fiele, und es ſcheinen möchte, als wenn

ſeine Soldaten nicht davon lieſen, ſondern auf Befehl ihres Feldherrn unter ſeiner Anführung ſich zurückzögen.

Die Barbaren nahmen die Schanzen jenſeits des Fluſſes ein, und lieſſen die Römer, die darinnen ſtanden, aus Hochachtung gegen die Tapferkeit, mit welcher ſie auf eine würdige Art das Vaterland vertheidigt hatten, frey abziehn. Sie beſchworen den Vergleich bey einem ehernen Ochſen, welchen man hernach bey der Schlacht erbeutet, und als die Erſtlinge des Sieges in des Catulus Hauſe aufbehalten haben ſoll. Die ganze umliegende Gegend aber, welche man verlaſſen hatte, wurde von den Barbaren überſchwemmt und verwüſtet.

Marius wurde dieſer Umſtände wegen nach Rom zurückberufen. Er ſchlug wider alles Vermuthen den Triumph aus, den ihm der Senat beſtimmt hatte, entweder weil er ſeine zurückgelaſſenen Truppen, die ihm den Sieg hatten erfechten helfen, des Antheils an dieſer Ehre nicht berauben wollte, oder weil er dem Volke bey den damaligen Gefahren Muth machen, und gleichſam die Ehre ſeines erfochtenen Sieges zum Unterpfande des künftigen Glücks von Rom ſetzen, und ſie durch einen zweyten Sieg noch mehr verherrlichen wollte.

Sobald er in der Verſammlung des Volks eine den Umſtänden gemäſſe Rede gehalten hatte, gieng er in das Lager des Catulus ab, welchem er neuen Muth zuſprach, und ließ auch ſeine Truppen aus Gallien kommen. Als ſich beyde Heere vereinigt hatten, gieng er über den Po, um die Feinde von dem dieſſeitigen Italien abzuhalten. Dieſe aber gaben

vor, daß ſie die Teutonen erwarteten, und ſich über deren Verzug verwunderten, weswegen ſie auch eine Schlacht vermieden; entweder weil ſie die Niederlage der Teutonen wirklich nicht wußten, oder das Anſehn haben wollten, daß ſie die Sache für unglaublich hielten. Sie begegneten denenjenigen, die ihnen dergleichen Nachricht brachten, mit äußerſter Härte, und verlangten auch durch Abgeſandte von dem Marius für ſich und ihre Brüder ſo viel Land und Städte als ſie nöthig hätten. Marius fragte die Abgeſandten, was ſie denn für Brüder meynten? und da ſie darauf die Teutonen nannten, ſo lachten alle Anweſende, Marius aber antwortete ihnen ſpottend: Seyd wegen eurer Brüder nur unbeſorgt, denn dieſe haben von uns ſchon ihr Land bekommen, das ſie ſtets behalten werden. Die Abgeſandten verſtanden den Spott, und ſchimpften mit der beygefügten Drohung, daß die Cimbrer ſich ſogleich, und die Teutonen, ſobald ſie angekommen wären, dafür rächen würden. — „Sie ſind ſchon da, ſagte Marius, und es wäre wohl nicht anſtändig, daß ihr weggienget, ohne ſie begrüßt zu haben. Darauf ließ er ſogleich die gebundenen Könige der Teutonen, die auf ihrer Flucht in den Alpen von den Sequanern waren gefangen worden, vorführen.

Auf die davon erhaltene Nachricht rückten die Cimbrer ſogleich gegen den Marius an, welcher ganz ruhig in ſeinem Lager blieb. Man erzehlt, daß Marius zu der damaligen Schlacht zuerſt mit den römiſchen Wurfſpieſſen eine Veründrung gemacht habe. Denn der hölzerne Schaft der Spieſſe war bisher mit zwey eiſernen Nägeln an die Spitze von Eiſen befe=

ſtigt, Marius ließ den einen eiſernen Nagel wie er war, anſtatt des andern aber ließ er einen hölzernen Nagel einſchlagen, der leicht zu zerbrechen war, damit der Wurfſpieß, wenn er auf das Schild fiel, nicht gerade bliebe, ſondern ſich, indem der hölzerne Nagel zerbräche, die eiſerne Spitze umbeugen, und ſo ſtecken bleiben möchte.

Der König der Cimbrer, Bojorix, kam von wenigen begleitet an das römiſche Lager herangeritten, und foderte den Marius zu einer Schlacht heraus, in welcher er an einem beſtimmten Tage und Orte mit ihm um das Land fechten wollte. Marius gab zur Antwort: „Die Römer wären nicht gewohnt, ihre Feinde zu Rathgebern bey den Schlachten, die ſie lieferten, zu machen, indeſſen wolle er den Cimbern ihr Geſuch erfüllen.“ Er beſtimmte den dritten Tag zur Schlacht, und die Ebene bey Verceil zum Wahlplatze, welche für die römiſche Reuterey bequem und weit genug zur Ausbreitung der Heere war.

Beyde Heere rückten zur beſtimmten Zeit gegen einander an. Der Nachricht des Sylla zufolge, welcher dieſer Schlacht ſelbſt beygewohnt hat, commandirte Catulus den Mittelpunkt der Schlachtordnung, der aus zwanzigtauſend dreyhundert Mann beſtand, und Marius ſtellte ſeine Truppen, welche zwey und dreyßigtauſeud Mann ausmachten, auf die Flügel, in der Hoffnung, wie man erzehlt, daß er die Feinde vorzüglich mit den Flügeln angreifen, und auf dieſe Art die Ehre des Sieges ſeinen Truppen beſonders eigen machen könnte, wenn Catulus etwa nicht zum Fechten käme, wie es zu geſchehen

pflegt, wenn die Fronte ſehr weit ausgedehnt iſt, und indem die Flügel vorrücken, der Mittelpunct etwas zurückſteht; Catulus ſoll auch dieſes nachher zu ſeiner Vertheidigung angeführt, und ſich über die boshafte Liſt des Marius ſehr beſchwert haben.

Die Cimbrer zogen mit ihrem Fußvolke in guter Ordnung aus ihrem Lager heraus, in einem Vierecke, das gleiche Seiten und gleiche Höhe hatte: jede Seite war dreyßig Stadien lang. Die Reuterey war fünfzehntauſend Mann ſtark, und prächtig gerüſtet. Sie trug Helme, die die Geſtalt von den Rachen fürchterlicher Thiere und allerhand andere ſchreckliche Geſtalten hatten, auf welchen fliegende Federbüſche weheten, und ſie noch gröſſer machten, als ſie wirklich waren. Sie glänzte in eiſernen Harniſchen und weiſſen Schilden: jeder Reuter hatte einen doppelten Wurfſpieß, und zum Gefechte in der Nähe ein ſchweres groſſes Schwerdt.

Sie rückten nicht gerade zu auf die Römer an, ſondern wandten ſich rechter Hand, und ſuchten durch dieſe allmählige Wendung die römiſchen Truppen in die Mitte zwiſchen ſich und ihr Fußvolk, das auf der linken Seite ſtand, zu bringen. Die römiſchen Feldherren merkten die Liſt, konnten aber die Soldaten nicht halten, welche auf das Geſchrey eines unter ihnen, daß die Feinde die Flucht nähmen, mit Gewalt losſtürmten, um die Feinde zu verfolgen. Indeſſen zogen die Fußvölker der Barbaren, wie ein von Wind und Wellen getriebenes Meer, heran. Marius wuſch ſeine Hände, hob ſie gen Himmel, und that das Gelübde, den Göttern eine Hekatombe zu opfern. Catulus gelobte ebenfalls mit himmel-

angeſtreckten Händen der Glücksgöttin dieſes Tages einen Tempel zu weihen. Man erzehlt, daß Marius nach vollendetem Opfer und beſichtigtem Eingeweide mit lauter Stimme gerufen habe: Der Sieg iſt mein.

Sylla bemerkt, daß nach wirklich erfolgtem Angriffe Marius die Wirkung einer göttlichen Strafe empfunden habe. Er habe nämlich bey dem entſetzlichen Staube, der beyde Heere bedeckte, im erſten Anrücken auf die Feinde ſie verfehlt, ſey bey ihnen vorbeygezogen, und lange Zeit auf der Ebene herumgeſchweift, da indeſſen die Feinde auf dem Catulus getroffen wären, der alſo mit ſeinen Truppen, bey welchen ſich Sylla ſelbſt befunden, zum eigentlichen Treffen gekommen ſey.

Ein groſſer Vortheil für die Römer bey dieſem Treffen war die Hitze, und der Umſtand, daß die Sonne den Cimbern ins Geſicht ſchien. Dieſe Völker, welche in ſchattigten und kalten Ländern gewohnt hatten, wie oben bemerkt worden, konnten die Kälte ſehr gut, aber nicht die Hitze vertragen. Sie keuchten und ſchwitzten am ganzen Leibe, und hielten ihre Schilde wegen der Hitze vor die Geſichter, denn die Schlacht erfolgte kurz nach dem längſten Tage, drey Tage vor dem Auguſtmonat, welcher damals noch Sextilis hieß. Auch half dieß viel, den Muth der Römer zu ſtärken, daß der Staub die Feinde bedeckte, und ſie alſo ihre groſſe Menge nicht ſahen, ſondern jeder nur ſich mit denen beſchäftigte, auf die er ſtieß, und bey dem Gefechte nicht durch den Anblick der groſſen Menge erſchreckt wurde. Die Römer hatten auch ihre Körper ſo ſehr geübt und abgehärtet, daß, nach dem rühmlichen Zeugniſſe,

welches Catulus ſelbſt ſeinen Truppen gab, man keinen unter ihnen, der groſſen Hitze und des ſtürmiſchen Angrifs ohneractet, hatte ſchwitzen oder keuchen geſehen.

Der gröſte und ſtreitbarſte Theil der Feinde wurde auf dem Platze getödtet, denn die vorderſte Reihe hatte ſich, um nicht aus der Ordnung getrennt zu werden, durch lange Ketten, die an die Degengehenke angeheftet waren, zuſammen gebunden. Als die Römer die Flüchtigen bis in ihr Lager verfolgten, bekamen ſie ein trauriges Schauſpiel zu ſehen. Die Weiber der Barbaren ſtanden in ſchwarzen Kleidern auf den Wagen, und brachten ſelbſt die zurückkommenden Flüchtigen, ihre Männer, ihre Brüder, ihre Väter um, ihre kleinen Kinder erwürgten ſie mit eigenen Händen, ſie ſelbſt liefen unter die Räder der Wagen und die Füſſe ihrer Thiere, und tödteten ſich ſelbſt; eine ſoll an einer Deichſel gehangen, und ihre Kinder an beyden Beinen mit Stricken angehenkt gehabt haben. Die Männer ſollen ſich, aus Mangel an Bäumen, an die Hörner oder Beine der Ochſen mit dem Halſe gebunden, hernach die Ochſen mit einem Stachel geſtochen haben, und ſo von den wüthend gewordenen Ochſen fortgeſchleppt und zertreten worden ſeyn. Ohneractet dieſer vielfältigen Ermordungen ſollen doch über ſechzigtauſend gefangen, und noch einmal ſo viel in der Schlacht geblieben ſeyn.

Die Soldaten des Marius plünderten die Geräthſchaften der Feinde: die andre Beute aber, und die Fahnen und Trompeten ſollen in des Catulus Lager gebracht worden ſeyn, welches hernach Catulus

als den gröſsten Beweis anführte, daſs die Ehre des Sieges eigentlich ihm zukäme. Die Truppen geriethen ſelbſt darüber mit einander in Streit, und nahmen die eben anweſenden Geſandten von Parma zu Schiedsrichtern. Die Soldaten des Catulus führten ſie auf das Schlachtfeld, und zeigten ihnen, daſs die meiſten Todten mit ihren Spieſſen waren durchgeſtochen worden, denn die Spieſſe waren dadurch zu erkennen, daſs Catulus auf den hölzernen Schaft hatte ſeinen Namen einbrennen laſſen.

Dem allen ohnerachtet hielt man doch den Sieg für das Werk des Marius, theils wegen des erſtern über die Teutonen erhaltenen Sieges, theils weil er als Conſul, da Catulus nur Proconſul geweſen war, das Obercommando gehabt hatte. Das römiſche Volk nannte ihn ſogar den dritten Stifter von Rom, und glaubte, daſs die Gefahr, die er vertrieben, nicht geringer geweſen wäre, als die ehemalige Eroberung Roms durch die Celten. Alle Bürger in Rom feyerten mit Weibern und Kindern Feſte, und weiheten dabey nächſt den Göttern dem Marius Libationen. Das Volk verlangte auch, daſs er allein zwey Triumphe wegen der beyden Siege über die Teutonen und Cimbern halten ſollte, welches er jedoch nicht that, ſondern mit dem Catulus zugleich einen Triumph hielt, um dadurch ſeine Mäſsigung bey ſeinem groſſen Glücke zu zeigen, wiewohl er ſich auch vor den Soldaten des Catulus fürchten muſste, welche nicht zugeben wollten, daſs er triumphirte, wenn Catulus dieſer Ehre beraubt ſeyn ſollte.

Marius war nun fünfmal Conſul geweſen, und bewarb ſich doch um das ſechſte Conſulat mit einem

Eifer, wie nicht leicht jemand beym erſten Conſulate that. Er ſchmeichelte dem Volke, und ſtrebte nach deſſen Gunſt auf eine Art, die nicht allein der Hoheit und Würde des Conſulats, welches er noch verwaltete, ſondern ſeiner eigenen Gemüthsart zuwider war, und wollte gern für einen ſanften und populären Mann gehalten ſeyn, welches doch nicht im geringſten ſein Charakter war. Er beſaß vielmehr einen ſolchen Ehrgeiz, daß er in Staatsgeſchäften und bey Unruhen unter dem Volke bey der geringſten Verletzung ſeines Ruhms den Muth verlor: ſeine Unerſchrockenheit und Standhaftigkeit, die er in den Schlachten hatte, verließ ihn, wenn er in die Verſammlung des Volks kam, und nur das geringſte Lob und der geringſte Tadel konnte ihm alle Gegenwart des Geiſtes rauben. Gleichwohl erzehlt man, daß er tauſend Camerinern, die ſich im Kriege ſehr tapfer gehalten, auf einmal das römiſche Bürgerrecht ertheilt, und da dieſes als widergeſetzlich von einigen getadelt worden, ihnen muthig geantwortet: Er habe wegen des Tumults der Waffen die Geſetze nicht gehört. Aber er erſchrack und fürchtete ſich wirklich, beſonders bey dem Lermen des Volks in den Verſammlungen. Daher er zwar im Kriege, wo man ſeiner nöthig hatte, ſeine Würde und Macht behauptete, aber bey den Staatsgeſchäften andern weichen mußte, weswegen er denn zur Liebe und Gunſt des Volks ſeine Zuflucht nahm, und weil er nicht der beſte ſeyn konnte, der größte ſeyn wollte.

Er beleidigte alle Patricier, beſonders aber den Metellus, vor welchem er ſich fürchtete, weil er gegen ihn ſo undankbar geweſen war, und dieſer Mann

aus eigenthümlicher Rechtſchaffenheit ein Feind aller derjenigen war, die das Volk durch ſchlechte Künſte zu hintergehen, und durch Schmeicheleyen zu gewinnen ſuchten. Marius machte einen Anſchlag, dieſen würdigen Mann aus der Stadt zu treiben. Zu dem Ende verband er ſich mit dem Glaucias und Saturninus, welche freche Menſchen den ärmſten und unruhigen Pöbel auf ihrer Seite hatten. Dieſe mußten den Vorſchlag dem Volke vortragen, in deſſen Verſammlung ſich auch aufgewiegelte Soldaten einfanden, und ſo wurde der Anſchlag durchgeſetzt, und Metellus mußte die Stadt meiden.

Rutilius, ein ſonſt glaubwürdiger und aufrichtiger Geſchichtſchreiber, der aber einen Privathaß gegen den Marius hat, erzehlt, daß Marius durch vieles Geld, welches er unter die wählenden Tribuns vertheilt, ſein ſechſtes Conſulat erkauft, und eben dadurch es dahin gebracht, daß Metellus ſein Geſuch darum verfehlt habe, und dagegen Valerius Flaccus, der mehr ſein Diener als ſein Nebenconſul geweſen, zum zweyten Conſul ernannt worden ſey. Das römiſche Volk hatte vor ihm noch niemanden, als dem Valerius Corvinus, ſo viel Conſulate gegeben, und bey dieſem war doch von ſeinem erſten bis letzten Conſulate eine Zeit von fünf und vierzig Jahren verſtrichen, Marius hingegen hatte nach ſeinem erſten Conſulate die fünf andern mit einem ununterbrochenen Glücke erhalten.

In ſeinem ſechſten Conſulate zog er ſich beſonders groſſen Haß zu, da er ſich vieler Verbrechen des Saturninus ſchuldig machte, unter welchen auch die Ermordung des Nonius war, der mit dem Sa-

turninus zugleich ſich um das Amt eines Tribuns bewarb, und von demſelben umgebracht wurde. Saturninus brachte hernach als Tribun das Geſetz wegen Vertheilung der Aecker unter das Volk in Vorſchlag, welchem dieſe Worte beygefügt waren: „Der Senat ſollte in der Verſammlung des Volks durch einen Eyd ſich verbindlich machen, daß er alles, was das Volk beſchlieſſen würde, ohne Einwendung beſtätigen wollte.“ Marius ſtellte ſich im Senate, als wenn er dieſen Artikel des vorgeſchlagenen Geſetzes mißbillige, und ſagte dagegen: „Weder er noch irgend ein andrer kluger Mann würde dieſen Eydſchwur ablegen, denn wenn dieſes Geſetz nicht auch an ſich ſelbſt ſchädlich wäre, ſo wäre es doch ſchimpflich, daß der Senat Geſetze aus Zwang und nicht freywillig und mit Ueberlegung beſtätigen ſollte.“ Allein er dachte nicht ſo wie er redte, ſondern wollte vielmehr dem Metellus eine Schlinge legen, aus der er ſich nicht wickeln könnte, denn er ſelbſt hielt Lügen für eine groſſe Eigenſchaft und für Staatsklugheit, und dachte gar nicht daran, das zu halten, was er öffentlich im Senate erklärt hatte. Weil er aber wußte, daß Metellus ein ſtandhafter Mann war, der, nach dem Pindar, die Wahrheit für den Grund groſſer Tugenden hielt, ſo wollte er ihn durch ſeine Weigerung im Senate erſt einnehmen, und wenn er hernach den Eyd durchaus nicht leiſten würde, ihm den heftigſten Haß des Volks zuziehen, welches auch erfolgte. Denn auf die Erklärung des Metellus, daß er den Eyd nicht leiſten würde, gieng der Senat aus einander.

Wenige Tage darauf berief Saturninus die Senatoren vor eine Verſammlung des Volks, und nöthigte ſie, den Eyd zu leiſten. Als Marius auftrat, wurde alles ſtille, und alles richtete die Augen auf ihn. Er aber ließ jene freymüthige Erklärung, die er im Senate gethan hatte, fahren, und ſagte: „Er maßte ſich nicht ſo viel Stolz an, daß er von einer ſo wichtigen Sache ſein Urtheil vorher ſogleich hätte fällen können, er wolle jetzt den Eyd ablegen und dem Geſetze gehorchen, wenn es ein Geſetz wäre.“ Den letztern Ausdruck ſetzte er aus Klugheit hinzu, um dadurch gleichſam ſeine Schande zu bedecken. Das Volk freute ſich ungemein, da Marius den Eyd ablegte, und klatſchte und rief ihm Beyfall zu: die edlen Römer aber wurden über dieſe Veränderlichkeit des Marius niedergeſchlagen und zugleich erbittert. Sie legten indeſſen alle nach der Reihe, aus Furcht vor dem Volke, den Eyd ab, bis auf den Metellus. Dieſer blieb ſeinem Entſchluſſe ſtandhaft ergeben, ſo ſehr auch ſeine Freunde mit Bitten in ihm drangen, daß er ſchwören, und ſich nicht den harten Strafen ausſetzen möchte, welche Saturninus darauf geſetzt hatte, wenn jemand dieſen Eyd nicht leiſten wollte. Allein nichts konnte ihn zur Veränderung ſeiner Geſinnung bewegen: er war bereit, lieber etwas hartes zu leiden, als etwas ſchimpfliches zu thun, und verließ den Marktplatz ohne zu ſchwören. Er ſagte dabey zu ſeinen Freunden, die um ihn herumſtanden: „Es iſt ſchändlich, ſchlecht zu handeln, und etwas ſehr gemeines, ohne Gefahr Gutes zu thun; aber mit Gefahr edel handeln, iſt nur dem Rechtſchaffenen eigen.“

Saturninus brachte darauf ein Dekret des Volks zu Stande, in welchem den Conſuln befohlen wurde, den Metellus mit der Landesverweiſung und Achtserklärung zu beſtrafen. Der niedrigſte Pöbel war ſogar bereit, den Metellus umzubringen, worüber die Redlichgeſinnten zuſammenliefen, und den Metellus beſchützen wollten, allein er gab nicht zu, daß ſeinetwegen ein Aufruhr entſtehen ſollte, ſondern verließ die Stadt Rom mit dieſer weiſen Geſinnung: „Es wird entweder beſſer in Rom, und dann wird das Volk ſein Vergehen bereuen, und mich wieder zurückberufen, oder die Umſtände bleiben wie ſie ſind, und dann iſt es am beſten, wenn ich davon entfernt bin.“ Mit wie vielem Wohlwollen und Ehre ſeine Entweichung begleitet wurde, und wie er ſich zu Rhodus der Philoſophie widmete, wird am füglichſten in ſeiner Lebensbeſchreibung erzehlt werden können.

Marius war nun genöthigt, für dieſen Dienſt, den ihm Saturninus geleiſtet, allen ſeinen Frechheiten und Gewaltthätigkeiten, in denen er immer weiter gieng, nachzuſehen, wodurch er, wider ſein Vermuthen, ein groſſes Unglück bewirkte. Denn Saturninus beſtrebte ſich nun, durch Gewalt der Waffen und durch Ermordungen den Weg zur Oberherrſchaft in Rom zu bahnen, und die ganze bisherige Staatsverfaſſung aufzuheben. Marius, der ſich vor den Patriciern ſcheute, und doch die Gunſt des gemeinen Volks ſuchte, begieng zuletzt einen niederträchtigen betrügriſchen Streich. Es kamen die vornehmſten Patricier des Nachts zu ihm, und drangen darauf, daß er gegen den Saturninus die

ſchärfſten Maaßregeln nehmen ſollte: er aber ließ den Saturninus, der auch zu ihm kam, durch eine andre Thüre in ſein Haus. Beyde Partheyen wußten nichts davon, daß ſie ſo nahe beyſammen waren. Marius gab bey beyden vor, daß er den Durchfall hätte, und unter dem Vorwande lief er von dem einen zu den andern, und hetzte beyde Partheyen noch mehr gegen einander auf.

Allein der Senat und der Ritterſtand verbanden ſich mit einander, und nöthigten den Marius, den Markt mit Soldaten zu beſetzen, und den Saturninus und Glaucias anzugreifen. Sie entflohen auf das Capitolium, wurden aber durch Mangel am Waſſer, weil man die Waſſerröhren, die dahin giengen zerhauen ließ, genöthigt, ſich zu ergeben. Sie riefen den Marius zu ſich, und übergaben ſich ihm auf die ihnen öffentlich verſprochene Sicherheit. Er that auch alles mögliche, um ſie zu retten, aber vergeblich: ſie wurden auf dem Wege nach dem Markte von dem Volke niedergemacht *).

Marius hatte ſich den Haß der Vornehmen und des Volks ſo ſehr zugezogen, daß er es nicht wagte, da die Zeit der Cenſorwahl kam, um dieſes Amt ſich zu bewerben, ſondern ließ aus Furcht, daß er ſich vergeblich darum bemühen würde, andere, denen eine geringere Würde, als Marius bekleidete, weit weniger Anſpruch darauf gab, zu dieſem Amte erwählen; zum Vorwande ſagte er, daß er des=

*) Mehrere Umſtände von der Geſchichte des ſchändlichen und tollkühnen Saturninus findet man beym Florus Libr. III. c. 16. Valer Maxim. Libr. VIII. cap. 1. Cicer. pro Rabir. cap. 24.

wegen das Cenſoramt nicht geſucht habe, um nicht durch eine ſcharfe Unterſuchung der Aufführung und Sitten ſeiner Mitbürger ſich einen groſſen Haß zuzuziehen.

Er ſetzte ſich auch mit vergeblicher Mühe durch Reden und andre Maaßregeln dem Vorſchlage entgegen, welcher dem Volke vorgetragen wurde, den Metellus wieder in das Vaterland zurück zu berufen. Er mußte aufhören ſich zu widerſetzen. Das Volk nahm den Metellus mit vieler Bereitwilligkeit wieder an. Doch konnte er ſich nicht überwinden, die Rückkunft des Metellus in Rom mit anzuſehen. Er ſchifte nach Kappadocien und Galatien, unter dem Vorwande, daß er der Cybele das Opfer bringen wollte, welches er ihr vormals angelobt hätte, aber er hatte noch eine beſondre Abſicht bey dieſer Reiſe, die dem Volke verborgen blieb. Weil er zu den Geſchäften in Friedenszeiten und zur politiſchen Klugheit ungeſchickt war, ſein Glück bloß im Kriege gemacht, und nach demſelben ſein Anſehen und ſeinen Ruhm bey ſeiner ruhigen Muſſe hatte fallen ſehen, ſo ſuchte er Gelegenheit zu neuen kriegriſchen Thaten. Er hoffte die Könige in Aſien zur Unruhe zu reitzen, und den Mithridates, von dem man einen Krieg beſorgte, aufzuhetzen, nachher zum Feldherrn wider ihn erwählt zu werden, und die Stadt Rom mit neuen Triumphen, und ſein Haus mit pontiſcher Beute und königlichen Reichthümern anzufüllen. Daher er auch dem Mithridates, der ihm viele Höflichkeit und Ehre erzeigte, mit Uebermuth begegnete, und unter andern zu ihm ſagte: „Entweder ſuche mächtiger zu werden als die Römer ſind,

oder vollführe ihre Befehle ohne Widerrede.“ Mithridates erſtaunte darüber, er hatte ſchon oft die römiſche Sprache gehört, aber jetzt hörte er zum erſtenmale die römiſche Dreiſtigkeit.

Nach ſeiner Rückkunft zu Rom baute er ſich ein Haus nahe am Markte, um, wie er ſelbſt ſagte, denenjenigen, die ihm aufwarten wollten, keinen beſchwerlichen langen Weg zu machen, oder vielmehr in der Hoffnung, daß er nun deſto mehr Aufwartung bekommen würde. Allein dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Denn da er es andern an der Gefälligkeit im Umgange und in den Künſten der Politik nicht gleich thun konnte, ſo betrachtete man ihn bloß als ein Werkzeug des Krieges, und achtete ihn in Friedenszeiten nicht.

Indeſſen beruhigte er ſich noch, wenn er ſahe, daß andre ihm vorgezogen wurden: allein über den Sylla empfand er bittern Verdruß, da dieſer durch den Haß, in welchem Marius bey den Patriciern ſtand, ſein Anſehn vergrößerte, und ſich durch ſeine Feindſchaft gegen den Marius den Weg zu Ehrenſtellen bahnte. Da auch nachher der numidiſche König Bocchus für einen Bundesgenoſſen der Römer erklärt wurde, und einige Siegeszeichen im Capitolium, und neben ihnen zwanzig goldne Bilder, die die Uebergabe des Jugurtha an den Sylla vorſtellten, aufrichten ließ, ſo brach die Eiferſucht und der Zorn des Marius über den Sylla völlig aus, welcher ſich den Sieg über den Jugurtha ganz zuzueignen ſchien. Marius machte Anſtalten, dieſe Bilder niederzureiſſen, und Sylla ſetzte ſich mit Gewalt dagegen. Nur der damals ſo ſchnell mit den

Bundesgenoſſen ausgebrochene Krieg war Urſache, daß darüber kein öffentlicher Aufruhr entſtand. Denn die zahlreichſten und ſtreitbarſten Völkerſchaften Italiens traten wider die Römer in die Waffen, und es fehlte wenig, daß ſie nicht Roms Herrſchaft zu Grunde gerichtet hätten, da ſie nicht allein ſo gute und geübte Soldaten wie die Römer, ſondern auch Feldherren hatten, die es an Herzhaftigkeit und Erfahrung den römiſchen gleich thaten.

In dieſem Kriege, der mit vielem Glückswechſel geführt wurde, verminderte Sylla eben ſo ſehr den Ruhm des Marius, als er ſein Anſehn und ſeinen Ruhm vergröſſerte. Marius ſchien nunmehr in ſeinen Unternehmungen ganz träge und in allem zu langſam zu ſeyn, weil entweder ſein Alter (denn er war ſchon im ſechs und ſechzigſten Jahre) die lebhafte Thätigkeit ſeiner Jugend getilgt hatte, oder weil er wegen der Kränklichkeit, wie er ſelbſt geſtand, ſeinen Körper kaum bewegen konnte, und nur, um den Vorwurf zu vermeiden, über ſein Vermögen die Stelle eines Feldherrn übernommen hatte. Indeſſen gewann er auch in dieſem Kriege ein wichtiges Treffen, in welchem ſechstauſend Feinde blieben, und gab ihnen niemals Gelegenheit, ihm einen Verluſt beyzubringen. Er ließ ſich ſogar einmal von den Feinden einſchlieſſen, und durch keine Hohnneckereyen und Affoderungen zu einer Schlacht bewegen. Man erzehlt, daß Silo Popedius, der vornehmſte und mächtigſte der feindlichen Generale, zu ihm geſagt: „Wenn du ein groſſer General biſt, Marius, ſo komm aus deinem Lager, und wage ein Treffen mit uns;“ und Marius habe ihm geantwor-

tet: „Wenn du ein groſſer General biſt, ſo zwing mich dazu, daß ich dir ein Treffen liefern muß.“ Als zu einer andern Zeit die Feinde eine gute Gelegenheit zu einer Schlacht gegeben, die römiſchen Soldaten aber aus Furcht ſich zurückgezogen, und in ihr Lager geeilt hatten, ließ er die Truppen zuſammen kommen, und ſagte zu ihnen: „Ich weiß nicht, ob ich euch oder die Feinde für feiger halten ſoll, da ſie nicht euren Rücken, und ihr nicht ihren Nacken habt ſehen können.“ Endlich legte er die Feldherrnſtelle aus Unvermögen wegen ſeiner körperlichen Schwächlichkeit nieder.

Nach der Ueberwindung der italieniſchen Völkerſchaften ſtrebten ſehr viele durch die Demagogen des Volks zur Feldherrnſtelle in dem Kriege wider den König Mithridates zu gelangen. Und da brachte wider alles Vermuthen der Tribun Sulpitius den alten Marius in Vorſchlag, und ernannte ihn zum Proconſul und Feldherrn gegen den Mithridates. Aber das Volk theilte ſich in zwey Partheyen, die eine beſtimmte den Marius, die andre den Sylla zum Feldherrn. Die Parthey des Sylla ſpottete nur über den Marius, ſie ſagte, er möchte ſich nach Bajä in die warmen Bäder begeben und dort ſich curiren laſſen, da er, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, durch ſein Alter und ſeine Schwächlichkeit unvermögend geworden wäre. Marius hatte in der daſigen Gegend bey Miſen ein herrliches Haus, wo mehr Pracht und eine weichlichere Ueppigkeit herrſchte, als es ſich für einen Mann ſchickte, der ſo viele Feldzüge gemacht und ſo kriegeriſche Thaten verrichtet hatte. Dieſes Haus hat hernach die Cornelia, wie man ſagt,

um fünf und ſiebzigtauſend Denarien gekauft, und nicht lange darauf hat Lucius Lucullus dafür fünfmal hunderttauſend und zweyhundert gegeben *). So ſchnell ſtieg der Preis der Pracht, und ſo ſehr nahm die Ueppigkeit der Römer zu.

Marius bemühte ſich mit einem übertriebenen faſt kindiſchen Ehrgeitze ſein Alter und ſeine Schwächlichkeit zu verläugnen, gieng täglich auf das Marsfeld, nahm an den Uebungen der jungen Römer Antheil, und wollte bey dieſen Uebungen zeigen, daß ſein Körper noch geſchickt zu den Waffen und zum Reuten ſey, ſo ſehr er auch wegen der Dicke und des Alters ſchwerfällig war. Einigen gefiel dieſes, ſie giengen hin, und ſahen ſeinen Ehrgeitz und ſeine Uebungen mit Vergnügen an. Die edlen Römer aber betrachteten es mit Mitleiden, daß er als ein Mann, der von der niedrigſten Armuth zu groſſem Reichthume, und vom geringſten Stande zum größten Anſehn gelangt war, ſich durch unerſättlichen Geitz und Ehrſucht beherrſchen ließ, ſeinem Glücke keine Grenzen ſetzte, und nicht zufrie=

*) μυριάδων πεντήκοντα καί διακοσίων. Wenn man διακοσίων zu μυριάδων zieht, ſo iſt die Summe zwey Millionen und fünfmal hunderttauſend Denarien, welches unglaublich iſt. Aber auch ſo, wie ich es genommen, beträgt die erſtere Summe 9375 Reichsthaler, und die andere 62525 Rthlr. es wäre denn, daß Plutarch hier nach römiſchen Seſtertien rechnete, und nicht nach Drachmen oder Denarien, allein er pflegt immer nach Drachmen zu rechnen, und müßte hier etwa einen römiſchen Schriftſteller vor Augen gehabt haben.

den, ſeine erworbenen Güter in Ruhe zu genieſſen, ſich ſo betrug, als wenn er an allem Mangel litte, und nach ſo vielen Triumphen und Ehre in ſeinem hohen Alter nach Cappadocien und an das ſchwarze Meer hin ſich begeben wollte, um mit dem Archelaus und Neoptolemus, den Feldherren des Mithridates, zu fechten. Die Art, mit welcher ſich Marius deswegen zu verfertigen ſuchte, war ganz lächerlich, denn er gab vor, er wollte gern ſeinen Sohn unter eigner Anführung in der Kriegskunſt üben.

Dieſe Umſtände zerrütteten die ſchon ſeit langer Zeit an innerlichen Gebrechen kranke Republik Rom. Marius fand an dem verwegenen Sulpitius ein Werkzeug, das fähig war, das allgemeine Verderben zu bewirken. Dieſer Mann ahmte den Saturninus nach, und bewunderte alle Handlungen deſſelben, und tadelte nur an ihm, daß er noch zu langſam, und zu wenig verwegen geweſen wäre. Er, um nicht ſo langſam zu ſeyn, hatte beſtändig ſechshundert Ritter bey ſich, welche gleichſam ſeine Leibwache waren, und die er den Gegenſenat nannte. Er überfiel mit dieſer gewaffneten Schaar die beyden Conſuln, als ſie eben eine Verſammlung des Volks hielten, und da der eine vom Markte entfloh, ließ er deſſen Sohn gefangen nehmen und umbringen. Der andre Conſul, Sylla, wurde bis an des Marius Haus verfolgt, in welches er, wider alles Vermuthen, hereinlief, indeſſen diejenigen, die ihn verfolgten, in der Eile vorbeyliefen. Er ſoll, wie einige erzehlen, von dem Marius ſelbſt zur Hinterthüre herausgelaſſen, und ſo zu den Sol-

daten ins Lager entkommen ſeyn. Aber Sylla ſelbſt erzehlt in ſeinen Nachrichten, er ſey nicht in das Haus des Marius geflůchtet, ſondern mit Gewalt hereingeſchleppt, und da vom Sulpitius, der ihn mit gezůckten Schwerdtern håtte umringen laſſen, gezwungen worden, diejenigen Vorſchlåge gut zu heiſſen, die ihm Sulpitius gethan, worauf er wieder auf den Markt gegangen, und die vorigen Unterhandlungen aufgehoben håtte.

Nach dieſem Vorfalle hatte nun Sulpitius in Rom die Oberhand, und ließ den Marius zum Feldherrn wider den Mithridates erwåhlen. Marius bereitete ſich ſchon zum Abmarſche, und ſchickte zwey Oberſten ins Lager, denen Sylla die Armee übergeben ſollte. Aber Sylla hatte ſchon die Armee, welche aus dreyßigtauſend Mann zu Fuſſe und fünftauſend zu Pferde beſtand, auf ſeine Seite gebracht, und růckte damit auf die Stadt Rom an. Die vom Marius abgeſchickten Oberſten wurden von den Soldaten niedergehauen. Marius ließ dagegen in Rom viele Freunde des Sylla umbringen, und verſprach allen Sklaven die Freyheit, die die Waffen für ihn ergreifen würden, allein es fanden ſich nur drey bey ihm ein. Er konnte daher dem Sylla, als dieſer in Rom eindrang, nur geringen Widerſtand thun, und wurde bald überwåltigt, worauf er die Flucht ergrif, und ſeine Anhånger wurden, da er erſt weg war, bald zerſtreut.

Er begab ſich in der Dunkelheit der Nacht auf einen ſeiner Meyerhöfe, welcher Salonium hieß, und ſchickte ſeinen Sohn auf das Gut des Mucius, des Schwiegervaters des jungen Marius, welches nicht

weit davon lag, um das auf die Reiſe benöthigte zu holen. Er erwartete aber nicht die Rückkunft ſeines Sohnes, ſondern eilte nach Oſtia, wo einer ſeiner Freunde, Numerius, ein Schif für ihn bereit gehalten hatte, und ſegelte auf demſelben mit ſeinem Stiefſohne Granius ab. Sein Sohn hielt ſich auf dem Gute des Mucius mit den Zubereitungen zur Reiſe ſo lange auf, daß darüber der Tag anbrach, und er den Feinden nicht entweichen konnte. Es kamen feindliche Reuter an, in der Vermuthung, den alten Marius dort zu treffen. Zum Glücke ſah ſie der Verwalter des Meyerhofs ankommen, und verſteckte den jungen Marius auf einen Wagen, den er mit Bohnen beladen hatte, ſpannte darauf Ochſen vor den Wagen, und fuhr den feindlichen Reutern gerade entgegen, und ſo in die Stadt Rom herein. Auf dieſe Art kam der junge Marius in dem Hauſe ſeiner Gemahlin an, gieng aber des Nachts wieder, nachdem er ſich mit dem nothwendigſten verſorgt hatte, ans Meer, und ſegelte mit einem Schife ab, das nach Afrika gieng.

Der alte Marius, welcher an der Küſte von Italien mit einem glücklichen Winde ſegelte, furchte ſich vor einem gewiſſen Geminius in Tarracina, der ſein Feind war und ſtarken Anhang hatte, er verbot daher ſeinen Schifern, ſich der Stadt Tarracina zu nähern. Indem ſich dieſe bemüheten, ſeinem Verlangen Genüge zu leiſten, erhob ſich ein heftiger Wind vom Meere her, und ſchlug ſo groſſe Wellen, daß das Schif den Sturm nicht auszuhalten ſchien, dazu befand ſich Marius krank, weil er die See nicht vertragen konnte: ſie konnten alſo kaum mit Mühe,

da der Sturm immer ſtärker wurde, und ihnen die Lebensmittel mangelten, das Circeiſche Ufer erreichen. Hier ſtiegen ſie ans Land, und irrten ohne einem beſtimmten Endzweck herum, wie es bey groſſen Gefahren zu geſchehen pflegt, wenn man dem gegenwärtigen Unglücke als dem ärgſten Schickſale zu entgehen trachtet, und doch ſeine Hoffnung auf nichts gewiſſes ſetzen kann. Das Land war ihnen eben ſo gefährlich als das Meer, es war für ſie ſchrecklich, Menſchen anzutreffen, und eben ſo ſchrecklich, keine anzutreffen, weil ſie an allem Mangel litten. Endlich trafen ſie ſpät Abends einige Hirten an, die ihnen zwar nichts geben konnten, doch aber dem Marius, den ſie kannten, riethen, ſich eilfertig zu entfernen, weil ſie kurz vorher hatten viele Reuter herumreiten ſehen, die ihn allenthalben aufſuchten. Er war nun in der äußerſten Noth, zumal da ſeine Begleiter ſich vor Hunger nicht mehr zu helfen wußten. Er wich vom Wege ab, und verſteckte ſich in einem dichten Buſche, wo er die Nacht ſehr übel zubrachte.

Am folgenden Tage gieng er vom Hunger gezwungen, und um ſich zu retten, ſo lange er noch einige Kräfte hatte, an das Ufer, tröſtete ſeine Begleiter, und bat ſie, nicht die letzte Hoffnung fahren zu laſſen, welche er immer noch wegen gewiſſer alter Prophezeyungen hätte. Er erzehlte ihnen, daß er noch in ſeiner früheſten Jugend, als er ſich auf dem Lande befunden, mit ſeinem Rocke ein herabfallendes Adlerneſt aufgefangen hätte, in welchem ſieben junge Adler geweſen, ſeine Aeltern, denen dieſes wunderbar vorgekommen wäre, hätten die

Wahrſager darüber befragt, und zur Antwort erhalten, daß er einer der berühmteſten Menſchen werden und ſiebenmal die höchſte Würde und Gewalt durch das Schickſal erhalten würde. Einige Schriftſteller behaupten, daß ſich dieſe Begebenheit wirklich zugetragen hätte, andere hingegen glauben, daß er dergleichen nur ſeinen Begleitern auf der Flucht zum Troſte vorgeſagt habe, dieſe hätten die Sache geglaubt, und ſo wäre die ganz fabelhafte Geſchichte nachher ſchriftlich aufbewahrt worden, denn der Adler zeuge nicht mehr als zwey Junge, und Muſäus irre, wenn er ſage, daß der Adler drey Eyer lege, zwey davon ausbrüte, und nur einen Jungen erziehe. So viel iſt gewiß, daß Marius auf der Flucht und in ſeiner äußerſten Bedrängniß öfters geſagt hat, er werde zu dem ſiebenten Conſulate gelangen.

Marius war mit ſeinen Begleitern etwa noch zwanzig Stadien von der Stadt Minturna entfernt, als ſie von weiten einen Schwarm Reuter auf ſich zukommen ſahen, und zum Glücke wurden ſie auch gewahr, daß eben zwey Laſtſchiffe abſegelten. Sie liefen alſo, ſo viel nur jeder laufen konnte und Kräfte hatte, auf das Meer zu, warfen ſich herein, und hiengen ſich an die Schife an. Granius kam in dem einen Schife glücklich in die gegen über gelegene Inſel Aenaria an. Marius, der wegen ſeines dicken Körper ſich nicht gut helfen konnte, wurde von zweyen Sklaven mit groſſer Mühe über dem Meere gehalten, und in das andere Schif geſetzt, als eben die Reuter am Ufer ankamen, und den Schifern zuriefen, ſie ſollten entweder ans Land wieder fahren, oder den Marius auswerfen, worauf ſie ſegeln könn-

ten, wohin ſie wollten. Marius fiel den Herren des Schifs zu Füſſen, und bat ſie mit Thränen, ſich ſeiner zu erbarmen: ſie blieben lange unſchlüſſig, endlich antworteten ſie doch den Reutern, daß ſie den Marius nicht verrathen würden. Die Reuter waren eben mit Drohungen weggeritten, als ſie ihren Sinn änderten. Sie ſchiften ans Land, warfen bey dem Ausfluſſe des Liris, wo er viele Sümpfe bildet, die Anker, und baten den Marius, daß er ausſteigen, Speiſe zu ſich nehmen, und ſeinem abgematteten Körper einige Erholung geben möchte, bis ſie wieder guten Wind bekämen, welches, wie ſie vorgaben, zu einer gewöhnlichen Stunde zu geſchehen pflege, da ſich der Wind auf dem Meere lege, und von den Sümpfen her hinlänglicher Wind käme. Marius ließ ſich dazu bereden, gieng an das Land und legte ſich ins Gras, ohne im geringſten an das zu gedenken, was ihm bevorſtand. Die Schifer ſtiegen ſogleich wieder in ihre Schiffe, und ſegelten davon: ſie hielten es für ſchändlich, den Marius zu verrathen, und für gefährlich, ihn zu erretten.

So war Marius nun von allen verlaſſen. Er lag eine Zeitlang ſprachlos am Ufer. Mit Mühe rafte er ſich endlich auf, und gieng, ſo gut er konnte, durch unwegſame Oerter, tiefe Sümpfe, und Graben voll Waſſer und Koth weiter fort, bis er an die Hütte eines alten Mannes kam, der an dieſen Graben zu arbeiten pflegte. Er fiel ihm zu Füſſen, und bat ihn, einen Mann zu erretten, und Hülfe zu leiſten, der ihm, wenn er der gegenwärtigen Gefahr entgienge, über alle Erwartung belohnen wür-

de. Der Alte, der ihn entweder von voriger Zeit her kannte, oder aus ſeinem Anſehen vermuthete, daß er ein vornehmer Mann ſeyn möchte, antwortete ihm: „Wenn er bloß der Ruhe bedürfe, ſo könne er in ſeine Hütte kommen, wenn er aber etwa vor Feinden flöhe, ſo wolle er ihn an einem Orte verbergen, wo er ganz ſicher ſeyn ſollte." Marius bat ihn um das letztere. Er führte ihn in einen Sumpf, wo er in ein Loch neben dem Fluſſe herabkriechen mußte, und bedeckte ihn mit vielem Schilfe und leichtem Geſträuche.

Kurze Zeit darauf hörte er einen Tumult und ein Geſchrey von der Hütte her. Geminius hatte aus Tarracina viele Leute ausgeſchickt, die ihn aufſuchen ſollten, von welchen einige von ungefähr an dieſe Hütte gekommen waren, und den alten Mann durch ihr Lärmen und Schreyen, daß er einen öffentlichen Feind der Römer aufgenommen und verſteckt hätte, ganz furchtſam gemacht hatten. Marius, der bey dem näher kommenden Geſchreye aus ſeinem Loche hervorgekuckt hatte, zog ſich ſeine Kleider aus, und ſtieg in einen Sumpf herab, der voller ſchlammichten Waſſers war. Aber auch hier entwich er den Feinden nicht; er wurde ſo nackend und voller Koth, wie er war, herausgezogen, und nach Minturna geführt, wo man ihn dem Rathe übergab. Denn man hatte von Rom in alle Städte Befehl geſchickt, den Marius zu verfolgen, und wenn man ihn wo anträfe, zu tödten.

Der Rath zu Minturna ſtellte dennoch Berathſchlagungen an, was er thun ſollte, und ließ indeſſen den Marius in das Haus der Fannia zur Ver-

wahrung bringen, welche Frau dem Marius wegen einer alten Sache feind zu ſeyn ſchien. Denn ſie hatte nach der Eheſcheidung von ihrem Manne Tinnius ihr Eingebrachtes, welches ſehr anſehnlich war, zurückverlangt, der Mann aber hatte ſie des Ehebruchs beſchuldigt, und die Sache gelangte bis zum Ausſpruche des Marius, der zum ſechſtenmale Conſul war. Weil die Fannia ſchon vorher als eine unzüchtige Frau bekannt geweſen war, und ihr Mann, ob er es gleich gewußt, ſie geheirathet, und lange Zeit mit ihr gelebt hatte, ſo entſchied Marius ſo, daß keine Parthey damit zufrieden war. Der Mann mußte der Frau ihr Eingebrachtes wieder herausgeben, und die Frau wurde ihrer ſchlechten Aufführung wegen zu einer Geldſtrafe von vier Pfunden verurtheilt. *) Aber Fannia zeigte gegen den Marius nicht die Leidenſchaft eines beleidigten Weibes, ſondern, weit entfernt ſich zu rächen, tröſtete ſie ihn, ſobald ſie ihn ſahe, und pflegte ihn, ſo gut es die Umſtände erlaubten. Er bezeigte ihr dagegen ſeine Dankbarkeit, und verſicherte ſie, daß er wegen einer gewiſſen guten Vorbedeutung noch immer getroſten Muths ſey. Die gute Vorbedeutung beſtand darinnen. Als Marius in das Haus der Fannia geführt,

und

*) χαλκυς τέσσαρας. Dacier und Kind überſetzen vier Drachmen oder Denarien. Allein theils ſcheint dieſe Summe zu gering zu ſeyn, theils würde ſie Plutarch nicht ſo ausgedrückt haben, wenn er Denarien oder Drachmen gemeint hätte. Ich wähle daher den Ausdruck vier Pfund, quatuor aſſes; vielleicht ſind darunter groſſe Seſtertien zu verſtehen.

und eben das Thor geöfnet wurde, kam ein Eſel da heraus, und lief nach dem Brunnen hin, der in der Nähe war, um zu ſaufen. Dieſes Thier ſah den Marius munter an, blieb vor ihm etwas ſtehen, und ſprang darauf mit einem lauten Geſchrey muthig bey ihm vorbey. Daraus ſchloß nun Marius, wie er ſagte, daß ein höherer Geiſt ihm ſeine Errettung nicht vom Lande, ſondern vom Meere her angedeutet habe: denn der Eſel ſey durch kein dürres Futter durſtig geworden, ſondern von ſelbſt nach dem Waſſer gelaufen. Nach ſolchem Geſpräche mit der Fannia legte er ſich ſchlafen, und befahl ihr das Haus zu verſchlieſſen.

Indeſſen hatte der Rath zu Minturna den Entſchluß gefaßt, ohne weitern Verzug den Marius umbringen zu laſſen. Aber Niemand von den Bürgern wollte die That übernehmen, bis endlich ein Reuter, der entweder ein Gallier oder Cimbrer war, denn er wird bald für dieſen, bald für jenen ausgegeben, ſich dazu fand, und mit einem bloſſen Schwerdte zum Marius gieng. Das Zimmer, worinnen Marius lag, war dunkel, und es kam dem Soldaten vor, als wenn eine groſſe Flamme aus den Augen des Marius führe, und ihm eine Stimme aus der Dunkelheit zuriefe: Du unterſtehſt dich, den Cajus Marius umzubringen? Der Barbar warf ſein Schwerdt weg, lief zum Hauſe heraus, und ſagte: Ich kann den Cajus Marius nicht umbringen.

Dieſe Begebenheit ſetzte jedermann in Beſtürzung. Man bedauerte darauf das Schickſal des Marius, bereuete den gefaßten Entſchluß, und machte ſich ſogar Vorwürfe, daß man gegen den Erretter

Italiens undankbar und ungerecht geweſen, da es ſchon etwas hartes ſey, wenn man ihm keine Hülfe leiſtete. Er gehe hin, ſagten die Minturner, wohin er fliehen will, und ertrage ſein Schickſal anderswo. Wir wollen die Götter um Verzeihung bitten, daß wir ihn dürftig und nackend aus unſrer Stadt ſchaffen müſſen. Mit dieſen Geſinnungen liefen die Minturner haufenweiſe zu ihm, und führten ihn an das Meer. Indem ſie aber unter einander beſchäftigt waren, ihn mit den nöthigſten Sachen zu verſehen, vergieng eine geraume Zeit. Und der mariciſche heilige Buſch, welcher ſo verehrt wurde, daß nichts, was in denſelben herein gekommen war, wieder heraus durfte, und welcher auf dem Wege zur See lag, machte einen neuen Verzug, weil man um dieſen Buſch herumgehen mußte. Allein es rief ein alter Mann unter den Begleitern des Marius: Kein Weg iſt verboten, auf welchem man den Marius erretten kann, und nahm zuerſt ein Stück von den Sachen, die man dem Marius auf das Schif mitgeben wollte, und trug es durch den Buſch durch. Die andern folgten darauf muthig nach. Ein gewiſſer Beläus verſchafte dem Marius auch ein Schif, welcher in der Folge aus Dankbarkeit gegen die Minturner dieſe Begebenheit abmahlen, und das Gemählde in einen Tempel zu Minturna aufhängen ließ.

Er fuhr mit günſtigem Winde ab, und kam zum guten Glücke auf der Inſel Aenaria an, wo er den Granius und ſeine anderen Freunde antraf, mit welchen er ſodann nach Afrika abſegelte. Der Mangel an friſchen Waſſer aber nöthigte ſie, in Sicilen bey der Stadt Eryx zu landen. Der dortige römiſche

Quäſtor hätte beynahe den Marius gefangen bekommen, er ließ ſechzehn von ſeinen Leuten, die Waſſer holen wollten, niederhauen. Marius gieng alſo geſchwind wieder unter Segel, und kam auf der Inſel Meninx an, wo er die erſte Nachricht bekam, daß ſich ſein Sohn mit dem Cethegus gerettet, und auf dem Wege wäre, den König der Numidier, Hiempſal, um Hülfe zu bitten. Dadurch bekam er ſo viel Muth, daß er es wagte, von dieſer Inſel nach Carthago überzuſchifen. In Afrika war damals Sextilius römiſcher Prätor, den Marius weder jemals begünſtiget noch beleidiget hatte, er hoffte daher aus Mitleiden von ihm unterſtüzt zu werden. Er war aber kaum mit wenigen ans Land geſtiegen, als ihm ein Gerichtsdiener mit dem Befehle entgegen kam: „Marius, der Prätor Sextilius verbietet dir, Afrika zu betreten, widrigenfalls wird er, dem Decrete des Senats gemäß, dich als einen Feind der Römer behandeln.“

Dieſer Befehl machte, daß Marius vor Traurigkeit und Schwermuth keine Worte finden konnte, ſondern eine lange Zeit ſtillſchweigend den Gerichtsdiener mit ſtarren Blicken anſah. Der Gerichsdiener fragte ihn endlich, was er denn dem Prätor für eine Antwort bringen ſollte? Marius antwortete mit einem tiefen Seufzer: Sag ihm, du hätteſt den Cajus Marius als einen Flüchtling auf den Ruinen von Carthago ſitzen geſehen; wodurch er den Glückswechſel jener Stadt und den ſeinigen in einer ſchicklichen Vergleichung vorſtellte.

Inzwiſchen war Hiempſal, der König in Numidien, immer noch unentſchloſſen. Ob er gleich dem

jungen Marius und ſeiner Begleitung viel Achtung erwies, ſo hielt er ihn doch, wenn er abreiſen wollte, immer unter allerhand Vorwande auf, daher man vermuthen mußte, daß er keine gute Abſicht bey dieſer Verzögerung hätte. Allein eine zufällige Begebenheit diente dem jungen Marius zur Errettung. Er ſah ſehr wohl aus, und rührte daher durch ſein unwürdiges Schickſal eine von des Königs Beyſchläferinen. Dieſes Mitleid war bey ihr der Anfang und hernach der Vorwand der Liebe zu dem jungen Römer. Anfänglich gab er ihrer Neigung kein Gehör. Wie er aber keinen andern Weg zu ſeiner Errettung vor ſich ſahe, und merkte, daß ihre Liebe mehr ernſthafte Neigung als wollüſtige Leidenſchaft war, ſo erfüllte er ihre Wünſche, und entkam durch ihre Hülfe glücklich mit ſeinen Freunden.

Er entfloh zu ſeinem Vater, und begab ſich mit ihm gegen das Meer zu. Unterwegens ſahen ſie zwey Skorpionen mit einander ſtreiten, welches der alte Marius für ein böſes Zeichen hielt. Deswegen ſetzten ſie ſich ſogleich in ein Fiſcherboot, und ſchiften nach Cercina, einer nicht weit vom feſten Lande abgelegenen Inſel. Sie waren auch kaum auf der See, als ſie königliche abgeſchickte Reuter erblickten, die ſie an dem Orte, wo ſie abgefahren waren, aufſuchten. Marius war alſo einer der größten Gefahren entronnen.

Sylla führte indeſſen in Böotien mit den Feldherren des Mithridates Krieg. Aber die römiſchen Conſuln geriethen mit einander ſelbſt in ſolche Streitigkeiten, daß ſie endlich zu den Waffen griffen, und einander eine Schlacht lieferten, in welcher Oc=

tavius ſiegte, und den Cinna, der Verſuche gemacht hatte, eine tyranniſche Herrſchaft einzuführen, aus der Stadt jagte. Er machte an des Cinna Stelle den Cornelius Merula zum Conſul. Cinna ſammelte hingegen in Italien eine Armee, und gieng auf die beyden Conſuln los.

Sobald Marius von dieſen Umſtänden Nachricht erhielt, entſchloß er ſich eilfertig nach Italien überzuſchifen. Er nahm aus Afrika einige mauriſche Reuter, und einige von den Italienern, die in Afrika waren, mit; die ganze Anzahl, mit welcher er abſchifte, beſtand aus nicht mehr als tauſend Mann. Er lief in den hetruriſchen Hafen Telamon ein. Gleich nach ſeiner Ankunft in Italien ließ er allen Sklaven, die bey ihm Dienſte nehmen würden, die Freyheit verſprechen. Und auch die freyen Landleute und Hirten der daſigen Gegend wurden durch den Ruhm des Marius gereizt, ſich zu ihm zu begeben, von welchen er die tauglichſten in ſeine Dienſte nahm. Auf ſolche Art bekam er in wenigen Tagen ein ſtarkes Heer zuſammen, und bemannete vierzig Schiffe. Da er wußte, daß Octavius die Parthey der Edlen hielt, und die Gerechtigkeit und die Geſetze beſchützen wollte, Cinna hingegen dem Sylla verdächtig war, und wider die Staatsverfaſſung Roms Krieg führte, ſo entſchloß er ſich, mit ſeinem Corps die Parthey des Cinna zu ergreifen. Er ſchickte daher Abgeordnete an ihn, und ließ ihm melden, daß er ihm als einem Conſul gehorchen würde, und ſeine Befehle erwartete. Cinna, der den Antrag ſehr gern annahm, ernannte ihn zum Proconſul, und ſchickte ihm die Ehrenzeichen dieſer Würde zu, welche Ma-

rius jedoch nicht annehmen wollte, weil er vorgab, daß ſie ſich zu ſeinen gegenwärtigen Glücksumſtänden nicht ſchickten. Er trug auch nur ein ſchlechtes Kleid, und den Bart ſo lang, als er ſeit ſeiner Flucht aus Rom gewachſen war: er wollte in ſeinem hohen Alter von ſiebzig Jahren, und mit ſeinem langſamen Gange den er annahm, gern mitleidswürdig ſcheinen; allein aus ſeiner Demuth blickte ſeine natürliche Miene, die mehr fürchterlich als mitleidswürdig war, hervor, und ſeine ſcheinbare Erniedrigung zeigte nicht ſowohl ein demüthiges als vielmehr ein durch den Glückswechſel wild gewordenes Gemüth an.

Sobald er den Cinna geſprochen und an die Truppen eine Rede gehalten, fieng er ſogleich ſeine Unternehmungen an, und gab den Sachen bald eine andere Geſtalt. Er ſchnitt zuerſt mit ſeinen Schifen der Stadt Rom die Zufuhre ab, plünderte die Kaufleute, und nahm ihnen alles weg, was ſie zu Markte bringen wollten. Darauf bemächtigte er ſich der Städte, die am Meere lagen. Er bekam auch Oſtia durch Verrätherey ein, welche Stadt er ausplündern und eine Menge Menſchen hinrichten ließ. Er ließ darauf eine Brücke über die Tiber ſchlagen, und ſchnitt ſeinen Feinden gänzlich alle Zufuhre vom Meere her ab.

Endlich rückte er mit ſeinen Truppen vor die Stadt Rom, und bemächtigte ſich des Berges Janiculus, weil Octavius nicht ſowohl aus Unerfahrenheit als vielmehr aus gar zu ſtrenger Beobachtung der geſetzmäßigen Ordnung, zum Nachtheil des gemeinen Beſtens die dienlichſten Mittel nicht brauchte. Denn er wollte auch nicht, wie man ihm rieth, die

Sklaven bewafnen und ihnen die Freyheit ſchenken: Ich werde, ſagte er, den Sklaven nicht die Rechte unſers Vaterlandes geben, da ich, um die Geſetze aufrecht zu erhalten, dem Marius das Vaterland verbieten muß.

Die Soldaten verlieſſen deswegen den Octavius, und wandten ſich an den jungen Metellus, den Sohn desjenigen Metellus, welcher durch den Marius war aus Rom vertrieben worden, und gegen den Jugurtha in Afrika Krieg geführt hatte. Sie baten ihn, da er während dieſer Unruhen nach Rom gekommen war, und ſie ihn für einen beſſern General als den Octavius hielten, daß er ihr Anführer werden und die Stadt erretten möchte, denn ſie würden unter der Anführung eines ſo erfahrnen und thätigen Generals gewiß gut fechten, und die Feinde überwinden. Metellus aber bezeugte über ihren Antrag ſeinen Unwillen, und befahl ihnen, ſich zum Conſul zu begeben, und ihm zu gehorchen, darüber liefen ſie gar zu den Feinden über, und Metellus, der die Stadt für verloren hielt, machte ſich auch davon.

Octavius ließ ſich durch einige Chaldäer, Wahrſager und Ausleger der ſibylliniſchen Bücher bereden, in Rom zu bleiben, weil man ihm prophezeyet hatte, es würde alles gut werden. Dieſer ſonſt brave Mann, der beſonders die Würde des Conſulats ohne Schmeicheley und nach den hergebrachten Gewohnheiten und Geſetzen, wie nach unveränderlichen Vorſchriften, zu erhalten ſuchte, hatte die Schwachheit, daß er ſich mehr nach dem Rathe der Wahrſager und Zeichendeuter als nach den Vorſchlägen der Männer,

die die Politik und Kriegskunſt verſtanden, richtete. Er wurde alſo, ehe noch Marius in die Stadt kam, von den vorausgeſchickten Soldaten von dem conſulariſchen Stuhle herabgeriſſen und umgebracht. Man ſoll noch nach ſeinem Tode in ſeinem Buſen eine chaldäiſche Tafel von ſeiner Nativität gefunden haben. Sonderbar iſts, daß die zwey berühmteſten Anführer der Römer, Octavius und Marius, beyde der Wahrſagerkunſt ſo ſehr ergeben waren, und der eine dadurch ſeine Errettung, der andre ſein Verderben beförderte.

Unter ſolchen verwirrten Umſtänden ließ der Rath durch Abgeordnete den Cinna und Marius erſuchen, in die Stadt zu kommen, und nur die Bürger zu ſchonen. Cinna empfieng die Abgeordneten, als Conſul, auf dem conſulariſchen Ehrenſeſſel ſitzend, und ertheilte ihnen eine höfliche geneigte Antwort. Marius ſtand neben dieſem Seſſel, und ſagte nichts, ſeine zornigen Mienen aber und ſtarren Blicke gaben zu erkennen, daß er die Stadt bald mit Blut erfüllen würde.

Nach dieſer Audienz giengen die Abgeordneten nebſt dem Cinna in die Stadt, welcher ſich von einer Leibwache begleiten ließ. Marius aber blieb am Thore ſtehen, und ſagte mit einer boshaften Spötterey: „Er ſey durch ein öffentliches Decret aus ſeinem Vaterlande vertrieben, wenn man ſeine Gegenwart wieder nöthig habe, ſo müſſe man jenes Decret durch ein andres eben ſo geſetzmäßiges aufheben:“ als wenn er ein ſo groſſer Beobachter der Geſetze geweſen wäre, oder in eine Stadt gehen wollte, die ihre Freyheit hätte.

Es wurde indeſſen doch das Volk auf dem Markt gerufen, aber ehe noch drey oder vier Tribus ihre Stimme gegeben hatten, vergaß Marius ſein Vorgeben, und die Rechtfertigung wegen ſeines Exils, und kam in Begleitung eines Schwarms von Trabanten, die er aus zuſammengelaufenen Sklaven unter den Namen der Bardiåer zu ſeiner Leibwache gemacht hatte, in die Stadt. Dieſe Truppen brachten theils auf ſeinen Befehl, theils auf ſeinen bloſſen Wink eine Menge Menſchen um. Sogar ein Senator, der ſchon Pråtor geweſen war, Ancharius, wurde bloß deswegen vor den Augen des Marius niedergehauen, weil er vom Marius auf ſeine Anrede keine Antwort bekommen hatte. Darauf wurden alle diejenigen in den Straſſen, die den Marius grůßten, und von ihm nicht wieder gegrůßt wurden, wie nach einem abgeredten Zeichen zum Morde, umgebracht, ſo daß ſelbſt des Marius Freunde voller Furcht und Zittern waren, wenn ſie ſich ihm nåherten.

Cinna wurde endlich nach vielen Ermordungen mit Blute geſåttigt, und hörte auf zu tödten. Aber die Wuth des Marius wurde tåglich ſtårker und blutdůrſtiger, und er ließ alle verfolgen, auf die er nur den geringſten Verdacht hatte. Alle Straſſen, alle Stådte waren mit dieſen wůrgenden Soldaten angefůllt, die alle diejenigen verfolgten und aufſuchten, welche ſich verborgen hatten. Auch die Treue des Gaſtrechts und der Freundſchaft gab wider dieſe Schickſale keine Sicherheit, es waren wenige, die dieſen Mördern nicht diejenigen verriethen, welche zu ihnen ihre Zuflucht genommen hatten. Um deſto-

mehr verdient die Treue der Sklaven des Cornutus bewundert zu werden, welche ihren Herrn zu Hauſe verſteckten, und einen todten Mann von gemeinem Stande aufhenkten, ihm einen goldnen Ring anſteckten, und ſo, als wenn es Cornutus geweſen wäre, den Soldaten des Marius zeigten, und darauf mit aller Feyerlichkeit begruben. Niemand wurde dieſe ihre Liſt gewahr, und ſie brachten den Cornutus ſicher nach Gallien.

Der Redner Marcus Antonius, welcher zu einem rechtſchaffenen Freunde ſeine Zuflucht genommen hatte, war nicht ſo glücklich. Dieſer arme gemeine Bürger wollte gern den Antonius, einen der vornehmſten Männer in Rom, gut bewirthen, und ließ daher ſeinen Knecht von einem Weinſchenken in der Nähe Wein holen. Der Knecht koſtete den Wein mit Aufmerkſamkeit, und foderte darauf beſſern Wein. Der Weinſchenke fragte ihn deswegen: „was denn in ſeinem Hauſe vorgienge, daß er nicht den jungen wohlfeilen Wein, wie ſonſt, ſondern beſſern und theuern haben wollte?“ Und der einfältige Knecht antwortete im treuherzigen Zutrauen der Bekanntſchaft, „ſein Herr bewirthe den Marcus Antonius, der ſich bey ihm verborgen aufhalte.“ Kaum war der Knecht fort, als der niederträchtige ſchändliche Weinhändler zum Marius gieng, der ſchon bey der Tafel ſaß, und ihm entdeckte, daß er ihm den Antonius überliefern wollte. Marius ſchrie, wie man erzehlt, vor Freude über dieſe Nachricht, und klatſchte in die Hände, er ließ ſich kaum von ſeinen Freunden abhalten, ſelbſt in das Haus zu gehen, wo Antonius war. Er ſchickte

den Annius mit einigen Soldaten ab, und befahl ihnen, ſogleich den Kopf des Antonius ihm zu überbringen.

Annius blieb, wie ſie an das Haus gekommen waren, vor der Thüre ſtehen, und ſchickte die Soldaten die Treppe in das Zimmer herauf, wo Antonius war. Aber keiner wollte es unternehmen ihn zu tödten, ſondern einer ſchob immer dem andern das Geſchäft zu, denn die hinreiſſende Beredtſamkeit dieſes Mannes war ſo bezaubernd, daß gleich beym Anfange ſeiner Rede, und ſeiner Bitte, ihm das Leben zu laſſen, niemand es wagte, ihn anzurühren, oder nur ins Geſicht zu ſehen, alle ſchlugen die Augen nieder und weinten. Dem Annius dauerte indeſſen die Zeit zu lange, er gieng ſelbſt herauf, und ſahe, daß Antonius durch ſeine Reden die Soldaten beſtürzt und weichherzig machte. Er lief alſo ſelbſt herzu, ſchalt die Soldaten, und hieb dem Antonius den Kopf ab.

Catulus Lutatius, eben derjenige, der, wie wir oben erzehlt haben, mit dem Marius ehedem zugleich Conſul geweſen war, und mit ihm wegen des Sieges über die Cimbern einen Triumph gehalten hatte, ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, und erſtickte ſich im Kohlendampfe, da er erfahren hatte, daß alle Fürbitten für ihn vergeblich geweſen, und Marius bey allen Vorſtellungen nichts weiter geantwortet hatte, als: „Er muß ſterben!“

Die Körper der Ermordeten wurden auf die Straſſen geworfen und zertreten: der Anblick dieſer Scenen machte ſo viel Schaudern und Angſt, daß dadurch das Mitleid verdrungen wurde. Am mei-

ſten aber plagte die Frechheit der ſogenannten Bardier das römiſche Volk. Dieſe ſchändlichen Buben brachten die Männer in ihren Häuſern um, und nothzüchtigten alsdenn ihre Töchter und Weiber. Ihr Rauben und Morden wurde ſo entſetzlich, daß ſich endlich Cinna und Sertorius entſchloſſen, ſie in ihrem Lager des Nachts im Schlafe zu überfallen, und alle insgeſammt niederhauen lieſſen.

Während dieſen Umſtänden liefen, gleichſam als wenn ſich der Wind bey einem Ungewitter umſetzt, von allen Orten her Nachrichten ein, daß Sylla den Mythridatiſchen Krieg geendigt, die weggenommenen Provinzen wieder erobert hätte, und mit einer groſſen Kriegsmacht auf Rom zu ſegelte. Dieß machte einen kurzen Stilleſtand und eine Pauſe in den unbeſchreiblichen Uebeln, die die Stadt Rom betrafen, weil Marius und Cinna dem Kriege wider ſich ſelbſt entgegen ſahen. Marius wurde unter dieſen Umſtänden zum ſiebentenmale zum Conſul ernannt. Er ließ eben am neuen Jahrstage, da er als Conſul vor dem Volke erſchien, einen gewiſſen Sextus Lucinus vom tarpejiſchen Felſen herabſtürzen, welches man für eine groſſe Vorbedeutung der Unglücksfälle hielt, die nachher ihn ſelbſt und die Stadt Rom betrafen.

Er war inzwiſchen durch die ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten ſo abgemattet, und ſein Geiſt durch die vielen drückenden Beſorgniſſe ſo erſchöpft, daß er noch mit zitternder Angſt an die ausgeſtandenen Uebel dachte, und nicht fähig war, ſich gegen einen neuen Krieg und neue fürchterliche Gefechte in Verfaſſung zu ſetzen. Er wußte, daß er nun nicht mit

einem Octavius und Merula, und einem Haufen ſchlechtes zuſammengelaufenen Volks, ſondern mit jenem Sylla zu kämpfen hatte, der ihn ſchon einmal aus Rom gejagt, und jetzt den König Mithridates bis ans ſchwarze Meer hin getrieben hatte. Dieſe Gedanken und die Erinnerung an ſein voriges langes Herumirren und Flüchten, und die Gefahren, die ihn zu Waſſer und zu Lande verfolgt hatten, welche ihm immer vor Augen ſchwebten, verſetzen ihn in eine ſchreckliche Unruhe, die ihn auch des Nachts nicht ſchlafen ließ, und mit fürchterlichen Geſichtern und Träumen marterte, und immer kam es ihm vor, als wenn ihm jemand zuriefe: „Das Lager des Löwen iſt ſchröcklich, auch wenn er entfernt iſt.“ Am meiſten aber fürchtete er ſich vor der Schlafloſigkeit und der nächtlichen marternden Unruhe, und, um dieſe zu vertreiben, ergab er ſich der Schwelgerey und dem Trunke, welches ſeinem hohen Alter ſehr ſchädlich war.

Endlich ſetzte ihn ein Bothe, der ihm vom Meere her eine Nachricht brachte, in neue Furcht: und die Angſt wegen ſeines künftigen Schickſals, und Verdruß und Kummer über das Gegenwärtige, griffen ihn ſo an, daß er bey einem geringen Zufalle an Seitenſtechen ſtarb, wie Poſidonius erzehlt, der den Marius ſelbſt, da er ſchon krank war, wegen geſandtſchaftlicher Verrichtungen geſprochen hat.

Ein ander Geſchichtſchreiber aber, Cajus Piſo, erzehlt, daß Marius nach Tiſche mit ſeinen Freunden ſpazieren gegangen, und mit ihnen ſich von der Geſchichte ſeines Lebens von den erſten Jahren an unterhalten, und alle ſeine Begebenheiten und Glücks-

wechſel erzehlt, und zuletzt hinzugefügt habe: „Ein kluger Mann traut nun dem Glücke nicht weiter.“ Darauf habe er von allen Anweſenden Abſchied genommen, und ſey nach einem ſiebentägigen Krankenlager geſtorben.

In ſeiner Krankheit offenbarte ſich, wie einige erzehlen, ſein Ehrgeitz vollkommen, und gieng ſogar in Raſerey über, ſo daß er in der Phantaſie, als Feldherr im Kriege gegen den Mithridates, ſolche Geberden und Bewegungen des Körpers machte, wie er in den Schlachten gewohnt war, und dabey häufig ſchrie und jauchzte. Eine ſo heftige Begierde nach der Feldherrnſtelle in dieſem Kriege hatte ſein Ehrgeitz und ſeine Eiferſucht in ihm erweckt. Deswegen beklagte er noch in ſeinem ein und ſiebzigſten Jahre ſein Schickſal, daß er ſterben müſſe, ehe er dieſen Wunſch erfüllt habe, da er doch der erſte unter allen Römern war, welcher das Conſulat ſiebenmal erhalten, und ſich Reichthümer erworben hatte, die für viele Könige hinreichend geweſen wären.

Plato dankte, wie er ſtarb, ſeinem Schutzgeiſte und dem Schickſale, daß er erſtlich als ein Menſch, zweytens als ein Grieche, und nicht als ein Barbar oder unvernünftiges Thier, und endlich, daß er zu den Zeiten des Sokrates geboren ſey. Eben ſo rechnete Antipater von Tarſus kurz vor ſeinem Ende alle genoſſene Glückſeligkeiten ſeines Lebens her, und vergaß dabey nicht einmal ſeine glückliche Seereiſe nach Athen, erkennte jedes Geſchenk des gütigen Schickſals mit gerührtem Danke, und bewahrte das Andenken davon bis ans Ende in ſeinem Gedächtniſſe, der ſicherſten Schatzkammer genoſſener Glück-

ſeligkeiten. Unnachdenkenden und undankbaren Menſchen aber entfließt alles mit der Zeit des Genuſſes, daher bewahren ſie nichts auf, ſind immer leer an Glückſeligkeiten, und voll Hoffnungen, ſehen immer nach der Zukunft, und vernachläßigen das Gegenwärtige, da ihnen doch das Glück das Zukünftige hindern, das Genoſſene aber nicht nehmen kann. Gleichwohl ſtoſſen ſie das Gute, was ihnen das Glück giebt, als etwas Fremdes weg, und machen ſich ſüſſe Träume von dem künftigen Ungewiſſen. Dieſer Gemüthszuſtand iſt ganz natürlich, weil ſie ſich äuſſerliche Güter erwerben und ſammeln, ehe ſie durch Bildung ihres Verſtandes ſich einen gewiſſen Grund, auf welchen dieſe Güter bewahrt und erhalten werden können, gelegt haben, und daher die Unerſättlichkeit ihrer Begierden nicht ſtillen können.

Marius ſtarb am ſiebzehnten Tage ſeines ſiebenten Conſulats, und ſein Tod erfüllte anfänglich Rom mit Freude und der Hoffnung, daß man nunmehr von einer harten Tyranney befreyt ſey, aber in wenigen Tagen ſahe man, daß man nur einen alten Tyrannen mit einem jungen muntern vertauſcht hatte. Denn ſein Sohn, der junge Marius, begieng die gröſten Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten, und ließ die vornehmſten und beſten Männer umbringen. Man hielt ihn anfänglich für einen kühnen und kriegriſchen Mann, und nannte ihn deswegen einen Sohn des Mars, allein, da ſeine Thaten bald dieſen Ruhm widerlegten, ſo nannte man ihn hernach den Venusſohn. Endlich wurde er in Präneſte vom Sylla belagert, und da die Stadt eingenommen wurde, und alle ſeine Bemühungen

ſich zu retten vergeblich waren, brachte er ſich ſelbſt um.

Lyſander.

Die Geſchenke, welche die Akanthier dem delphiſchen Tempel gewidmet haben, führen die Ueberſchrift: „Braſidas und die Akanthier von der Atheniensiſchen Beute.“ Daher halten viele die marmorne Statüe, welche an der Thüre des Tempels ſteht, für den Braſidas, da es doch Lyſander iſt, der noch nach alter Art langes Haar und einen langen Bart trug. Denn die Spartaner haben nicht, wie einige glauben, nach der Niederlage der Argiver, als dieſe ſich in der Trauer darüber die Haare abſchoren, aus gegenſeitiger Freude über ihren Sieg ſich die Haare lang wachſen laſſen: eben ſo wenig haben ſie nach der Ankunft der aus Korinth geflüchteten Bacchiaden, da dieſe zu Lacedämon mit ihren geſchornen Köpfen ſo ſchlecht und häßlich ausſahen, angefangen, in den langen Haaren eine Ehre zu ſuchen, ſondern dieſe Mode kommt noch vom Lykurg her, welcher ſie mit dem Ausdrucke einführte, „daß lange Haare ſchöne Leute noch ſchöner, und häßliche fürchterlich mache.“

Der Vater des Lyſanders, Ariſtoklitus, ſoll zwar nicht aus königlichem Geſchlechte, aber doch von den Herakliden abgeſtammt haben. Lyſander

wurde

wurde in der Armuth erzogen. Er beobachtete mit vorzüglicher Folgſamkeit die eingeführten Gebräuche, war tapfer und keinen Leidenſchaften ergeben, auſſer derjenigen, die durch den Ruhm glücklicher ſchöner Thaten erzeugt wird, und es macht zu Sparta keinen Vorwurf, wenn die Jünglinge ſich von der Ruhmbegierde einnehmen laſſen. Man will vielmehr, daß die jungen Leute Empfindlichkeit für den Ruhm haben, über Verweiſe mißvergnügt, und über das Lob ſtolz ſeyn ſollen. Wer gegen dergleichen unempfindlich und gleichgültig iſt, wird als ein träger, groſſer Tugenden unfähiger Menſch verachtet.

Man darf daher die Ruhmbegierde und den Ehrgeitz des Lyſanders nicht als einen beſondern Zug ſeines Charakters tadeln, da ſie vielmehr von der lakoniſchen Erziehung herkam. Er hatte im Gegentheile die Gabe, die nicht ſpartaniſch war, den Groſſen zu ſchmeicheln, und den Stolz der Hohen, wenn es ſein Vortheil war, geſchickt zu ertragen, welches einige für einen vorzüglichen Theil der Staatsklugheit halten. Ariſtoteles ſchreibt den groſſen Genien, als dem Sokrates, Plato, Herkules, das melancholiſche Temperament zu, und bemerkt, daß auch Lyſander, zwar nicht gleich anfänglich, aber im Alter melancholiſch geworden ſey. Eine eigentliche Eigenſchaft des Charakters des Lyſanders zeigte die edle Art, mit welcher er ſeine Armuth ertrug, und ſich weder durch Habſucht beherrſchen, noch durch Geld verführen ließ, da er doch ſein Vaterland mit Reichthümern, und der Begierde darnach erfüllte, und die Hochachtung vertilgte, in welcher Sparta deswegen ſtand, daß es die Reich-

thümer nicht hochachtete. Er brachte eine Menge Gold und Silber aus dem athenienſiſchen Kriege nach Sparta, und behielt für ſich nicht eine Drachme davon. Er nahm ſogar die prächtigen Kleider, die ihm der Tyrann Dionyſius für ſeine Töchter ſchickte, nicht an, „er befürchte, ſagte er, daß ſeine Töchter darinnen vielmehr häßlich als ſchön ausſehen möchten.“ Als er jedoch kurze Zeit darauf zu eben dieſen Fürſten als Geſandter von Sparta kam, und ihm derſelbe zwey Kleider mit der Bitte, ſich eines davon für ſeine Tochter auszuleſen, zuſandte, ſo nahm er beyde, und ſagte: „Meine Tochter mag ſich ſelbſt das beſte davon ausleſen.

Da ſich der peloponneſiſche Krieg in die Länge zog, und die Athenienſer nach der in Sicilien erlittenen Niederlage, wider die allgemeine Vermuthung, daß ſie die Herrſchaft auf dem Meere verlieren und bald gänzlich gedemüthigt ſeyn würden, durch den zurückberufenen Alcibiades, der an die Spitze des Staats geſtellt wurde, und den Sachen bald eine andere Geſtalt gab, ſich wieder erholten, und den Spartanern wieder eine gleiche Seemacht entgegen ſtellten, ſo geriethen dieſe in neue Beſorgniſſe und in neuen Eifer zum Kriege, und übertrugen dem Lyſander, weil ſie einen geſchickten Feldherrn und lebhaftere Zurüſtungen nöthig hatten, das Commando über ihre Flotte. Er ſchifte nach Epheſus, und ſahe, daß dieſe Stadt ihm und der lacedämoniſchen Parthey ſehr ergeben war, ſich aber in ſchlechten Umſtänden befand, und Gefahr lief, durch die Annahme der Perſiſchen Sitten, da ſie ſo nahe an Lydien lag, und ſich immer Perſiſche Offi-

ciere und Bedienten da aufhielten, ganz verderbt und ausländiſch zu werden. Er ſchlug deswegen ſein Lager bey der Stadt auf, ließ Frachtſchife von allen Orten in den daſigen Hafen kommen, ließ neue Schife erbauen, und erfüllte durch ſeine Anſtalten ihren Hafen mit Kaufleuten, ihren Markt mit Manufacturiſten, ihre Häuſer und Fabriken mit Geld. Epheſus fieng von dieſem Zeitpunkte an durch den Lyſander ſich Hoffnung zu derjenigen Pracht und Gröſſe zu machen, in welcher dieſe Stadt gegenwärtig blühet.

Auf die Nachricht, daß Cyrus, der Prinz des Perſiſchen Königs, nach Sardis gekommen, begab ſich Lyſander ſelbſt dahin, um mit ihm Unterhandlungen zu pflegen, und zugleich den Tiſſaphernes zu verklagen, welcher Befehl hatte, den Lacedämoniern Hülfe zu leiſten, und ihnen die Athenienſer aus dem Meere vertreiben zu helfen, aber vom Alcibiades gewonnen zu ſeyn ſchien, und durch ſeine ſchlechte ſparſame Geldunterſtützung die ſpartaniſche Seemacht in die gröſte Verlegenheit brachte. Cyrus ſah es gern, daß Tiſſaphernes, der ein ſchlechter Mann war, und gegen den er eine Privatfeindſchaft hatte, in Beſchuldigungen und übeln Ruf gerieth. Lyſander gewann durch dieſen Umſtand und durch ſein ganzes ſchmeichelhaftes Betragen gegen den Cyrus die Gunſt dieſes jungen Prinzen, und beſtärkte ihn in den kriegriſchen Geſinnungen gegen die Athenienſer. Da er im Begriffe war, abzureiſen, zog ihn Cyrus zur Tafel, bat ihn, ſeine Gefälligkeit anzunehmen, und ſich irgend etwas auszubitten, worauf man ihm keine abſchlägige Ant-

wort geben würde. Lyſander antwortete: „Da du, Cyrus, ſo viel Bereitwilligkeit bezeigſt, ſo bitte ich dich, den Sold der Matroſen mit einem Obel zu vermehren, ſo daß ſie anſtatt der bisherigen drey Obeln täglich vier Obeln bekommen.“ Cyrus freute ſich über die Großmuth des Mannes, und ſchenkte ihm zehntauſend Dariker, von welchem Gelde Lyſander den Matroſen täglich einen Obel zulegte, und dadurch in kurzer Zeit die feindlichen Schife leer von Matroſen machte. Denn ſie liefen häufig weg, und nahmen bey den Lacedämoniern Dienſte, die mehr gaben, und die noch blieben, machten durch ihren Unwillen und aufrühreriſche Geſinnungen ihren Feldherren täglich viel Verdruß. Allein ohnerachtet der Entführung der Matroſen, und der Beſchwerlichkeiten, die er der feindlichen Flotte zugefügt hatte, wagte Lyſander doch nicht mit dem Alcibiades eine Schlacht, weil dieſer kühne thätige Mann ihm noch an der Anzahl der Schife überlegen blieb, und ſich durch ſein bisheriges Glück, da er noch immer in allen Schlachten zu Waſſer und zu Lande unüberwindlich geweſen war, furchtbar gemacht hatte.

Indeſſen ſchifte Alcibiades von Samos nach Phocäa, und übergab die Flotte dem Oberſteuermanne Antiochus. Dieſer ſegelte aus verwegenem Uebermuthe, dem Lyſander Trotz zu bieten, mit zwey Schiffen auf den Hafen von Epheſus zu, und bey der lacedämoniſchen Flotte mit Hohngelächter und wildem Lärmen vorbey. Darüber gerieth Lyſander in ſolchen Unwillen, daß er ihn anfänglich mit einigen Schifen verfolgte, wie er aber merkte, daß die andern Athenienſiſchen Schife dem Antiochus zu Hülfe

kamen, die übrigen nachfolgen ließ, worüber es denn endlich zu einem Seetreffen kam, in welchem Lyſander den Sieg erhielt, funfzehn feindliche Schife wegnahm, und ein Siegeszeichen errichtete. Das Volk zu Athen wurde dadurch gegen den Alcibiades ſo aufgebracht, daß es ihm das Commando nahm. Alcibiades wurde auch von den Soldaten zu Samos ſo beſchimpft, und kam in ſolche Verachtung, daß er ſich von den Truppen weg nach Cherſoneſus begab. Dieſes Seetreffen, welches an ſich nicht ſo ſehr wichtig war, wurde durch das Schickſal des Alcibiades berühmt.

Lyſander ließ darauf diejenigen nach Epheſus kommen, deren Kühnheit und Stolz die andern Lacedämonier übertraf, und ſtreute den Saamen zu den nachherigen groſſen Neuerungen aus, durch welche die Herrſchaft der Zehnmänner errichtet wurde. Er ermunterte ſie, Geſellſchaften unter ſich aufzurichten, und in ihren Städten in Abſicht der Staatsgeſchäfte gute Maasregeln zu ergreifen, damit ſie, nach Ueberwindung der Athenienſer, die Mitherrſchaft des Volks aufheben, und ſich die Obergewalt in ihren Städten zueignen könnten. Von ſeiner Ergebenheit und Treue gegen ſie überzeugte er ſie thätlich, denn er beförderte alle diejenigen Lacedämonier, die ſeine Freundſchaft hatten, und auch ſolche Fremde zu den wichtigſten Stellen, und gab ihnen die vornehmſten Aemter und Dienſte, wodurch er ſich der Ungerechtigkeiten und der Habſucht dieſer Leute ſelbſt theilhaftig machte. Allein er erwarb ſich auch dadurch eine allgemeine Ergebenheit und Zuneigung, und man glaubte, wenn er die Obergewalt behielte,

ſo wäre nichts zu wichtig und zu groß, was man nicht ausführen könnte. Daher ſahen die Truppen den Kallikratidas, welcher den Lyſander in dem Commando über die Flotte ablöſete, nicht gern ankommen, und ſein Betragen als Admiral, welches etwas doriſches und ſimpelaufrichtiges hatte, mißfiel ihnen, ob er gleich nachher durch viele Proben bewies, daß er der tapferſte und rechtſchaffenſte Mann war. Allein an den Kallikratidas bewunderten ſie die Tapferkeit wie die Schönheit an der Statüe eines vergötterten Helden, und an dem Lyſander liebten ſie ſeinen Eifer und ſeine Freundſchaft, die ihrem Eigennutze Vortheil brachte. Sie waren daher ganz betrübt, wie er abſegelte, und begleiteten ihn mit Thränen.

Lyſander hatte ſie gegen den Kallikratidas noch abgeneigter gemacht, und auch das Geld, was noch von dem Geſchenke des Cyrus zur Löhnung der Matroſen übrig war, nach Sardis zurück geſchickt, mit dem Beyfügen, Kallikratidas möchte nun ſelbſt darum bitten, und zuſehen, wie er ſeine Soldaten und Matroſen unterhalten könnte. Beym Abſchiede verſicherte er dem Kallikratidas, daß er ihm eine Flotte übergäbe, welche die Herrſchaft über das Meer hätte. Kallikratidas ſagte darauf, um ihn von der Eitelkeit ſeiner Prahlerey zu überführen: „So ſegele doch mit der Flotte linker Hand bey Samos vorbey, nach Milet, und übergieb ſie mir dort, denn wenn wir Meiſter auf dem Meere ſind, ſo können wir ohne Furcht bey der feindlichen Flotte, die zu Samos liegt, vorbeyſchifen.“ Lyſander antwortete: Ich bin nicht mehr Admiral, ſondern du biſts. Er gieng

nach Peloponnes zurück, und ließ den Kallikratidas in den mißlichſten Umſtänden. Denn dieſer hatte von Sparta kein Geld mitgebracht, und konnte ſich nicht überwinden, von den Städten, die ſich ſchon in ſchlechten Umſtänden befanden, mit Gewalt Geld zu erpreſſen. Es war ihm nichts übrig, als vor den Thüren der Perſiſchen Staathalter zu betteln, wie Lyſander gethan hatte. Zu dieſem Geſchäfte aber ſchickte er ſich als ein freymüthiger und großdenkender Mann am allerwenigſten; und er hielt eine Niederlage, die Griechen von Griechen erlitten, für anſtändiger, als vor den Thüren der Barbaren, die viel Geld und ſonſt nichts ehrwürdiges hätten, zu ſtehen und da zu betteln. Endlich nöthigte ihn doch der Mangel, ſich nach Lydien zu begeben, wo er gleich nach ſeiner Ankunft in den Pallaſt des Cyrus gieng, und verlangte, man ſollte dem Cyrus melden, der Admiral Kallikratidas wäre da und wollte ihn ſprechen. Einer von den Thürhütern aber ſagte zu ihm: Fremdling, Cyrus hat jetzt nicht Zeit dich zu ſprechen, denn er iſt in einer Trinkgeſellſchaft. Kallikratidas ſagte darauf ganz naiv: Es hat nichts zu bedeuten, ich will hier ſtehen bleiben, und warten, bis er fertig iſt mit Trinken. Er wurde darüber als ein Mann von ſchlechter Aufführung von den Barbaren ausgelacht, und begab ſich hinweg. Als er zum zweytenmale kam, und wieder nicht vorgelaſſen wurde, nahm er es ſo übel, daß er nach Epheſus abſegelte, und denen alles Unglück wünſchte, die zuerſt von den Barbaren ſolchen Muthwillen erduldet, und ſie gelehrt hätten, auf ihr Geld ſo ſtolz zu thun. Er verſicherte ſogar die Anweſenden mit

einem Eyde, daß er alles mögliche thun wolle, ſobald er nach Sparta käme, die Griechen mit einander auszuſöhnen, damit ſie ſelbſt ſich den Barbaren furchtbar machten, und aufhörten, dieſe um Hülfe wider einander ſelbſt zu bitten. Aber Kallikratidas, deſſen Geſinnungen Lacedämons ſo würdig waren, der es an Gerechtigkeit, Großmuth und Tapferkeit den größten Männern Griechenlands gleich that, verlor kurze Zeit darauf in dem Seetreffen bey Arginuſen ſein Leben.

Bey den durch dieſe Niederlage verſchlimmerten Umſtänden baten die Bundesgenoſſen der Spartaner durch eine Geſandtſchaft ſich zu Sparta den Lyſander zum Admirale aus, mit der Verſicherung, daß ſie unter deſſen Anführung ſich des gemeinen Beſtens viel eifriger annehmen würden. Cyrus ließ ebenfalls darum erſuchen. Da es aber durch ein ausdrückliches Geſetz verboten war, jemanden zweymal die Admiralſtelle zu ertheilen, und die Lacedämonier doch ihren Bundesgenoſſen gefällig ſeyn wollten, ſo gaben ſie einem gewiſſen Arakus den Namen des Admirals, und ernannten den Lyſander zum Unteradmiral, der aber in der That die Obergewalt hatte.

Diejenigen, welche in den Städten an der Regierung ſaſſen, und das meiſte Anſehen behaupteten, ſahen den Lyſander mit dem größten Vergnügen bey der Flotte ankommen. Sie hofften durch ihn ihre Macht noch mehr zu befeſtigen, und dem Volke allen Antheil an der Regierung zu entreiſſen. Diejenigen hingegen, welche an einem Feldherrn Aufrichtigkeit und edle Geſinnung hochſchätzten, hielten den Lyſander im Vergleiche mit dem Kallikratidas für ei=

nen argliſtigen Sophiſten, der durch allerhand Ränke den Umſtänden bey dem Kriege ein oft verändertes Anſehen gab, und die Gerechtigkeit nur alsdenn ſuchte, wenn ſie ihm Nutzen brachte, im Gegentheile aber die Beſorgung ſeines Vortheils für rühmlich, und die Aufrichtigkeit ihrer Natur nach für nichts beſſer als die Falſchheit hielt, und den Werth derſelben nach den Vortheilen, die dadurch zu erhalten waren, beſtimmte. Er hielt diejenigen für lächerlich, welche es für unanſtändig für die Nachkommen des Herkules hielten, ſich im Kriege der Liſt zu bedienen, und ſagte: Wo die Löwenhaut nicht hinreicht, da muß man den Fuchsbalg dazu annähen.

Von ſolcher Art war ſein Betragen zu Milet. In dieſer Stadt hatten ſich ſeine Anhänger und Gaſtfreunde, denen er verſprochen hatte, die Mitherrſchaft des Volks aufzuheben, und ihre Gegner zu vertreiben, während ſeiner Abweſenheit von der Flotte, in ihren Geſinnungen geändert und mit ihren Freunden ſich vertragen. Lyſander ſtellte ſich öffentlich, als wenn ihm dieſes ſehr angenehm wäre, und er ihre Verſöhnung befördern wollte, insgeheim aber machte er ihnen heftige Vorwürfe, und ſuchte ſie von neuen wider das Volk aufzubringen. Als darüber ein Aufruhr entſtand, ſo eilte er geſchwind der Stadt zu Hülfe, tadelte diejenigen, die er zuerſt antraf, ſehr, daß ſie Neuerungen anfangen wollten, und drohete ſogar ſie zu ſtrafen, aber ſprach gleich darauf den andern guten Muth zu, und verſicherte ſie, daß ſie nunmehr bey ſeiner Gegenwart nichts zu befürchten haben ſollten. Er that aber dieſes alles nur aus Verſtellung, damit die vornehmſten von der

Parthey des Volks nicht entfliehen, ſondern in der Stadt bleiben möchten, und hingerichtet werden könnten, welches auch erfolgte, denn alle diejenigen, welche ihm getraut hatten, wurden niedergemetzelt. Damit kommt jene Erklärung überein, die Androklides vom Lyſander anführt, und die deſſelben Leichtſinnigkeit in Eidſchwüren anzeigt. Kinder muß man, ſagte Lyſander, mit Würfeln, und Männer mit Eidſchwüren betrügen. Er ahmte dadurch ſehr unrecht als ein General den Polykrates zu Samos, der ein Tyrann war, nach. Es war ganz wider die lakoniſche Denkungsart, und frevelhaft, ſich gegen die Götter, wie gegen Feinde zu betragen, und ein Meineidiger giebt zu erkennen, daß er ſich vor ſeinen Feind fürchtet und Gott verachtet.

Cyrus ließ den Lyſander wieder zu ſich nach Samos kommen, und überhäufte ihn mit Geſchenken und Verſprechungen. Er erklärte ſich ſogar mit einer übertriebenen Freygebigkeit, daß, wenn ſein Vater ihm nichts mehr geben wollte, er mit ſeinem eignen Vermögen ihn unterſtützen wollte, und wenn er ſelbſt nichts mehr hätte, ſo wollte er ſeinen goldenen und ſilbernen Thron einſchmelzen laſſen. Als er ſich wieder zu ſeinen Vater nach Meden begab, verordnete er ſogar, daß Lyſander die Einkünfte aus den Städten indeſſen heben ſollte, und er übergab ihm auch ſeine Staathalterſchaft. Beym Abſchiede bat er den Lyſander, ſich nicht eher mit den Athenienſern in ein Seetreffen einzulaſſen, bis er wieder von ſeinem Vater zurückkäme, und ihm noch eine Menge Schiffe aus Phönicien und Cilicien mitbrächte.

Lyſander, der nicht Schife genug hatte, um ein Seetreffen zu wagen, und doch zu viel, um mit ihnen ganz müßig zu liegen, ſegelte nach einigen Inſeln, brachte ſie unter ſeine Bothmäßigkeit, und durchſtreifte Aegina und Salamis. Er landete darauf im attiſchen Gebiete, und beſprach ſich mit dem Agis, der aus Decelien ſich zu ihm an die Küſte begab. Er wollte den ſpartaniſchen Landtruppen, die ſich in dieſe Gegend gezogen hatten, ſeine Seemacht zeigen, und daß er Meiſter vom Meere ſey, und ſicher, wohin er wollte, ſegeln könnte. Allein wie er merkte, daß die Athenienſiſche Flotte ihm nachſegelte, entfernte er ſich, und eilte durch die Inſeln nach Aſien zurück.

Da er den Helleſpont von den Feinden leer antraf, ſo machte er einen Verſuch, Lampſakus von der See her zu belagern, indeſſen Thorax mit einem Corps Landtruppen bis an die Mauern rückte. Er war ſo glücklich, die Stadt im Sturme einzunehmen, und ließ ſie von ſeinen Soldaten plündern.

Die Athenienſiſche Flotte, welche aus hundert und achtzig Kriegsſchifen beſtand, und ſchon bey Eleus im Cherſones indeſſen angekommen war, gieng auf die Nachricht, daß Lampſakus verloren gegangen ſey, ſogleich nach Seſtus ab. Hier verſah ſie ſich mit Lebensmitteln, und ſegelte darauf nach Aegospotamos, wo ſie ſich der lacedämoniſchen Flotte, die noch bey Lampſakus lag, gegen über ſtellte. Sie hatte damals viele Admirale, unter welchen auch Philokles war, auf deſſen Vorſchlag das Athenienſiſche Volk den Befehl gegeben hatte, allen Kriegsgefangenen den Daumen an der rechten Hand abzu-

hauen, damit ſie nicht die Lanze führen könnten, ſondern nur rudern.

Beyde Flotten hielten ſich den erſten Tag ruhig, und vermutheten, daß es am folgenden Tage zu einem Treffen kommen würde. Lyſander, der ganz andere Abſichten hatte, befahl ſeinen Matroſen und Steuerleuten, als wenn mit Anbruch des Tages eine Schlacht erfolgen würde, ſich auf ihre Schiffe zu begeben, und in guter Ordnung und Stille die fernern Befehle zu erwarten. Eben ſo mußten ſeine Landtruppen ſich in Schlachtordnung ſtellen, und am Ufer ſich ſtille verhalten. Mit Aufgang der Sonne kam die Athenienſiſche Flotte auf die Lacedämoniſche losgeſegelt, und bot ihr eine Schlacht an. Lyſander aber ließ ſeine Schife, ob ſie gleich ſchon in der Nacht waren gerüſtet und bemannt worden, nicht entgegen ſegeln. Er ſchickte ſogar einige leichte Schife an die vorderſten, die etwas vorwärts geſegelt waren, mit dem Befehle, ſich in ruhiger Ordnung zu halten, und keine Bewegung gegen den Feind zu machen. Die Athenienſer zogen ſich alſo wieder gegen Abend zurück, Lyſander aber ließ ſeine Truppen nicht eher aus den Schifen ſteigen, bis er durch zwey oder drey Kriegsſchife, die er auf Beobachtung ausgeſandt hatte, die Nachricht empfieng, daß die Feinde wieder ans Land geſtiegen wären. Eben ſo verhielt er ſich am zweyten, dritten und vierten Tage, wodurch die Athenienſer ſo kühn wurden, daß ſie die Lacedämonier verachteten, und ſie ganz in Furcht geſetzt zu haben glaubten.

Inzwiſchen kam Alcibiades, welcher ſich auf ſei-

nen Schlöſſern im Cherſoneſus aufhielt, ins Athenienſiſche Lager geritten, und machte den Feldherrn Vorwürfe, theils daß ſie an unbequemen und ofnen Ufern eine ſo ſchlechte unſichere Stellung genommen hätten, theils daß ſie den Fehler begiengen, ihre Lebensmittel ſo weit von Seſtus herzuholen. Er ſtellte ihnen vor, daß ſie eilig müßten wieder nach dem Hafen von Seſtus ſchifen, und ſich in einiger Entfernung von den Feinden halten, weil dieſe durch den Oberbefehl eines Einzigen, unter welchen ſie ſtänden, und durch die genaue Mannszucht, mit der ſie gewohnt wären, ſehr geſchwind auf den erſten Wink alle Befehle auszuführen, ſie leicht angreifen könnten. Allein man gab den Vorſtellungen des Alcibiades kein Gehör, und Tydeus ſagte noch auf eine höhniſche Art zu ihm: Es haben hier andre Leute, und nicht du, zu befehlen. Alcibiades begab ſich aus dem Lager weg, und vermuthete, daß bey ſolchen Anſtalten eine Verrätherey verborgen ſeyn müſſe.

Als die Athenienſer am fünften Tage wiederum gegen die Lacedämonier angeſegelt waren, und, nach ihrer Gewohnheit, ganz ſicher und nachläßig ſich zurückgezogen hatten, ſo befahl Lyſander den Capitainen der ausgeſandten Beobachtungsſchife, daß ſie, ſobald die Athenienſer ans Land geſtiegen wären, ſo ſchleunig als möglich zurückkehren, und mitten auf dem Wege an den Vordertheilen ihrer Schife ein ehernes Schild aufſtecken ſollten, welches das Zeichen zum Angriffe war. Er gab indeſſen ſelbſt allen Steuerleuten und Befehlshabern ſeiner Schife die Order, ihre Matroſen und Soldaten in vollkommener Bereitſchaft zum Treffen zu halten, und wenn das Zei-

chen gegeben würde, mit Eifer und Macht die Feinde anzugreifen.

Sobald man das Schild auf den Beobachtungsſchifen ausgeſteckt ſahe, und zugleich mit der Trompete auf dem Admiralſchife das Zeichen zum Angriffe gegeben wurde, ſo ſegelte die Flotte auf die Athenienſer los, und die Landtruppen eilten am Ufer gegen das Vorgebürge zu. Man kam, da die Ruderer ſehr eifrig arbeiteten, in kurzer Zeit über die Meerenge, die daſelbſt nur funfzehn Stadien breit iſt.

Konon, einer der Athenienſiſchen Officiere, merkte zuerſt vom Lande her, daß die feindliche Flotte anrückte. Er ſchrie ſogleich den Truppen zu, daß ſie die Schife beſteigen ſollten, und lief voller Beſtürzung herum, und trieb theils durch Bitten und Zureden, theils durch Gewalt viele Soldaten noch auf die Schife. Allein ſeine Bemühungen waren ohne Nutzen, weil ſich die Truppen, gleich nachdem ſie aus den Schifen geſtiegen waren, zerſtreuet hatten, und in größter Sicherheit weggelaufen waren, ſich was zu holen, oder auf dem Lande herumſchweiften, oder in den Zelten ſchliefen, oder ſich das Eſſen zubereiteten, ohne mit ihren unerfahrnen Anführern im geringſten an das, was ihnen begegnen könnte, zu gedenken. Die Feinde überfielen ſie alſo unvermuthet, und Konon ſegelte, als ſie ſchon den Angrif mit Tumult und Geſchrey anfiengen, noch mit acht Schifen davon, und entwich zum Evagoras nach Cypern. Die andern Schife wurden theils noch unbemannet von den Lacedämoniern weggenommen, theils eben, indem ſie beſtiegen wurden, in Grund gebohrt, die Soldaten, die unbewafnet und

zerſtreut zu Hülfe eilten, wurden bey den Schifen, und die, welche zu Lande entflohen, von den gelandeten lacedämoniſchen Truppen getödtet. Lyſander machte dreytauſend Mann mit ihren Anführern zu Kriegsgefangenen, und eroberte die ganze Atheniensiſche Flotte bis auf das Schif Paralus, *) und die acht Schife, die mit dem Konon entflohen waren. Er plünderte das feindliche Lager, band die eroberten Schife an die ſeinigen an, und ſegelte ſo unter dem Schalle der Siegesmuſik und der Freudengeſänge nach Lampſakus zurück. Er hatte mit geringer Mühe den wichtigſten Sieg erhalten. In einer einzigen Stunde war durch die Klugheit und Geſchicklichkeit eines einzigen Mannes ein Krieg geendigt worden, welcher ſehr lange Zeit unter mannichfaltigen Abwechslungen, Siegen und Niederlagen unentſchieden geblieben war, und mehr Feldherrn gekoſtet hatte, als alle vorigen Kriege Griechenlands zuſammen genommen. Man hielt dieſen Sieg für ein auſſerordentliches Werk eines höhern Geiſtes.

Verſchiedene Perſonen erzehlten, daß die Sterne des Caſtor und Pollux über dem Schife des Lyſanders auf beyden Seiten des Steuerruders erſchienen wären, ſobald er aus dem Hafen auf die Feinde angerückt wäre. Andere melden, daß ein aus der Luft gefallener Stein dieſe Niederlage der Athenienſer angedeutet habe; denn es ſoll, wie viele glauben, ein ſehr groſſer Stein bey Aegospotamos vom Him-

*) Ein Schif, das ſehr geſchwind ſegelte, und zu den öffentlichen Geſandtſchaften, Ueberbringung von Nachrichten, und andern Staatsgeſchäften gebraucht wurde. Conf. Suidas. ſ. h. v.

mel herabgefallen ſeyn, welcher auch noch heutiges Tages gezeigt, und von den Einwohnern in Cherſoneſus als etwas heiliges aufbewahrt wird. Anaxagoras ſoll es auch vorher geweiſſagt haben, *) daß von denen am Himmel angehefteten Körpern durch einen ſich ereignenden Stoß oder Erſchütterung einer ſich losreiſſen und herabfallen würde. Denn er behauptete, daß kein Stern mehr an dem Orte ſtände, wo er anfänglich geweſen, und daß die Sterne, als ſteinigte und ſchwere Körper, durch die Zurückprallung der Strahlen des Aethers glänzten, und von irgend einer Gewalt in einem Kreiſe herumgedreht würden, wodurch es auch geſchehen, daß ſie gleich anfänglich bey der Abſonderung der kalten und ſchweren Körper vom Ganzen nicht wären herabgefallen.

Eine wahrſcheinlichere Meynung iſt die, daß die ſchneuzenden Sterne weder Ausflüſſe noch Klumpen des aetheriſchen Feuers, die nach ihrer Entzündung in der Luft auslöſchen, noch eine Entzündung und Verlöſchung einer Menge in die höhere Region getriebenen Lufttheile, ſondern losgeriſſene und herabfallende himmliſche Körper ſind, welche bey einer Nachlaſſung der kreisförmigen Bewegung durch ihren Schwung nicht auf die bewohnte Erde, ſondern meiſtentheils in das groſſe Weltmeer fallen, und daher verborgen bleiben.

Mit dem Anaxagoras ſtimmt indeſſen Damachus in

*) S. Plin. H. N. Libr. II. cap. 58. it. Diog. Laert. II. 10. et Not. Mengaii. Vergl. mit dieſer dunkeln Stelle des Plutarchs überhaupt Ejusd. Opp. Mor. p. 1636. ed. Franc.

in ſeinen Büchern von der Religion überein, welcher erzehlt, daß man fünf und ſiebzig Tage hintereinander, ehe der Stein herabgefallen, am Himmel einen ungemein groſſen feurigen Körper, wie eine flammende Wolke, geſehen hätte, die unaufhörlich ſich hin und her gedreht, und bey deren ſchwankender Bewegung feurige losgeriſſene Stücke herabgefallen wären, und ſo wie ſchneuzende Sterne geleuchtet hätten. Da der groſſe Stein herabgefallen, und das erſte Schrecken vorüber geweſen, ſo wären die Einwohner dahin zuſammen gelaufen, hätten aber nicht die geringſte Spur von Feuer gefunden, ſondern einen Stein, der zwar ungemein groß, im Verhältniſſe aber gegen jenen groſſen Feuerklumpen noch ſehr klein geweſen ſey. Man ſieht leicht, daß Damachus bey dieſer Erzehlung nachſichtige Leſer bedarf. Wenn ſeine Erzehlung hingegen wahr iſt, ſo widerlegt er dadurch die Meynung völlig, daß durch einen heftigen Sturmwind ein Stück Felſen von der Spitze eines Berges ſey losgeriſſen, in der Luft wie ein Kräuſel herumgetrieben worden, und hernach, da der Wirbelwind nachgelaſſen, geſunken und herabgefallen ſey. Wenn nicht etwa jene viele Tage hindurch bemerkte Himmelserſcheinung wirklich ein Feuerkörper geweſen iſt, und durch ſeine Ausbrennung und Verlöſchung die Luft ſo verändert hat, daß dadurch heftige Stürme entſtanden, durch welche auch jener Stein herabgeſchleudert worden. Jedoch dergleichen muß in anderer Art Schriften genauer unterſucht werden.

Lyſander ließ über die dreytauſend Mann Athenienſer, die er gefangen bekommen, ein Kriegsge-

richt halten, in welchem ſie zum Tode verurtheilt wurden. Darauf mußte der Athenienſiſche General Philokles zu ihm kommen, und er fragte denſelben: Zu was für einer Strafe er ſich ſelbſt verurtheilte, da er ſeinen Mitbürgern ſolche Anſchläge gegen die Griechen gegeben hätte? Philokles, der durch das Unglück ſeine Standhaftigkeit nicht verloren hatte, antwortete ihm: Klage mich nicht an, da hier kein Richter iſt, ſondern thue als Sieger das an mir, was du als Beſiegter hätteſt leiden müſſen. Er badete ſich darauf, und gieng in einem prächtigen Kriegsrocke, wie Theophraſt erzehlt, ſeinen gefangenen Mitbürgern auf den Richtplatz voran.

Lyſander gieng darauf mit ſeiner Flotte vor die Städte, und befahl allen Athenienſern, die er antraf, ſich nach Athen zu begeben, mit der Bedrohung, alle ohne Schonung umbringen zu laſſen, die er auſſerhalb der Stadt antreffen würde. Dadurch trieb er alle Athenienſer in die Stadt zuſammen, in der Abſicht, dadurch Mangel an Lebensmitteln und Hunger in Athen zu verurſachen, und ſich die Belagerung dieſer Stadt zu erleichtern. Er hob auch in allen dieſen Städten, vor welche er ſegelte, die demokratiſche Regierungsform auf, und errichtete eine andere von Zehnmännern, die er aus den geſchloſſenen Geſellſchaften ſeiner Anhänger in den verſchiedenen Städten auslas, und ſetzte über ſie einen Lacedämonier zum Oberaufſeher oder Harmoſtes. Er that dieſes bey ſeinem langſamen Herumſegeln auf gleiche Weiſe in allen Städten, ſie mochten Feinde oder Bundesgenoſſen der Lacedämonier ſeyn, wodurch er einigermaſſen für ſich ſelbſt die Oberherrſchaft von

ganz Griechenland vorbereitete. Denn er ertheilte dieſe obrigkeitlichen Stellen weder den Edlen noch den Reichen, ſondern ſeinen Anhängern und Freunden, denen er die gröſte Gewalt ertheilte, und das Recht der Belohnungen und Strafen. Bey vielen Blutgerichten war er ſelbſt zugegen, und half die Gegner ſeiner Freunde vertreiben, wodurch er den Griechen kein gutes Beyſpiel von der lacedämoniſchen Herrſchaft gab. Es muß daher Theopompus, der Verfaſſer verſchiedener Komödien, nicht gewußt haben, was er ſagt, wenn er die Lacedämonier mit Gaſtwirthen vergleicht, und vorgiebt, daß ſie zuerſt die Griechen den ſüſſen Trank der Freyheit hätten koſten laſſen, und darauf ihnen Eßig eingeſchenkt hätten. Denn es war gleich anfänglich ein herber und bitterer Trank, daß Lyſander die demokratiſchen Regierungen in den Städten aufhob, und die oberſte Gewalt in die Hände weniger höchſtverwegener und ehrgeitziger Männer gab.

Nachdem er einige Zeit mit dieſen Anordnungen zugebracht hatte, ließ er nach Lacedämon melden, daß er mit einer Flotte von zweyhundert Schifen vor Athen gehen wollte, und vereinigte ſich auch mit den beyden Königen Agis und Pauſanias bey Attica, in der Hoffnung, ſich bald der Stadt Athen zu bemächtigen. Allein die Athenienſer vertheidigten ſich ſo herzhaft, daß er ſich entſchloß, mit ſeiner Flotte wieder abzuſegeln. Er gieng nach Aſien zurück, und veränderte in den übrigen Städten auf gleiche Weiſe die Regierungsformen, ſetzte die Herrſchaft der Zehnmänner ein, und tödtete und verjagte eine Menge Bürger. Aus Samos verjagte er alle Einwohner,

und gab die Stadt den ehemals vertriebenen in Beſitz. Er nahm Seſtus ein, welches die Athenienſer inne hatten, und ließ die Seſtier nicht in der Stadt bleiben, ſondern gab ihre Håuſer und die umliegende Gegend ſeinen Steuerleuten und Schifsofficianten ein, worůber die Lacedåmonier ihr erſtes Mißfallen bezeigten, und den Seſtiern ihre Beſitzungen wiedergaben. Jene andern Verfůgungen des Lyſanders aber ſahen alle Griechen gern, beſonders daß die Aegineten, Melier und Skionåer, die von den Athenienſern waren vertrieben worden, wieder in ihre Beſitzungen eingeſetzt wurden.

Indeſſen lief die Nachricht ein, daß die Stadt Athen groſſe Hungersnoth litte. Lyſander ſegelte ſogleich wieder vor den Hafen Piråeus, und zwang dadurch die Athenienſer, ſich ihm auf Diſcretion zu ergeben. Einige Lacedåmonier erzehlen, daß er den Ephoren zu Sparta davon mit dieſen Worten Nachricht gegeben habe: Athen iſt eingenommen: und die Ephoren håtten ihm geantwortet; Laß es bey der Einnahme bewenden. Allein dieſe Erzehlung iſt nur zum Scheine erdichtet. Das eigentliche Decret der Ephoren lautete ſo: Die Regierung zu Lacedåmon hat beſchloſſen, daß die Athenienſer den Frieden auf folgende Bedingungen erhalten ſollen. Sie ſollen den Hafen Piråeus und ihre lange Stadtmauer niederreiſſen, alle andere Stådte verlaſſen, und in ihrem eigenen Gebiete wohnhaft bleiben, das Erforderliche geben, ihre Vertriebenen wieder zurůckberufen, und in Abſicht der Anzahl der Schife, die ihnen zu halten erlaubt werden, den fernern Befehlen nachkommen.

Die Athenienſer unterwarfen ſich auf Zureden des Theramenes, Agnons Sohn, dieſem Decrete. Daher auch ein junger Demagoge, Kleomenes, den Theramenes gefragt haben ſoll, ob er es wage, ſo ganz das Gegentheil von dem zu thun, was Themiſtokles gethan habe, und die Mauern von Athen den Lacedåmoniern zu übergeben, die Themiſtokles den Lacedåmoniern zum Trotze erbaut hätte? Theramenes ſoll darauf geantwortet haben: Jüngling, ich thue nichts anders, als was Themiſtokles gethan hat. Denn dieſer hat die Mauern zur Erhaltung der Stadt erbaut, und wir reiſſen ſie jetzt zur Erhaltung der Stadt nieder. Wenn Mauern die Stadt glücklich machten, ſo würde Sparta ſehr übel daran ſeyn, welches gar keine Mauern hat.

Die Stadt Athen wurde nebſt allen Schifen, zwölfe ausgenommen, und ihren Mauern, dem Lyſander am ſechzehnten Tage des Monats May (Munychion) übergeben, an welchem Tage vormals die Athenienſer die Perſiſche Flotte des Xerxes bey Salamis geſchlagen hatten. Lyſander faßte ſogleich den Entſchluß, die Regierungsform zu verändern. Da ſich die Athenienſer dagegen mit allen Kräften widerſetzten, ſo ließ er endlich der Verſammlung des Volks durch Abgeordnete zu wiſſen thun: „Die Stadt hätte ſchon den Vergleich gebrochen, denn die Mauern ſtänden noch, da die Zeit doch ſchon vorbey wäre, in welcher ſie hätten ſollen niedergeriſſen werden; er würde alſo nun, da die Athenienſer die Bedingungen des Friedens nicht gehalten hätten, einen neuen Entſchluß gegen ſie faſſen.“ Einigen Nachrichten zufolge iſt auch wirklich in einer Verſammlung der Bundesge-

noſſen der Vorſchlag geſchehen, die Athenienſer zu Sklaven zu machen, und Erianth von Theben hat ſogar vorgeſchlagen, Athen ganz zu zerſtören, und die Gegend darum zur Einöde zu machen. Allein bey dem darauf gehaltenen Gaſtmale der Generale ſoll ein gewiſſer Phocenſer aus der Elektra des Euripides den Geſang geſungen haben, welcher ſich mit dieſen Worten anfängt: *) „Tochter Agamemnons, Elektra, ich komme in deine Bauerhütte,“ und dadurch alle zum Mitleiden über das Schickſal Athens bewogen haben, ſo daß ſie es für etwas abſcheuliches hielten, eine Stadt zu zerſtören, die ſo viele berühmte und groſſe Männer hervorgebracht hatte.

Die Athenienſer unterwarfen ſich allen vorgeſchriebenen Bedingungen. Lyſander ließ die Flötenſpielerinen aus der Stadt zuſammen kommen, nahm alle aus ſeinem Lager dazu, und unter dem Schalle dieſer Muſik wurden die Mauern von Athen niedergeriſſen, und die Schife verbrannt. Die Bundesgenoſſen hatten ſich bekränzt, und feyerten den Tag mit Luſtbarkeiten, als den Anfang ihrer Freyheit. Darauf veränderte Lyſander ſogleich die Regierungsform zu Athen, ſetzte in der Stadt dreyßig, und im Piräeus zehn Regenten ein, legte eine Beſatzung ins Schloß, und machte den Kallibius, einen Spartaner, zum Harmoſtes, oder Oberaufſeher. Eben dieſer Kallibius wollte hernach einmal den Fechter Avtolykus, von welchem Xenophon ſein Gaſtmahl geſchrieben hat, mit einem Stocke ſchlagen, Avtolykus aber hob ihn bey den Schenkeln in die Höhe, und

*) Vers. 167. u. ff.

warf ihn zu Boden: worüber Lyſander keine Empfindlichkeit äußerte, ſondern vielmehr noch den Kallibius mit dem Ausdrucke tadelte, er verſtehe nicht freye Leute zu regieren. Allein die dreyßig Regenten lieſſen doch kurze Zeit darauf, um dem Kallibius einen Gefallen zu thun, den Avtolykus umbringen.

Lyſander ſegelte nach verrichteten Geſchäften zu Athen nach Thracien. Alles übrige Geld, und alle die vielen Geſchenke und Kronen, mit welchen er, als der mächtigſte Mann, der gewiſſer maſſen Herr von Griechenland war, überhäuft wurde, ſchickte er durch den Gylippus, der in Sicilien Feldherr geweſen war, nach Lacedämon. Dieſer aber machte, wie man erzehlt, die Nähte unten an den Säcken auf, nahm aus jedem Sacke eine Menge Geld heraus, und nähte ihn dann wieder zu. Er wußte aber nicht, daß in jedem Sacke ein Zettel lag, auf welchem die Summe bemerkt war. Das entwandte Geld verſteckte er unter dem Dache ſeines Hauſes, die Säcke übergab er den Ephoren, und zeigte ihnen die Siegel, die oben an denſelben waren, unverſehrt. Die Ephoren wußten nicht, was ſie denken ſollten, da ſie die Säcke aufmachten, und beym Zählen die Summe des Geldes gar nicht mit den Zetteln übereinkam, bis der Knecht des Gylippus ihnen den Betrug auf eine aenigmatiſche Art eröfnete, und ſagte, im Ceramikus lägen viele Eulen, *) denn wahr-

*) Ceramikus hieß eine Vorſtadt in Athen, und auch ein Ziegeldach, daher das räthſelhafte, beſonders durch die Eulen, dergleichen es viele in Athen gab, und die auch auf den athenienſiſchen Münzen geprägt waren, doppelt wird.

ſcheinlicher Weiſe waren auf dem meiſten Gelde, das Lyſander überſchickt hatte, weil es athenienſiſch war, Eulen geprägt.

Gylippus hatte durch dieſen ſchlechten und niederträchtigen Betrug den Ruhm ſeiner vorigen groſſen und ſchönen Thaten ſo ſehr befleckt, daß er freywillig Lacedämon verließ. Aber eben dieſer Zufall ſetzte die verſtändigſten Lacedämonier vor der Gewalt des Geldes, das einen ſo groſſen Mann verführt hatte, in Furcht, ſie waren mit dem Lyſander unzufrieden, und drangen mit Betheurungen in die Ephoren, daß ſie alles Gold und Silber, als eine Peſt für die Lacedämonier, wieder wegſchicken ſollten. Die Ephoren ſtellten darüber eine Berathſchlagung an. Skiraphidas, nach dem Theopompus, oder Phlogidas, nach dem Ephorus, faßte darüber ein Decret ab, daß man keine goldne und ſilberne Münzen in die Stadt Sparta bringen, ſondern ſich der bisher eingeführten bedienen ſollte. Dieſe waren von Eiſen, und das Eiſen vorher glüend in Eßig getaucht worden, damit es weder geſchmiedet, noch ſonſt etwa verarbeitet werden konnte. Und zugleich war es ſo ſchwer, daß es nicht gut fortgebracht werden konnte, und eine groſſe und ſchwere Menge hatte nur einen kleinen Werth. *) In den älteſten Zeiten ſcheint das Geld allenthalben ſo geweſen zu ſeyn, und man gebrauchte eiſerne oder eherne Bratſpieſſe anſtatt der Münze, davon noch die Benennung der Obeln und der Drachmen, von ſechs Obeln, (d. i.

*) Vergl. mit dieſer Stelle das Leben Lykurgs im 1. Th. dieſer Ueberſetzung S. 137. u. ff. ingl. S. 145.

ſo viel man mit der Hand umfaſſen kann,) herkommt.

Dem Decrete der Ephoren widerſetzten ſich des Lyſanders Freunde, und ſuchten es dahin zu bringen, daß das Geld in der Stadt bleiben möchte. Man traf daher die Einrichtung, daß es zwar erlaubt ſeyn ſollte, zum öffentlichen Gebrauche des Staats Geld in Sparta einzuführen, aber niemand ſollte es, bey Todesſtrafe, zu ſeinem Privatgebrauche aufheben dürfen. Gleichſam als wenn ſich Lykurg vor dem Gelde, und nicht vielmehr vor der Begierde darnach gefürchtet hätte, welche dadurch, daß kein Privatmann Geld haben durfte, nicht ſo ſehr getilgt, als vielmehr durch den Gebrauch, den der Staat davon machte, der ihm einen Werth gab, erweckt wurde. Denn was zum öffentlichen Gebrauche ſo hoch geachtet wurde, konnte nicht als etwas unnützes zum Privatgebrauche betrachtet werden, und niemand konnte das in ſeinem Hauſe für nichts werth achten, was im gemeinen Schatze ſo groſſen Werth hatte. Ueberhaupt ſchleichen ſich die öffentlichen Gewohnheiten und Einrichtungen geſchwinder in die Privathäuſer ein, als das Verderben und die Leidenſchaften einzelner Perſonen eine ganze Stadt anſtecken. Denn wenn ſich das Ganze verſchlimmert, verdirbt es die Theile mit, aber die Fehler und Laſter der Theile können noch von andern beſſern Theilen abgehalten werden. Man ſtellte zwar die Furcht und das Geſetz zum Wächter der Häuſer, daß ſich das Geld darein nicht ſchleichen ſollte; allein man erhielt ihre Seelen nicht gleichgültig gegen das Geld, ſondern erregte vielmehr in allen eine Begierde nach

Reichthum als nach einer hochgeachteten und ſchönen Sache, über welchen Fehler der Lacedämonier ich ſchon in einer andern Schrift meine Gedanken mitgetheilt habe.

Lyſander ließ von der Beute von ſich und allen ſeinen Seecapitainen eherne Statüen verfertigen, und widmete ſie, nebſt den aus Golde abgebildeten Sternen des Caſtor und Polux, dem Tempel zu Delphos. Dieſe Sterne ſind vor der leuktriſchen Schlacht wieder weggekommen. Unter dem Schatze des Braſidas und der Akanthier in dieſem Tempel befindet ſich auch ein aus Gold und Elfenbein verfertigtes Kriegsſchif, zwo Ellen lang, welches Cyrus dem Lyſander zum Geſchenke nach ſeinem Siege überſandt hatte. Alexandrides von Delphos meldet, daß Lyſander auch einen Schatz von einem Talent Silbers, zwey und funfzig Minen und elf Statern in dem Tempel niedergelegt habe, allein dieſe Nachricht widerſpricht der allgemein bekannten Armuth dieſes lacedämoniſchen Feldherrn.

Lyſander nahm aber mit dem groſſen Anſehn, das er damals beſaß, dergleichen vorher noch kein Grieche gehabt hatte, einen Stolz und einen Uebermuth an, der ſeine Gröſſe und ſein Anſehn noch überſtieg. Denn er war der erſte, dem, wie Duris erzehlt, die griechiſchen Städte Altäre, wie einem Gotte, errichteten, und Opfer darbrachten. Ihm wurden zuerſt Lobgeſänge geſungen, von deren einem folgender Anfang erwähnt wird: „Beſingt den Feldherrn des herrlichen Griechenlands, der vom weitmächtigen Sparta herkam, Jo, Preis, Jubel!“ Die Samier beſchloſſen, das Junoniſche Feſt Heräa

künftig Lyſandria zu nennen. Er hatte einen Poeten *) Chörilus immer bey ſich, welcher ſeine Thaten durch Gedichte lobpreiſen mußte. Ueber einige Ve ſe, die ein gewiſſer Antilochus auf ihn gemacht hatte, freute er ſich ſo ſehr, daß er ihm einen Hut voll Geld gab. Zwey Dichter, Antimachus von Kolophon, und Niceratus von Heraklea, verfertigten beyde ein Gedicht auf ihn, unter dem Namen Lyſandria, und ſtritten um den Preis darüber. Er ertheilte den Preis und einen Ehrenkranz dem Niceratus, worüber Antimachus ſo unwillig wurde, daß er ſein Gedicht ganz unterdrückte. Plato, der damals noch jung war, und die Poeſie des Antimachus ſehr hoch ſchätzte, tröſtete den über ſeine Hintanſetzung betrübten Antimachus mit dieſen Worten: „die Unwiſſenheit ſey für die Unwiſſenden ein eben ſo groſſes Uebel als Blindheit für die Blinden.“ — Der Harfenſpieler Ariſtoneus, der ſchon ſechsmal in den pythiſchen Spielen den Preis erhalten hatte, erklärte öffentlich, aus Schmeicheley gegen den Lyſander, daß, wenn er wieder einmal den Preis erhalten ſollte, er ſich als einen Sklaven des Lyſanders dabey wollte ausrufen laſſen.

Seine Ruhmbegierde beleidigte nur die Vornehmen, und diejenigen, die ihm gleich waren, aber

*) Die gewöhnliche Leſeart πολιτῶν findet zwar dadurch Unterſtützung, daß Chörilus wirklich ein Lacedämonier war, allein das Wort πολιτῶν iſt dennoch alsdenn ziemlich unnütz, ich habe dagegen ποιητῶν, welches ſich in einigen Handſchriften findet, angenommen, da es einen ſchicklichern Sinn des Zuſammenhangs giebt.

jedermann haßte ſeinen Stolz und die Strenge, die er mit ſeinem Ehrgitze verband, und die durch ſeine Schmeichler genährt wurde. Er kannte in Belohnungen und Strafen keine Maaſſe: ſeine Freunde und Anhänger erhielten die unumſchränkteſte und gewaltſamſte Herrſchaft in den griechiſchen Städten, und ſeinen Zorn gegen diejenigen, die er haßte, ſtillte er durch nichts geringers als ihren Untergang, welchem ſie auch nicht entgehen konnten. Auf dieſe Art verfuhr er auch nachher gegen diejenigen Mileſier, welche die Parthey des Volk hielten, und die Häupter deſſelben waren. Damit ſie nicht entfliehen möchten, und auch die, die ſich noch verborgen hielten, hervorkämen, verſicherte er durch einen Eydſchwur, daß er ihnen nichts zu Leide thun wollte. Dieſe Leute trauten ihm, und kamen öffentlich zum Vorſchein, worauf er ſie der ariſtokratiſchen Patrhey übergab, und auf achthundert Menſchen umgebracht wurden *). Eben ſo wurden in andern Städten eine unzählige Menge Menſchen, die der demokratiſchen Parthey ergeben waren, getödtet, wobey er nicht allein ſeinem Privathaſſe, ſondern auch der mannichfaltigen Feindſchaft und Habſucht ſeiner Freunde und Anhänger Opfer darbrachte. Daher wurde auch das Urtheil des Eteo-

*) Dieſes Verfahren des Lyſanders hat Plutarch ſchon kurz vorher mit wenigen Worten erzehlt. Einer von den vielen augenſcheinlichen Beweiſen, daß Plutarch mehrere Schriftſteller ausſchreibt, und nicht jederzeit genau auf den Zuſammenhang und die chronologiſchen Umſtände Achtung giebt.

kles, eines Lacedämoniers, berühmt, daß Griechenland nicht zwey Lyſander ertragen könnte. Eben dieſes Urtheil ſoll zwar auch Archiſtratus vom Alcibiades gefällt haben, wie Theophraſt erzehlt, allein bey dieſem beleidigte nur Frechheit mit Schwelgerey und anmaſſendem Stolze verbunden, da hingegen bey Lyſander die groſſe Gewalt, die er hatte, durch ſeinen harten Charakter fürchterlich und unerträglich wurde.

Die Lacedämonier achteten wenig auf die Beſchuldigungen, die gegen den Lyſander angebracht wurden, bis Pharnabazus, der Perſiſche Staathalter, deſſen Provinz er geplündert hatte, durch Abgeordnete ihn in Sparta verklagen ließ, worüber die Ephoren ſo aufgebracht wurden, daß ſie erſtlich einen von ſeinen Freunden und Generalen, Thorax, in deſſen Hauſe ſie Geld gefunden hatten, hinrichten lieſſen, und dann dem Lyſander ſelbſt eine Skytale zuſandten, durch welche ſie ihn nach Lacedämon zurückberiefen.

Mit der Skytale hat es folgende Bewandtniß. Wenn die Ephoren einen Feldherrn oder Admiral abſandten, ſo lieſſen ſie zwey runde Stöcke machen, die in der Länge und Dicke einander völlig gleich waren, ſo daß ſie an den Enden vollkommen auf einander paßten, den einen behielten ſie für ſich, den andern gaben ſie dem Feldherrn. Dieſe Stöcke nannten ſie Skytalen. Wenn ſie nun dem Feldherrn etwas geheimes und wichtiges zu wiſſen thun wollten, ſo wanden ſie um die bey ihnen vorhandene Skytale einen langen und ſchmalen Riemen von Pergamen genau an einander um den Stock herum.

Auf dieſen auf dem Stocke umwundenen Rieme ſchrieben ſie ihren Brief. Darauf ſchickten ſie den vom Stocke abgenommenen beſchriebenen Riemen ohne dem Stocke dem Feldherrn. Dieſer, um die von einander getrennten und zerſtückten Buchſtaben leſen zu können, wickelte den Riemen um die Skytale, die er bey ſich hatte, ſo, daß die zerſtückten Buchſtaben wieder genau, durch die an einander gefügten Enden der Breite des Riemes zuſammen kamen, und der Inhalt dergeſtalt geleſen werden konnte. Ein ſolcher Brief hieß eben ſo wie der Stock, Skytale, wie man etwa den gemeſſenen Dingen den Namen des Maaſſes zu geben pflegt.

Lyſander, der ſich damals im Helleſpont aufhielt, wurde über die ihm zugeſandte Skytale beſtürzt, und furchte ſich beſonders vor der Anklage des Pharnabazus. Er ſuchte daher durch eine Unterredung mit ihm ſich wieder die Freundſchaft dieſes Mannes zu erwerben. Er bat ihn bey dieſer Unterredung, einen andern Brief an die Regenten zu Lacedämon zu ſchreiben, und ſie darinnen zu verſichern, daß er keine Klage über ihn, (dem Lyſander) habe, und von ihm keine Ungerechtigkeit begangen ſey. Er wußte aber nicht, daß, nach dem Sprüchworte, ein Kretenſer den andern betrog. Pharnabazus verſprach alles zu thun, und ſchrieb in des Lyſanders Gegenwart einen Brief, ſo wie er ihn haben wollte, insgeheim aber ſetzte er einen ganz andern auf: nachher verwechſelte er beym Zuſiegeln die beyden Briefe, die einander ganz ähnlich ſahen, und gab dem Lyſander den Brief, den er insgeheim geſchrieben hatte.

Lyſander begab ſich bey ſeiner Ankunft in Lacedämon, der Gewohnheit gemäß, in das Archäum, und überreichte den Ephoren den Brief des Pharnabazus, in der gewiſſeſten Hoffnung, daß dadurch die vornehmſten Beſchuldigungen, die man gegen ihn vorgebracht, widerlegt ſeyn würden, denn Pharnabazus ſtand zu Lacedämon in der größten Hochachtung, da er ſich im Kriege unter allen Staathaltern des Perſiſchen Königs am bereitwilligſten bewieſen hatte. Die Ephoren zeigten den Brief, als ſie ihn geleſen hatten, dem Lyſander ſelbſt, der nun einſah, daß nicht Ulyſſes allein ein liſtiger Mann geweſen war, und ganz beſtürzt weggieng.

Einige Tage darauf ſtellte er den Ephoren vor, daß er nach dem Tempel des Jupiter Ammons reiſen müſſe, um dort die Opfer zu verrichten, die er vor ſeinen erfochtenen Siegen dem Gotte gelobt hätte. Einige Schriftſteller erzehlen, daß ihm wirklich bey der Belagerung der Stadt Aphytäum in Thracien Jupiter Ammon im Traume erſchienen ſey, daß er darauf, weil es der Gott befohlen, die Belagerung aufgehoben, und die Aphytäer befehligt habe, dem Jupiter Ammon ein Opfer zu bringen, ſich ſelbſt aber vorgenommen habe, ſobald als möglich nach Afrika zu reiſen, und dem Gotte zu opfern. Die gemeine Meynung aber iſt, daß er das Opfer, welches er dem Ammon bringen wollte, nur zum Vorwande genommen, und theils ſich vor der Strafe der Ephoren gefürchtet, theils das Joch des Gehorſams zu Hauſe nicht habe ertragen können, und daher den Entſchluß gefaßt habe, herumzuwandern, ſo wie ein Pferd, das von der Weide auf der freyen

Wieſe wieder an ſeine Krippe gebracht, und zur gewöhnlichen Arbeit angetrieben wird. Die Urſache dieſer ſeiner Reiſe, welche Ephorus angiebt, will ich in der Folge nachher anführen. Er erhielt endlich mit vieler Mühe von der Regierung die Erlaubniß zur Reiſe.

Die beyden Könige zu Lacedämon, welche über die Gewalt, die ſich Lyſander durch ſeine in den Städten errichteten Geſellſchaften, durch welche er ſich zum Oberherrſcher von ganz Griechenland gemacht hatte, unzufrieden waren, entſchloſſen ſich, während ſeiner Abweſenheit ſolche Maasregeln zu ergreifen, daß die Parthey des Volks mehr Antheil an den Regierungen der Städte bekommen möchte, und Lyſanders Freunde vertrieben würden. Darüber entſtanden wieder neue groſſe Bewegungen, und einige Athenienſer bemächtigten ſich des Schloſſes Phyle, und vertrieben die dreyßig Regenten aus Athen.

Lyſander kam auf die davon erhaltenen Nachrichten in aller Eile wieder nach Sparta, und beredete die Lacedämonier, die Herrſchaft der Vornehmen zu unterſtützen, und die Parthey des Volks zu unterdrücken. Sie ſchickten auch den dreyßig Regenten zu Athen hundert Talente zur Beſtreitung der Kriegskoſten, und den Lyſander zum Feldherrn. Allein die beyden Könige, welche die Macht des Lyſanders beneideten, und befürchteten, daß er wieder Athen einnehmen möchte, entſchloſſen ſich, daß einer von ihnen das Commando bey der Expedition übernehmen ſollte. Pauſanias übernahm es, und führte, dem Vorgeben nach, für die dreyßig Regenten

wider

wider die Parthey des Volks Krieg, im Grunde aber ſuchte er bloß den Krieg zu endigen, damit nicht Lyſander durch ſeine Freunde wiederum die Obergewalt in Athen bekäme. Er erreichte ſeinen Endzweck auch ſehr leicht, ſtillte die Empörung, verglich die Athenienſer mit einander, und nahm dadurch dem Ehrgeitze des Lyſanders die Gelegenheit ſich zu vergröſſern. Da aber bald darauf neue Unruhen in Athen entſtunden, ſo gab man dem Pauſanias Schuld, daß er dem durch die Oligarchie eingeſchränkten Volke zu ſehr habe den Zügel ſchieſſen laſſen, und die Frechheit deſſelben dadurch erweckt habe, hingegen wurde der Ruhm des Lyſanders vermehrt, als eines Mannes, der nicht nach Privatgunſt oder Prahlerey, ſondern zum allgemeinen Vortheile von Sparta ſeine Feldherrnſtelle eifrig verwaltet habe.

Lyſander zeigte in ſeinen Reden gegen alle, die ihn widerſprachen, Stolz und gebieteriſches Weſen. Als die Argiver in Grenzſtreitigkeiten mit den Lacedämoniern ihr Recht zu behaupten ſuchten, wies er ihnen ſeinen Degen mit den Worten: Wer dieſen hat, kann am beſten über Grenzſtreitigkeiten entſcheiden. Als ein gewiſſer Megarenſer in einer Verſammlung ſich ſehr freymüthig gegen ihn ausdrückte, ſagte er zu ihm: Fremdling, deinen Worten fehlt eine feſte Stadt. Zu den Böotiern, die keine gewiſſe Parthey im Kriege ergreifen wollten, ſagte er: Soll ich mit geraden oder geſenkten Lanzen durch euer Gebiet ziehen? Als er Korinth belagerte, welches abgefallen war, und ſeine Truppen nicht Luſt bezeigten, die Stadt anzugreifen, ſo ſagte er zu ihnen, da eben ein Haſe über den Graben geſprungen

war: Schämt ihr euch nicht, euch vor ſolchen Feinden zu fürchten, die ſo faul ſind, daß die Haſen auf ihren Mauern ſchlafen können?

Nach dem Tode des Königs Agis, welcher einen Bruder, Ageſilaus, und einen angeblichen Prinzen, Leotychides, hinterließ, beredete Lyſander den Ageſilaus, der ſein Liebling geweſen war, ſich um die königliche Würde, als ein ächter Nachkomme des Herkules, zu bewerben: denn beym Leotychides war eine ſtarke Vermuthung, daß er ein Sohn des Alcibiades wäre, welcher während ſeines Aufenthalts zu Sparta mit des Agis Gemahlin, Timäa, einen geheimen Umgang gepflogen hatte. Agis hatte auch, wie man erzehlt, aus der Zeit der Niederkunft ſeiner Gemahlin geſchloſſen, daß ſie nicht von ihm ſchwanger wäre, und den Leotychides beſtändig verachtet, und deutlich zu erkennen gegeben, daß er ihn nicht für ſeinen Sohn hielte. Als er aber in ſeiner letzten Krankheit nach Heräa gebracht wurde, erklärte er, auf vieles Bitten des jungen Leotychides und ſeiner Freunde, denſelben in Gegenwart vieler Perſonen, kurz vor ſeinem Tode, für ſeinen rechtmäßigen Sohn, und trug es allen Anweſenden auf, dieſes gegen die Lacedämonier öffentlich zu bezeugen. Dieſes Zeugniß kam dem Leotychides in Lacedämon wider ſeinen Nebenbuhler um die königliche Würde, den Ageſilaus, welcher ſonſt durch vorzügliche Eigenſchaften und das Anſehen des Lyſanders unterſtützt wurde, zu ſtatten. Dazu ſchadete dem Ageſilaus auch Diopithes, ein Mann, der im Rufe ſtand, daß er wahrſagen könnte, und der gegen den lahmen Ageſilaus folgendes Orakel vorbrachte: — „Hüte dich,

ſtolzes Sparta, da du auf guten Füſſen ſtehſt, daß dir nicht eine lahme Regierung ſchade, denn unerwartete Drangſale werden dich treffen, und in verderbliche Wellen des Kriegsſturms treiben."

Viele Spartaner richteten ſich nach dieſer Weiſſagung, und traten auf die Seite des Leotychides. Lyſander aber behauptete, „daß Diopithes die Weiſſagung nicht recht verſtehe, denn der Gott ſey darüber nicht unwillig, wenn ein lahmer Prinz in Lacedämon König werde, ſondern die Regierung ſey alsdenn lahm, wenn unächte Prinzen den Thron der Herakliden beſtiegen." Seine groſſe Gewalt verſchafte ſeiner Erklärung Beyfall, und ſo wurde Ageſilaus König zu Lacedämon.

Er ermunterte den Ageſilaus ſogleich zu einem Feldzuge nach Aſien, mit der Hoffnung, daß er die Perſer beſiegen und dadurch die Ehre des größten Feldherrn ſich erwerben würde. Zugleich ſchrieb er an ſeine Freunde in Aſien, daß ſie ſich den Ageſilaus zum Feldherrn ausbitten ſollten, worauf dieſe auch durch Abgeordnete zu Lacedämon darum bitten lieſſen, und die Ehre, die auf dieſe Art Ageſilaus durch die Vermittelung des Lyſanders erhielt, war nichts geringer als ſelbſt die erlangte königliche Würde.

Ehrgeitzige Genien ſind zwar zur Herrſchaft geſchickt, aber der Neid, den ſie gegen den Ruhm derjenigen haben, die ihnen gleich ſind, hindert ſie oft ungemein an der Ausführung groſſer Thaten. Denn ſie machen oft diejenigen zu ihren Gegnern, die ſie zu ihren Gehülfen haben ſollten. Ageſilaus machte den Lyſander zu einen von den dreyßig Räthen, die er mitnahm, um ſich vorzüglich ſeines Raths, als

des erſten ſeiner Freunde, zu bedienen. Als ſie aber nach Aſien gekommen waren, ſo wandten ſich nur wenige und ſelten an den Ageſilaus, mit dem ſie nicht bekannt waren, dahingegen die Wohnung des Lyſanders, den man von langen Zeiten her kannte, von Freunden, die ihm aufwarteten, und von den andern, die ſich vor ſeiner Macht fürchteten, häufig beſucht wurde. Es gieng hier faſt wie auf dem Schauplatze zu, wo oft derjenige, der die Rolle eines Bothen oder Knechts ſpielt, den größten Ruhm und Vorzug erhält, dahingegen derjenige Acteur, der Diadem und Scepter trägt, kaum angehört wird: ſo genoß dort der Rath des Königs die königliche Ehre, und dem Könige ſelbſt blieb nur der leere Name übrig. Es war alſo wohl nöthig, daß der unmäßige Ehrgeitz des Lyſanders eingeſchränkt, und er von dem erſten Platze auf den zweyten herabgeſetzt wurde, allein daß Ageſilaus einen um ihn ſo verdienten Mann ganz zurückſetzte, und aller Ehre beraubte, war ein unedler Fehler. Denn Ageſilaus gab ihm gar keine Gelegenheit mehr etwas auszuführen, und übertrug ihm kein Geſchäft mehr. Er hintertrieb auch alles, wovon er merkte, daß Lyſander dafür ſich intereſſirte, und ſchlug denenjenigen, für welche ſich Lyſander verwandte, alles ab, was er auch ſonſt den geringſten zugeſtand, wodurch er das Anſehen deſſelben gänzlich verminderte. Lyſander, der nun in allem ſeine Wünſche verfehlte, und einſah, daß ſeine Unterſtützung ſeinen Freunden nur ſchädlich war, hörte ganz auf, ſich für andere zu verwenden, und bat vielmehr ſeine Freunde, ihn um nichts mehr zu erſuchen, ſondern ſich an den König und diejenigen zu

wenden, durch deren Verehrung ſie ihre Endzwecke bey gegenwärtigen Umſtänden erhalten könnten. Dadurch wurden zwar die meiſten bewogen, ihn mit ihren Angelegenheiten nicht zu beunruhigen, allein ſie hörten deswegen nicht auf, ihn zu beſuchen, und ihn auf den öffentlichen Plätzen zu begleiten. Die Eiferſucht des Ageſilaus wurde dadurch noch mehr beleidigt, ſo daß er den gemeinen Soldaten wichtige Geſchäfte, und die Verwaltung der Regierungen in den Städten auftrug, und den Lyſander dagegen zum Aufſeher über das Fleiſch bey der Armee machte. Er ſpottete dabey über die Jonier: Sie mögen nun gehen, ſagte er, und meinem Fleiſchaufſeher ihre Aufwartung machen.

Lyſander entſchloß ſich, mit dem Ageſilaus ſelbſt darüber zu ſprechen. Ihre Unterredung war kurz und lakoniſch. — Du verſteheſt es recht gut, Ageſilaus, deine Freunde zu erniedrigen. — Wenn ſie gröſſer ſeyn wollen als ich, diejenigen hingegen, die mein Anſehen vergröſſern, müſſen billigerweiſe daran Antheil haben. — Vielleicht iſt dir mehr von mir geſagt worden, als ich gethan habe: ich bitte dich um dein ſelbſt, und um der Fremden willen, die ihre Augen auf uns richten, gieb mir irgend eine ſolche Stelle bey der Armee, in welcher du glaubſt, daß ich dir am wenigſten beſchwerlich und am meiſten nützlich ſeyn kann.

Ageſilaus ſchickte ihn darauf als ſeinen Unterbefehlshaber nach den Helleſpont, wo er ohnerachtet ſeines Unwillens gegen den Ageſilaus ſeinen Pflichten vollkommene Genüge leiſtete. Er beredete übri-

gens den Mithridates, *) einen tapfern Perſer, der einige Truppen commandirte, und mit dem Pharnabazus uneins geworden war, daß er abfiel, und die Parthey des Ageſilaus ergrif. Auſſer dieſem Geſchäfte that er nichts für den Ageſilaus, was zum Vortheile bey dem Kriege hätte gereichen können.

Einige Zeit darauf ſchifte er, ohne Ruhm ſich erworben zu haben, wieder nach Sparta zurück, und faßte, theils aus Erbitterung auf den Ageſilaus, theils aus vermehrten Haſſe gegen die Staatsverfaſſung von Lacedämon, den Entſchluß, ohne weitern Verzug, ſeinen ſchon längſt angelegten Plan auszuführen, und die Regierungsform zu Sparta gänzlich zu verändern.

Bey der Spartaniſchen Regierung war folgende Einrichtung. Von den Herakliden, die mit den Doriern nach Peloponnes zurückgekommen waren, ſtammten viele blühende Familien ab, allein es hatten von allen dieſen Geſchlechtern keine andre als die beyden Familien, welche Eurytiontiden und Agiden hieſſen, auf die königliche Würde Anſpruch. Die andern insgeſammt hatten durch ihren Adel keinen Vorzug im Staate, ſondern konnten nur durch Verdienſte, wie die übrigen Einwohner, zu Ehrenſtellen gelangen. Aus einem ſolchen Geſchlechte war Lyſander. Wie er aber durch herrliche Thaten ſich berühmt gemacht und Anſehen und einen weitläuftigen Anhang ſich verſchaft hatte, empfand er darüber Mißvergnügen, daß er den Staat, deſſen Macht er ver-

*) Xenophon in ſeiner griechiſchen Geſchichte und Plutarch ſelbſt in ſeiner Biographie des Ageſilaus nennt ihn Spithridates.

gröſſert hatte, von andern beherrſcht ſahe, die keinen höhern Adel als er ſelbſt hatten. Er faßte daher den Anſchlag, das Vorrecht der königlichen Würde den beyden Geſchlechtern zu nehmen, und allen Herakliden gemeinſchaftlichen Anſpruch darauf zu verſchaffen, oder, wie einige erzehlen, nicht nur den Herakliden, ſondern allen Spartanern überhaupt gleiches Recht auf die königliche Würde zu ertheilen, damit ſie nicht für diejenigen, die vom Herkules abſtammten, ſondern die ihm ähnlich wären, eine Belohnung ſeyn möchte, und dem Verdienſte ertheilt würde, durch welches Herkules ſelbſt ſich die Götterehre erworben hatte. Er hoffte, daß alsdenn bey einer ſolchen Königswahl ihm kein Spartaner würde vorgezogen werden.

Anfänglich ſuchte er ſeine Mitbürger durch allerhand Vorſtellungen zu ſeiner Abſicht vorzubereiten, und lernte deswegen eine Rede auswendig, welche ihm Kleon von Halikarnaß zu dieſem Endzwecke aufgeſetzt hatte. Da er aber merkte, daß zu einer ſo ſonderbaren groſſen Revolution eine ſtärkere Hülfe nöthig ſey, ſo gebrauchte er dabey, wie in einem Schauſpiele, Maſchinen, und erſann Orakel und Weiſſagungen, um ſeine Mitbürger zu gewinnen, weil ihm die Beredtſamkeit Kleons nichts helfen konnte, wenn er die Spartaner nicht vorher durch eine religiöſe Furcht und durch Aberglauben auf ſeine Seite brachte, und zum Beyfalle bey ſeinen Vorſtellungen vorbereitete.

Nach der Erzehlung des Ephorus bemühete er ſich, die Prieſterin des Apollo zu Delphos, und durch den Pherekles den Prieſter zu Dodona zu beſtechen.

Wie dieſes aber vergeblich war, gieng er nach Afrika, und bot den Prieſtern des Jupiter Ammon viel Geld, wenn ſie ihn mit ihren Orakelſprüchen unterſtützen wollten. Dieſe aber nahmen es ſo übel, daß ſie dem Lyſander deswegen zu Sparta durch Abgeordnete verklagen lieſſen. Er wurde gleichwohl vor Gerichte losgeſprochen: die afrikaniſchen Abgeordneten ſagten daher beym Abſchiede: Wir werden beſſer richten, Spartaner, wenn ihr dereinſt nach Afrika kommen, und bey uns wohnen werdet, als wenn einem alten Orakel zufolge die Lacedämonier ſich einmal noch in Afrika würden niederlaſſen.

Man wird aus unſrer fernern Erzehlung, wobey wir dem Geſchichtſchreiber und Philoſophen Ephorus folgen, einſehen, daß die ganze Anlage und Einrichtung der vom Lyſander dabey entworfenen Betrügerey kein ſchlechter Plan geweſen, der aufs Gerathewohl entworfen wurde, ſondern auf vielen unterlegten Anlagen beruhte, wie etwa bey einem mathematiſchen Problem durch ſchwere und weit geſuchte Vorderſätze der Schluß gezogen wird.

Eine Frau in Pontus gab vor, daß ſie vom Apollo ſchwanger wäre, und fand bey vielen Glauben, bey vielen, wie billig war, auch nicht. Sie kam mit einem Knaben nieder, und viele, auch vornehme Perſonen, übernahmen die Vorſorge für die Erziehung des Kindes, und gaben ihm aus einer unbekannten Urſache den Namen Silen. Dieß nahm Lyſander zum Grunde ſeines Plans, das übrige erſann er ſelbſt dazu, und gebrauchte dabey nicht wenige und nicht ungeſchickte Nebenacteurs, welche den Ruf von der Geburt dieſes Kindes glaubwürdig

zu machen ſuchten, und noch dazu ein Gerücht von Delphos her in Sparta ausbreiteten, daß die Prieſter zu Delphos einige alte Orakel in geheimen Büchern aufbewahrten, welche keinem andern Menſchen anzurühren oder zu leſen vergönnt seyn, als einem Sohne des Apollo, der nach langer Zeit einmal nach Delphos kommen, und denen, die dieſe Bücher in Verwahrung hätten, ſichre Kennzeichen von ſeiner Geburt geben, und ſodann die Bücher, in denen die Orakel aufgeſchrieben, erhalten würde.

Dieſen Vorbereitungen zufolge ſollte nun Silen ſich nach Delphos begeben, und als der Sohn des Apollo die heiligen Bücher fodern, die Prieſter, die mit in den Anſchlag verflochten waren, ſollten die Umſtände ſeiner Geburt genau unterſuchen, und endlich, überzeugt, daß er der ächte Sohn des Apollo wäre, ihm die heiligen Bücher zeigen: Silen ſollte alsdenn in Gegenwart vieler Menſchen, unter andern Weiſſagungen, auch diejenige herleſen, um welcher willen das ganze Spiel war erdichtet worden, welche die königliche Regierung zu Sparta betraf, und ſo lauten ſollte: „Es wird den Spartanern rühmlicher und zuträglicher ſeyn, wenn ſie aus ihren beſten Bürgern ihre Könige erwählen.“ Allein als Silen herangewachſen war, und ſeine Rolle nun ſpielen ſollte, konnte Lyſander die ganze Komödie nicht ſpielen, weil einer von den Acteurs, eben als man im Begriffe war die Sache auszuführen, aus Furchtſamkeit ſich dem ganzen Anſchlage entzog. Indeſſen wurde doch bey Lebzeiten des Lyſanders nichts davon öffentlich bekannt, ſondern erſt nach ſeinem Tode, denn Lyſander kam, noch vor

der Rückkunft des Ageſilaus aus Aſien, in dem Böotiſchen Kriege um, in welchen er gezogen wurde, oder in welchem er ſelbſt Griechenland zog, weil einige ihm ſelbſt, andre den Thebanern und ihm zugleich die Schuld dieſes Krieges zuſchreiben.

Einige beſchuldigen die Thebaner, daß ſie die Altäre und Opfer des Ageſilaus in Aulis zerſtört, und auf Anrathen des Androklides und Amphitheus, die von den Perſern beſtochen worden, ganz Griechenland gegen die Lacedämonier in die Waffen gebracht, und einen verwüſtenden Einfall in das Phocenſiſche Gebiet gethan hätten. Andere erzehlen, Lyſander habe gegen die Thebaner einen Groll gehabt, weil ſie unter allen Bundesgenoſſen die einzigen geweſen, welche den zehnten Theil von der Beute im Athenienſiſchen Kriege verlangt, und mißvergnügt geweſen wären, daß er alles Geld nach Sparta geſchickt hätte; beſonders aber ſoll er deswegen gegen ſie aufgebracht geweſen ſeyn, daß ſie den Athenienſern die erſte Gelegenheit verſchaft, ſich von der Herrſchaft der dreyßig ſo genannten Tyrannen, welche Lyſander geſetzt hatte, zu befreyen.

Die Lacedämonier hatten, um die dreyßig Regenten mächtiger und furchtbarer zu machen, ein Edict gegeben, nach welchem „alle diejenigen, die aus Athen flüchteten, in Verhaft genommen werden, und diejenigen für Feinde erklärt ſeyn ſollten, welche ſich dagegen widerſetzen würden.“ Die Thebaner hatten dieſem Edicte andere entgegen geſetzt, welche ganz nach dem Geiſte des Herkules und Bacchus abgefaßt waren. Dieſen zufolge, „ſollten je-

des Haus und jede Stadt in Böotien den hülfsbedürftigen Athenienſern offen ſtehen, wer einem flüchtigen Athenienſer, den man wegführen wollte, nicht zu Hülfe käme, ſollte um ein Talent geſtraft werden, wenn Waffen durch Böotien gegen die Tyrannen zu Athen geführt würden, ſollten alle Thebaner es ruhig geſchehen laſſen.“ Bey dieſen wahrhaftig griechiſchen und menſchenfreundlichen Edicten blieb es nicht, ſondern die Thebaner ſetzten durch Handlungen ihre Edicte in Werkthätigkeit. Thraſybulus zog mit ſeiner Mannſchaft aus Theben gegen Phyle, welches er einnahm, und war von den Thebanern heimlich mit Waffen, Geld und allen Kriegsbedürfniſſen verſehen worden. Dieſe Veranlaſſungen ergrif Lyſander zum Kriege gegen die Thebaner.

Seine harte Gemüthsart war durch die mit dem Alter zunehmende Melancholie ungemein vermehrt worden, und er drang daher ſo lange in die Ephoren zu Sparta, bis ſie ein Corps gegen die Thebaner ſandten, über welches er ſelbſt das Commando übernahm. Sie ſchickten den König Pauſanias mit einer Armee noch nach, welcher aber einen Umweg nahm, und über Cithäron in Böotien ſelbſt einfallen wollte. Lyſander gieng ihm durch Phocis mit einer ſtarken Mannſchaft entgegen. Er nahm die Stadt Orchomen ein, die ſich ihm freywillig ergab, und ließ Lebadia, welches er mit Gewalt eroberte, plündern.

Er bat darauf den Pauſanias ſchriftlich, daß er von Platäa nach Haliart rücken möchte, wo er ſelbſt mit Anbruche des folgenden Tages ſeyn, und ſich

an den Mauern der Stadt mit ihm vereinigen wollte. Der Bothe fiel aber einigen Spionen in die Hände, und der Brief gelangte an die Thebaner. Dieſe übergaben die Vertheidigung ihrer Stadt den ihnen zu Hülfe gekommenen Athenienſern, und rückten nach Mitternacht auf den Lyſander los, kamen auch vor ihm bey Haliart an, in welche Stadt ſie einen Theil ihres Heers ſchickten. Lyſander hatte ſich anfänglich vorgenommen, auf den Hügeln, wo er Poſto gefaßt, den Pauſanias zu erwarten, wie aber ſchon ein Theil des Tages verſtrichen war, und Pauſanias nicht ankam, rückte er mit den lacedämoniſchen Völkern und den Truppen der Bundesgenoſſen in Schlachtordnung gerade auf die Mauern der Stadt an. Das Heer der Thebaner, welches auſſerhalb der Stadt geblieben war, ließ die Stadt linker Hand liegen, und grif den feindlichen Hintertrupp bey dem Brunnen Kiſſuſa an.

Hier haben, der Mythologie nach, die Ammen des Bacchus ihn gleich nach ſeiner Geburt gebadet, weil aus dieſem Brunnen ein klares Waſſer fließt, das die Farbe des Weins hat, und ſehr ſüſſe ſchmeckt. Nicht weit davon wächſt kretiſches Rohr, welches man zum Schafte der Spieſſe braucht, wodurch die Haliarter beweiſen wollen, daß Rhadamanth daſelbſt gewohnt habe, deſſen Grab ſie auch zeigen, und Alea nennen. Nahe dabey iſt auch das Grabmahl der Alkmene, welche nach des Amphytrions Tode dem Rhadamanth geheirathet haben, und hier begraben liegen ſoll.

Das Corps der Thebaner, welches in der Stadt geblieben war, vereinigte ſich mit den Haliarten,

und wartete ſo lange ganz ruhig, bis Lyſander mit ſeinen Vortruppen an die Stadtmauern herankam. Darauf thaten ſie einen plötzlichen Ausfall, und tödteten ihn mit ſeinem Wahrſager und einigen wenigen andern, weil die meiſten Soldaten ſchnell zu ihrem Hauptheere zurückflohen. Die Thebaner verfolgten ſie aber weiter, und ſchlugen ſie bis an die Hügel heran in die Flucht, wobey tauſend Feinde, aber auch dreyhundert Thebaner blieben, weil ſie im Verfolgen der Feinde auf unebene und unbequeme Plätze gekommen waren. Eben dieſe Parthey Thebaner war es, welche man im Verdachte hatte, daß ſie es heimlich mit den Lacedämoniern hielten, und um ſich von dieſem Verdachte bey ihren Mitbürgern zu befreyen, hatten ſie ſich in dem Gefechte mit den Feinden ſo wenig geſchont, daß der größte Theil umkam.

Pauſanias erfuhr dieſe Niederlage als er eben auf dem Marſche von Platäa nach Theſpien war, und rückte ſogleich auf Haliart an, welcher Stadt Thraſybul mit den Athenienſern von Theben her zu Hülfe eilte. Die ältern Spartaner wurden unwillig, da Pauſanias einen Waffenſtillſtand machen wollte, um die Todten zu begraben; ſie betheuerten ihm mit Unwillen, daß ſie durch keinen Waffenſtillſtand den Körper des Lyſanders haben wollten, ſondern mit den Waffen darum kämpfen, und ihn entweder als Sieger begraben, oder wenn ſie überwunden würden, es ſich für eine Ehre achten wollten, mit ihrem Feldherrn da zu liegen. Weil aber Pauſanias einſah, daß er ſchwerlich die Thebaner, die ſchon geſiegt hatten, würde überwinden können, und der

Körper des Lyſanders ſo nahe an den Mauern lag, daß er ihn auch, wenn er ſiegte, nicht wohl würde ohne einem Vergleiche erhalten können, ſo ließ er ſich durch den Eifer der alten Spartaner von ſeinem Vorſatze nicht abbringen, ſondern ſchickte einen Herold in die Stadt, und zog, nach getroffenem Vergleiche, wieder mit ſeinen Truppen von der Stadt weg. Sobald er über die böotiſche Grenze war, ließ er den Körper des Lyſanders in dem Gebiete der Panopäer, welche Freunde und Bundesgenoſſen der Lacedämonier waren, begraben, wo noch jetzt ſein Grabmahl auf dem Wege von Delphos nach Chäronea vorhanden iſt.

Indem die Armee dort im Lager ſtand, erzehlte, wie einige Schriftſteller berichten, ein Phocenſer einem andern Soldaten, der nicht mit bey jenem Gefechte geweſen war, die Umſtände davon, und daß die Thebaner ſie angefallen hätten, als eben Lyſander ſchon über den Hoplites geweſen wäre. Ein Spartaner, und Freund des Lyſanders, der dabey zuhörte, erſtaunte darüber, und fragte, was denn Hoplites wäre, er kenne den Namen nicht, der andre antwortete, daß ein Fluß ſo hieſſe, der nahe bey Haliart vorbeyflieſſe, und da hätten eben die Feinde den Vordertrupp der Lacedämonier angegriffen. Wie dieß der Spartaner hörte, ſagte er mit Thränen in den Augen: „Wie unvermeidlich iſt doch dem Menſchen ſein Schickſal!“ Denn Lyſander hatte vordem folgendes Orakel bekommen: „Hüte dich vor dem rauſchenden Hoplites, und den Drachen, den Sohn der Erde, der liſtig von hinten zu kommt.“ Einige behaupten, daß der Ho-

plites nicht bey Haliart, ſondern bey Chäronea vorbeyflieſſe, und ſich nahe bey dieſer Stadt mit dem Fluſſe Phliar vereinige, welcher ehedem Hoplias geheiſſen, jetzt aber Iſomanthus heißt. Derjenige welcher den Lyſander tödtete, war ein Einwohner aus Haliart, mit Namen Neochorus, und hatte auf ſeinem Schilde einen Drachen abgezeichnet, worauf das Orakel gedeutet zu haben ſcheint.

Es ſollen auch die Thebaner zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges vom Iſmeniſchen Apollo ein Orakel ethalten haben, durch welches ihnen die Schlacht bey Delium, und die bey Haliart, die dreyßig Jahr nach jener erfolgte, geweiſſagt worden iſt. Das Orakel war dieſes Inhalts: „Hüte dich vor der Grenze des Wolfs, wenn du ihn mit Stangen jagſt, und vor den Orchaliſchen Hügel, den der Fuchs niemals verläßt.“ Die Grenze des Wolfs iſt der Platz bey Delium, wo Attica an Böotien grenzt, und der Orchaliſche Hügel, der jetzt ſogenannte Fuchshügel der am Ende der Stadt Haliart gegen den Helikon zu liegt.

Die Spartaner waren über die Art, wie Lyſander umgekommen, ſo mißvergnügt, daß ſie über den König Pauſanias eine criminelle Unterſuchung anſtellten, welcher der König zu entgehen ſuchte, und nach Tegea flüchtete, wo er in dem Tempel der Minerva ſtarb. Die Armuth des Lyſanders, welche ſich nach ſeinem Tode offenbarte, machte ſeine Tugend allgemein anerkannt, da er bey dem vielen Gelde, das er in ſeiner Gewalt hatte, und bey der groſſen Macht, und der Verehrung von Städten und Königen, die er genoß, ſein Haus nicht im gering-

ſten bereichert hatte, wie Theopompus erzehlt, dem man allemal eher glauben kann, wenn er lobt, als wenn er tadelt, weil er immer lieber tadelt als lobt.

Einige Zeit nach dem Tode des Lyſanders gieng Ageſilaus, wie Ephorus erzehlt, in des Lyſanders Haus, um, wegen einer Streitigkeit der Bundesgenoſſen, gewiſſe Schriften, die ſich daſelbſt befanden, nachzuſehen. Da fand er unter andern auch das Buch, in welchem die Rede wegen der Staatsveränderung ſtand, durch welche das Recht der königlichen Würde den Eurytiontigen und Agiden genommen, und die Könige künftig aus den beſten Spartanern erwählt werden ſollten. Er wollte durchaus dieſe Rede öffentlich bekannt machen, um den Spartanern zu zeigen, was für ein übeldenkender Bürger Lyſander insgeheim geweſen wäre, aber er wurde davon durch den Lakratidas, einen verſtändigen Mann, den erſten unter den Ephoren, durch die Vorſtellung abgehalten, „daß man den Lyſander nicht ausgraben, ſondern die ſo beredt und liſtig abgefaßte Rede mit ihm begraben müſſe.

Die Lacedämonier erwieſen dennoch dem Andenken des Lyſanders viele Ehre. Sie beſtraften auch die beyden Freyer ſeiner Töchter, welche dieſelben, nach dem Tode Lyſanders, da ſeine Armuth bekannt wurde, nicht heirathen wollten, weil ſie bloß wegen des Reichthums den Lyſander geachtet hatten, und die Freundſchaft aufhoben, da ſeine Armuth eben erſt vollkommen bewies, daß er ein gerechter uneigennütziger Mann geweſen war. Denn zu Sparta wurden diejenigen beſtraft, welche entweder

weder gar nicht, oder zu ſpät, oder ſchlecht heiratheten, und dieſer Beſtrafung wurden beſonders diejenigen unterworfen, welche bey ihrer Verheirathung nicht auf Anverwandtſchaft oder Tugend, ſondern auf den Reichthum geſehen hatten. —

Dieß ſind die Lebensumſtände des Lyſanders, ſo gut ich ſie habe erzehlen können.

Sylla.

Lucius Cornelius Sylla ſtammte aus einem der edelſten patriciſchen Geſchlechter her. Einer ſeiner Vorfahren, Ruffinus, ſoll Conſul geweſen, aber mehr durch ſeine Beſchimpfung als durch dieſe Ehre berühmt geworden ſeyn: denn er wurde aus dem Senate geſtoſſen, weil man bey ihm über zehn Pfund Silbergeſchirr gefunden hatte, welches damals durch Geſetze verboten war. Seine Nachkommen blieben in geringen Umſtänden, und Sylla ſelbſt wurde bey mäſſigen Glücksgütern erzogen. Er wohnte in ſeiner Jugend für geringes Geld zur Miethe, welches ihm auch nachher vorgeworfen wurde, da er ſich in ſeinem Glücke ſo ſehr erhob, und einer der vorzüglichſten Männer ſagte zu ihm, da er ſich nach dem Afrikaniſchen Feldzuge ſehr rühmte: „Wie kannſt du ein rechtſchaffener Mann ſeyn, da dir dein Vater nichts hinterlaſſen hat, und du doch ein ſo groſſes Vermögen beſitzeſt?“ Denn obgleich ſchon damals die Römer die reine

Aufrichtigkeit ihrer Sitten und Lebensart nicht mehr behaupteten, ſondern ſich vom Hange zur Schwelgerey und Pracht hinreiſſen lieſſen, ſo gereichte es doch zum Vorwurfe, wenn jemand entweder ein groſſes Vermögen durchbrachte, oder bey armen Umſtänden ſich bald bereicherte. Als Sylla in der Folge der Zeit ſchon die höchſte Gewalt an ſich gebracht hatte, und viele hinrichten ließ, ſo warf ihm noch ein Freygelaſſener, der vom tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt werden ſollte, weil er einige in die Acht erklärte bey ſich verſteckt gehalten hatte, vor, daß er mit ihm lange Zeit in einem Hauſe zur Miethe gewohnt, und er für das obere Stockwerck zweytauſend Seſtertien, Sylla aber für das untere dreytauſend Seſtertien gegeben habe, ſo daß der Unterſchied ihrer Glücksumſtände etwa tauſend Seſtertien betragen habe, welche Summe zweyhundert und funfzig attiſche Drachmen ausmacht. *) — Dieſe Anecdoten werden von den erſtern Glücksumſtänden des Sylla erzehlt.

Was ſeine Geſtalt betrifft, die man noch aus ſeinen Statüen erkennen kann, ſo zeigten ſeine blauen wilden Augen eine gewiſſe bittere Heftigkeit an, und ſeine Geſichtsfarbe machte ſeine Phyſiognomie noch fürchterlicher. Denn er ſah ſehr weiß aus, und hatte dabey ſehr viele Finnen, daher er auch den Zunamen Sylla bekommen haben ſoll, und ein athenienſiſcher Spötter nannte ihn eine mit Mehl beſtreuete Brombeere.

*) 31 Rthlr. 6 ggr.

Es iſt nicht unſchicklich, dergleichen Dinge von einem Manne zu bemerken, der einen ſo natürlichen Hang zu Spöttereyen hatte, daß er in ſeiner Jugend, da er noch ohne Anſehn und Ruhm war, ſich zu den Pantomimenſpielern und Poſſenreiſſern hielt, und an ihren Ausſchweifungen Antheil nahm, und nachher, da er ſich der höchſten Gewalt bemächtigt hatte, aus den Schauplätzen und Comödiantenbuden täglich die verwegenſten Poſſenſpieler und Harlekins an ſeine Tafel kommen ließ, und mit ihnen in ſcurriliſchen Einfällen wetteiferte, wobey er nicht allein wider den Anſtand ſeines Alters und ſeiner hohen Würde handelte, ſondern auch oft viele wichtige Angelegenheiten vernachläßigte. Denn bey der Tafel durfte niemand mit dem Sylla von etwas ernſthaften reden, ſondern der Mann, der ſonſt immer ſo thätig und ſtrenge war, ſchien ſich ganz zu verändern, ſobald er ſich in die Geſellſchaft zu Tiſche ſetzte, ſo daß er auch von den Comödianten und Tänzern gleichſam zahm gemacht wurde, und alsdenn zu allen Dingen zu bringen war.

Dieſer ſchlechte Umgang ſcheint auch der Grund ſeiner nachherigen Krankheit und ſeines groſſen Hanges zu Liebesausſchweifungen und allen Arten von Wolluſt geweſen zu ſeyn, welcher ihn auch in ſeinem Alter nicht verließ, wie er denn auch auf ſolche Art den Comödianten Metrobius von Jugend auf beſtändig zu ſeinen Liebling behielt. Er hatte bey dieſer Lebensart auch einen glücklichen Zufall. Er unterhielt nämlich mit einer gemeinen aber begüterten Buhlerin, Namens Nicopolis, einen verliebten Umgang, und nahm ſie durch ſein Betragen und das Gefällige

ſeiner Jugend ſo ſehr ein, daß ſie aus Liebe zu ihm ihr ganzes Vermögen ihm vermachte. Er beerbte auch ſeine Stiefmutter, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebte, und gelangte auf ſolche Art zu einem mittelmäßigen Vermögen.

Er gieng als ernannter Quäſtor mit dem Marius, in deſſen erſtem Conſulate, nach Afrika in den Feldzug gegen den Jugurtha. Hier erwarb er ſich auf verſchiedene Art ein gutes Anſehn bey der Armee, beſonders aber nutzte er eine gute Gelegenheit, ſich die Freundſchaft des Numidiſchen Königs Bocchus zu verſchaffen, deſſen Geſandte vor Numidiſchen Räubern hatten flüchten müſſen, und die er mit vieler Höflichkeit aufnahm, und mit Geſchenken und einer ſichern Begleitung wieder zum König ſchickte.

Bocchus, der ſchon längſt den Jugurtha, ſeinen Schwiegerſohn, haßte und fürchtete, jetzt aber, da er nach ſeiner Niederlage ſeine Zuflucht zu ihm genommen hatte, ihn den Römern auszuliefern dachte, berief den Sylla in dieſer Abſicht zu ſich, weil er nicht gern ſelbſt den Jugurtha gefangen nehmen und ausliefern, ſondern dieſes durch den Sylla bewerkſtelligen wollte. Sylla bekam vom Marius einige Soldaten zu dieſem Geſchäfte zur Begleitung, und begab ſich auf dieſe Art in die größte Gefahr, da er ſich ſelbſt, um einen andern gefangen zu nehmen, der Gewalt eines Barbaren anvertraute, der gegen ſeinen nächſten Anverwandten untreu war. Bocchus, der nun den Sylla und den Jugurtha in ſeiner Gewalt hatte, und ſich in die Nothwendigkeit geſetzt befand, gegen einen von beyden verrätheriſch zu han-

deln, wankte anfänglich in ſeinem Entſchluſſe hin und her, führte aber endlich doch die zuerſt beſchloſſene Verrätherey aus, und überlieferte den Jugurtha dem Sylla. Marius hielt zwar deswegen einen Triumph zu Rom, aber empfand heimlich über den Ruhm dieſer glücklichen That, den der Neid gegen ihn dem Sylla zuſchrieb, viel Mißvergnügen. Und Sylla ſelbſt, der von Natur ſehr prahleriſch war, und nun zuerſt aus ſeiner unbekannten niedrigen Dunkelheit zu einigem Ruhme bey ſeinen Mitbürgern gelangte, und das Angenehme des Ruhms ſchmeckte, gieng in ſeinem Ehrgeitze ſo weit, daß er die Abbildung der Uebergabe des Jugurtha an ſich auf einen Ring ſtechen ließ, und denſelben beſtändig trug und damit ſiegelte.

Marius war zwar darüber mißvergnügt, hielt aber den Sylla ſelbſt ſo wenig ſeiner Eiferſucht würdig, daß er ihn immer noch bey ſeinen Feldzügen brauchte, in ſeinem zweyten Conſulate als Legaten, und in dem dritten als Oberſten, und führte viele glückliche Streiche durch ihn aus. Als Legat nahm Sylla den Feldherrn der Tektoſagen, Kopillus, gefangen, als Oberſter gewann er die groſſe und zahlreiche Völkerſchaft der Marſen, daß ſie Freunde und Bundesgenoſſen der Römer wurden.

Von dieſer Zeit an aber bemerkte Sylla, daß Marius feindlich gegen ihn geſinnt war, und ihn nicht mehr gern zu groſſen Geſchäften brauchte, ſondern vielmehr ſeine Vergröſſerung hinderte: daher wandte er ſich an den Catulus, den zweyten Conſul, der ein rechtſchaffener Mann, im Kriege aber etwas träge war. Von dieſem wurde er zu den vor=

nehmſten und wichtigſten Dingen gebraucht, wodurch er ſein Anſehn und ſeinen Ruhm ungemein vergröſſerte. Er überwand eine groſſe Anzahl Barbaren in den Alpen: er übernahm, da Mangel an Proviant einriß, die Aufſicht über die Beſorgung davon, und ſchafte einen ſolchen Vorrath herbey, daß die Truppen des Catulus Ueberfluß hatten, und den Soldaten des Marius noch davon mittheilen konnten, wodurch Marius beſonders über den Sylla mißvergnügt geworden ſeyn ſoll. Einen ſo geringen und faſt kindiſchen Urſprung hatte die Feindſchaft dieſer beyden Männer, die nachher durch Bürgerblut und die ſchrecklichſten Empörungen ſich in Tyranney und einer gänzlichen Verwirrung des Staats endigte, und bewies, daß Euripides ein weiſer Mann und Kenner der Staatsgebrechen war, da er ſo ſehr für den Ehrgeitz als den verderblichſten und böſeſten Dämon warnte. *)

Sylla glaubte, daß er ſich im Kriege nun Ruhm genug erworben habe, um auch auf Ehrenſtellen im Staate Anſpruch machen zu können, und ſuchte ſogleich nach ſeiner Rückkunft aus dem Felde die Gunſt des Volks, um die Prätorſtelle zu erlangen: allein ſein Geſuch ſchlug fehl, wovon er die Schuld dem gemeinen Haufen zuſchreibt. Er erzehlt ſelbſt, daß man gehoft habe, da man ſeine Freundſchaft mit dem Numidiſchen Könige Bocchus gewußt, er würde, wenn er vorher, ehe er Prätor würde, das Amt eines Aedils erhielte, welche Magiſtratsperſonen zugleich die Aufſicht über die öffentlichen Schauſpiele

*) V. Euripid. Phoeniſſ. verſ. 534. ſequ.

hatten, herrliche Thiergefechte mit afrikaniſchen Thieren halten laſſen, und man habe daher andre Perſonen zu Prätoren erwählt, um ihn zu nöthigen, das Amt eines Aedils anzunehmen. Allein die Folge der Zeit beweiſt, daß er die wahre Urſache ſeines fehlgeſchlagenen Geſuchs nicht hat geſtehen wollen: denn er gelangte das Jahr darauf, theils durch Schmeicheley beym Volke, theils durch Beſtechungen, zur Prätorſtelle. Deswegen antwortete ihm auch Cäſar, dem er im Zorne als Prätor drohete, daß er die Gewalt ſeines Amts gegen ihn gebrauchen würde, mit lachendem Munde: Du nennſt es mit Recht dein Amt, weil du es dir mit deinem Gelde erkauft haſt.

Nach der Prätur wurde Sylla nach Kappadocien geſchickt, dem öffentlichen Angeben zufolge, um den Ariobarzanes wieder in ſein Reich einzuſetzen, der eigentlichen Abſicht nach aber, um den Mithridates einzuſchränken, welcher weitläuftige Unternehmungen anfieng, und ſich eine Macht und ein Reich erobert hatte, das nicht geringer als ſein eigenes Erbreich war. Sylla brachte keine groſſe Anzahl Truppen nach Aſien, aber er wußte ſich ſo geſchickt eine Menge eifriger Bundesgenoſſen zu verſchaffen, daß er eine groſſe Anzahl Kappadocier, und noch mehr Armenier, die dieſen zu Hülfe gekommen waren, mit groſſem Verluſte ſchlug, den Gordius vertrieb, und den Ariobarzanes wieder in ſein Königreich einſetzte. Als er mit ſeinem Heere am Euphrat ſtand, kam ein Parther, Orobaz, als Abgeſandter des Königs Arſaces an, da bisher die Römer mit den Parthern in keinem Verhältniſſe geſtanden hatten. Es ſcheint

ein groſſes Glück vor den Sylla geweſen zu ſeyn, daß er der erſte war, an den die Parther ſich wandten, um Freundſchaft und Bündniß mit den Römern zu errichten. Er ließ, wie man erzehlt, bey der Audienz, die er dem parthiſchen Geſandten gab, drey Stühle ſetzen, und ſetzte ſich ſelbſt auf dem mittelſten, Orobaz ſaß auf der einen, und Ariobarzanes auf der andern Seite, weswegen der parthiſche König gegen den Orobaz ſo aufgebracht wurde, daß er ihn hinrichten ließ. Sylla wurde von einigen gelobt, daß er gegen die Barbaren ſich mit ſolcher Hoheit betragen, von andern getadelt, daß er zur Unzeit einen ſo anmaſſenden Stolz gezeigt hätte. Man erzehlt, daß dabey ein gewiſſer Chalcidenſer in dem Gefolge des Orobaz die Phyſiognomie des Sylla, die Wendungen ſeiner Gedanken beym Vortrage, und ſeine körperlichen Bewegungen zugleich genau betrachtet, und nach den Grundſätzen ſeiner Wahrſagerkunſt von ihm das Urtheil gefällt habe: „Sylla müſſe nothwendig einer der größten Menſchen werden, und er wundre ſich, daß er es nicht ſchon jetzt ſey.“ *)

Bey ſeiner Rückkunft zu Rom wurde er vom Cenſorinus angeklagt, daß er den Geſetzen zuwider aus einem Lande, das mit den Römern in Freund-

*) Dieſe Wahrſagerkunſt möchte wohl die einzige wahrſcheinliche unter allen Phyſiognomiken ſeyn. Geſichtsbildung mit dem Ausdrucke im Reden, den körperlichen Bewegungen und Mienen verglichen, und darüber nach Grundſätzen und Beobachtungen geurtheilt, verdient mehr Glauben und Beyfall als die Phyſiognomik à la Lavater.

ſchaft und Bündniß ſtände, viel Geld gezogen hätte. Allein Cenſorinus nahm in der Folge ſeine Anklage zurück, und brachte ſie nicht zur öffentlichen Unterſuchung.

Seine Feindſchaft gegen den Marius bekam durch die Ruhmbegierde des numidiſchen Königs Bocchus einen heftigen Ausbruch. Dieſer König, der dem römiſchen Volke ſchmeicheln, und dem Sylla einen Gefallen thun wollte, ließ zwanzig goldene Trophäenſäulen nebſt dem goldnen Bildniſſe des Jugurtha, ſo wie er von ihm dem Sylla war übergeben worden, in dem Capitolium aufſtellen, worüber Marius ſo aufgebracht wurde, daß er ſie mit Gewalt aus dem Capitolium wollte wegnehmen laſſen. Eine andre Parthey aber wollte die Ehre des Sylla mit Gewalt vertheidigen, und Rom wäre ſchon damals in einen öffentlichen Aufruhr gekommen, wenn nicht der Krieg mit den Bundesgenoſſen, der ſchon lange unter der Aſche glimmte, ausgebrochen, und dadurch die Empörung erſtickt worden wäre.

In dieſem ſchweren und mit vielem Glückswechſel geführten Kriege, der den Römern vielen Schaden verurſachte, und ſie oft in groſſe Gefahr ſetzte, verrichtete Marius nichts wichtiges, und bewies, daß zur Ausführung groſſer Dinge im Kriege die Lebhaftigkeit und Stärke der Jugend erfodert werde. Sylla hingegen führte ſo viel wichtiges aus, und erwarb ſich durch ſeine glückliche Thaten einen ſolchen Ruhm, daß ihn ſeine Mitbürger einen groſſen, ſeine Freunde den gröſſten, und ſeine Feinde den glücklichſten Feldherrn nannten. Er war auch über den Beynamen eines glücklichen Feldherrn nicht ſo un-

zufrieden wie Timotheus, des Konons Sohn, deſſen Siege ſeine Feinde insgeſammt dem Glücke zuſchrieben, und ein Gemählde hatten verfertigen laſſen, auf welchem Timotheus ſchlafend, und die Glücksgöttin mit einem Netze vorgeſtellt war, mit welchem ſie die Städte für ihn fieng, worüber er ſich ſehr unwillig bezeigte, und ſeinen Feinden unartig begegnete, weil er glaubte, daß ſie ihm dadurch alle Ehre ſeiner Siege raubten. Daher er auch einſtmals, da er aus einem Feldzuge zurückkam, in der Verſammlung des Volks ſagte: Athenienſer, hieran hat das Glück keinen Antheil. Allein das Glück ſoll ſich, wie man erzehlt, in der Folge an den ehrgeitzigen Timotheus ſo gerochen haben, daß er nichts vorzügliches mehr verrichten konnte, ſondern ihm alle Unternehmungen fehlſchlugen, und er ſich einen ſo groſſen Haß des Volks zuzog, daß er endlich aus Athen vertrieben wurde. Sylla hingegen ſah es ganz gerne, wenn man ihm eine beſondre Gunſt des Glücks zuſchrieb, und erhob in dieſer Abſicht ſeine Thaten als Werke der Glücksgöttin noch mehr, weil er entweder damit deſto mehr ſich rühmen wollte, oder wirklich an die Macht dieſer Göttin glaubte. Und er ſagt ſelbſt in ſeinen eignen Schriften, daß dasjenige, was er nach weiſer Ueberlegung gethan, ihm immer fehlgeſchlagen, dasjenige aber, was er wegen ereigneter Umſtände ohne Ueberlegung gewagt habe, glücklich ausgefallen ſey. Er pflegte auch zu ſagen, daß er mehr zum Glücke als zum Kriege geboren ſey, wodurch er alſo dem Glücke mehr als ſeiner eigenen Tapferkeit zuſchrieb. Er hielt ſich ſelbſt für einen Günſtling der Glücksgöttin, und gab ſogar die

gute Freundſchaft mit dem Metellus, der mit ihm zugleich Conſul wurde, und deſſen Tochter er hernach heirathete, für ein göttliches Werk aus, weil er in ſeinem Conſulate von demſelben, als ſeinem Mitconſul, viel Verdruß erwartet hatte, und im Gegentheile an ihm einen gütigen ſanften Mann gefunden hatte. Er warnt auch in ſeinen Nachrichten den Lacullus, dem er dieſe Schrift zugeſchrieben, nichts für ſicher und gewiß zu halten, als was ihm des Nachts die Götter befehlen würden.

Er erzehlt ſelbſt, daß während ſeines Marſches zum Feldzuge gegen die Bundesgenoſſen die Erde bey Laverna ſich aufgeriſſen, und eine Menge Feuer hervorgetrieben hätte, welches in einer groſſen Flamme gegen Himmel geſtiegen ſey, und die Wahrſager hätten es ſo erklärt, daß ein tapferer und ſehr ſchöner Mann die oberſte Würde in Rom erhalten, und die Stadt von den gegenwärtigen Unruhen befreyen würde. Für dieſen Mann giebt er ſich ſelbſt aus, denn ſein goldgelbes Haar mache ihn gewiß zu einem ſchönen Manne, und er ſcheue ſich nicht, nach ſo vielen groſſen und glücklichen Thaten ſich auch für einen tapfern Mann zu halten. — So viel von der Denkungsart des Sylla in Abſicht der Götter. —

Was ſeinen übrigen Charakter betrift, ſo war er ſehr veränderlich, und ſich ſelbſt ſehr ungleich. Er raubte viel, verſchenkte viel, erzeigte ohne Urſache Ehre, beſchimpfte ohne Urſache, ſchmeichelte denjenigen, die er nöthig hatte, war übermüthig gegen diejenigen, die ſeiner nöthig hatten, und man wußte nicht, ob er von Natur ſtolz oder einſchmeichelnd war. Eben ſo ungleich betrug er ſich in der Abſicht

Strafen. Bald ſtrafte er wegen geringer Vergehungen auf eine grauſame Art, bald ſahe er den größten Verbrechen mit Gelindigkeit nach, bald ertheilte er den ſchrecklichſten Ungerechtigkeiten Verzeihung, bald ließ er kleine Vergehungen mit dem Tode und Einziehung aller Güter beſtrafen. Man kann daraus etwa ſchlieſſen, daß er von Natur grauſam und rachſüchtig geweſen, aber zuweilen ſeine Erbitterung wegen ſeines Nutzens gemäßigt habe.

In dem Kriege gegen die Bundesgenoſſen warfen ſeine Soldaten einen ſeiner Unterbefehlshaber, Albinus, der ſchon Prätor geweſen war, mit Prügeln und Steinen zu Tode, und er überſah dieſes groſſe Verbrechen, ohne es einmal zu unterſuchen, und ſagte noch dazu öffentlich auf eine prahleriſche Art, ſeine Soldaten würden nun deſto eifriger fechten müſſen, damit ſie ihr Verbrechen durch Tapferkeit wieder gut machten. Er achtete auch die Beſchuldigungen wenig, die man gegen ihn vorbrachte; denn ſeine Abſicht gieng nun ſchon dahin, den Marius zu ſtürzen, und da der Krieg gegen die Bundesgenoſſen zu Ende zu gehen ſchien, die Feldherrnſtelle im Kriege gegen den Mithridates zu erhalten, daher er beſonders die Armee, die unter ſeinem Commando ſtand, zu gewinnen ſuchte.

Nach ſeiner Rückkunft in Rom wurde er nebſt dem Quintus Pompejus zum Conſul ernannt, im funfzigſten Jahre ſeines Alters. Er ſchloß eine vornehme Heirath mit der Cäcilia, der Tochter des Oberprieſters Metellus, über welches Glück die ihm widrig geſinnte Parthey unter dem Pöbel verſchiedene beiſſende Lieder machte, und viele von den Vor-

nehmen ihn beneideten. Man hielt, wie Titus Livius ſagt, denjenigen nicht einer ſolchen Gemahlin würdig, den man des Conſulats würdig gehalten hatte. Aber dieſe Metella war weder ſeine einzige noch ſeine erſte Frau. Er hatte in ſeiner Jugend ſich mit einer gewiſſen Ilia vermählt, von der er eine Tochter hatte, darauf mit einer Aelia, und dann wieder mit einer Coelia, von welcher er ſich unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit ſchied, ſie aber mit Ehrenbezeugungen und Geſchenken entließ. Da er aber wenige Tage darauf die Metella heirathete, ſo ſahe man wohl ein, daß er unter einem falſchen Vorgeben ſich von der Coelia geſchieden hatte. Gegen die Metella behielt er beſtändig die gröſte Hochachtung, daher auch das römiſche Volk ſie um ihre Fürbitte erſuchte, da es die vertriebenen Anhänger des Marius gern wieder zurückberufen wollte, welches Sylla durchaus nicht hatte zugeben wollen. Er verfuhr auch deswegen gegen die Athenienſer, da er ihre Stadt eroberte, ſo hart, weil ſie von der Mauer herab die Metella mit Spöttereyen beſchimpft hatten; doch dieſes ſoll erſt nachher erzehlt werden.

Sylla betrachtete das Conſulat wegen ſeiner höhern Ausſichten als etwas geringes, weil ſeine vornehmſten Bemühungen dahin giengen, daß er das Commando im Kriege gegen den Mithridates erhalten möchte. Hierbey ſtand ihm Marius im Wege, welcher aus einer unſinnigen Ruhmbegierde, einer Leidenſchaft, die mit dem Alter nicht abnimmt, ſelbſt darnach trachtete. Er hatte aus Alter und Unbehüflichkeit ſeines Körpers das Commando in dem nahen Kriege mit den Bundesgenoſſen niedergelegt,

und wollte nun entferntere Kriege jenſeits des Meers führen. Er machte ſich die Abweſenheit des Sylla zu nutze, welcher ins Lager gegangen war, um einige noch übrige Geſchäfte bey der Armee abzuthun, und bewirkte indeſſen jenen ſo verderblichen Aufruhr in Rom, der den Römern mehr ſchadete als alle andere Feinde zuſammen.

Dieſe ſchrecklichen Schickſale wurden durch einige höhere Vorbedeutungen angezeigt. Aus den Spieſſen, auf welchen die Fahnen getragen wurden, ſprang von freyen Stücken Feuer hervor, welches kaum gelöſcht werden konnte. Drey Raben fraſſen vor vieler Menſchen Augen ihre Jungen auf, und trugen die Ueberbleibſel davon wieder ins Neſt zurück. Die Mäuſe nagten an dem im Tempel niedergelegten Golde, die Tempelhüter fiengen eine davon in einer Mäuſefalle, ſie bekam in der Falle fünf Junge, und fraß drey davon auf. Das größte Wunderzeichen aber war dieſes, daß man bey wolkenloſen klaren Himmel aus der Luft den Schall einer Trompete hörte, der ſo ſtark und dabey ſo traurig klang, daß jedermann darüber in Erſtaunen und Schrecken gerieth. Die verſtändigſten hetruriſchen Wahrſager gaben die Erklärung, daß durch dieſe Erſcheinung ein neues Menſchengeſchlecht und eine Weltänderung angedeutet würde. Es giebt, ihrer Meynungen nach, in allem acht Menſchengeſchlechter, welche in ihrer ganzen Lebensart und ihren Sitten von einander verſchieden ſind. Jedem von dieſem Menſchengeſchlechte iſt eine gewiſſe Zeit der Dauer beſtimmt, welche ſich mit der Periode eines groſſen Jahrs ſchließt. Wenn dieſe zu Ende geht, und eine neue Periode

anheben ſoll, ſo erſcheint immer am Himmel oder auf der Erde ein Wunderzeichen, woraus diejenigen, welche dergleichen Dinge verſtehen und darauf Achtung geben, ſogleich ſchlieſſen können, daß ein neues Menſchengeſchlecht von ganz verſchiedener Lebensart und andern Sitten gebohren ſey, für welche die Götter mehr oder weniger Vorſorge tragen als vor die vorigen. Sie behaupten ferner, daß bey einer ſolchen Abwechſelung des Menſchengeſchlechts unter andern groſſen Veränderungen auch die Wahrſagerkunſt entweder in gröſſere Hochachtung komme, weil die Propheten aus den ihnen von den Göttern gegebenen ſichern und deutlichen Zeichen mit Zuverläßigkeit weiſſagen könnten, oder auch bey einem andern Menſchengeſchlechte in Abnahme gerathe, weil alsdenn nur aus ſchlechten und dunkeln Zeichen die künftigen Begebenheiten nach eigenem Gutdünken müßten geweiſſagt werden. Dieſe Gedanken und Lehren äußerten damals die geſchickteſten hetruriſchen Wahrſager, von denen man glaubte, daß ſie mehr als die andern verſtünden. Als der Senat in dem Tempel der Bellona ſich verſammelt hatte, und wegen dieſer Wunderzeichen die Wahrſager befragte, kam ein Sperling vor aller Augen in den Tempel geflogen, und hielt eine Heuſchrecke im Schnabel, von welcher er ein Stück fallen ließ, und mit dem andern Stücke wieder davon flog. Die Zeichendeuter erklärten dieſes ſo, daß daraus ein tumultuariſcher Streit zwiſchen den Einwohnern auf dem Lande und denen in der Stadt zu befürchten ſey, weil dieſe durch ihre unruhige Schwatzhaftigkeit den Sperlingen, und jene durch ihren Aufenthalt auf dem Lande den Heuſchre-

cken, die ſich auf dem Lande aufhielten, ähnlich wären.

Marius nahm den Tribun Sulpitius zu ſeinem Hülfsgenoſſen an, einen Menſchen, der es in den ärgſten Bosheiten allen ſo ſehr zuvorthat, daß man nicht fragen durfte, wenn er an Bosheit, ſondern in welcher Art von Bosheit er ſich ſelbſt übertraf. Denn Grauſamkeit, Verwegenheit, Habſucht waren in ihm vereinigt, und alle Arten von ſchändlichen Streichen und Verbrechen ihm eigen. Er verkaufte das römiſche Bürgerrecht den Freygelaſſenen und fremden Einwohnern zu Rom ganz öffentlich, und zählte das Geld, das er davor empfieng, ganz öffentlich auf einem Tiſche, der mitten auf dem Markte ſtund. Er hielt ſich dreytauſend Mann, die mit Schwerdtern bewafnet waren, zu ſeiner Bedeckung, und hatte immer eine Menge junge Ritter bey ſich, die zu allen bereit waren, und die er den Gegenſenat nannte. Er machte ein Geſetz, daß kein Senator über zweytauſend Drachmen ſchuldig ſeyn ſollte, *) und hinterließ doch ſelbſt nach ſeinem Tode drey Millionen Drachmen Schulden. **)

Dieſer Mann wurde vom Marius zur Verführung des Volks gebraucht. Er brachte alles in Verwirrung, und machte mit Gewalt der Waffen viele ſchädliche Geſetze, unter denen auch eines dem Marius die Feldherrnſtelle im Kriege wider den Mithridates ertheilte. Die Conſuln lieſſen deswegen einen Stillſtand aller öffentlichen Geſchäfte publiciren.

Sul-

*) 250 Rthlr.

**) 375,000 Rthlr.

Sulpitius aber überfiel ſie, als ſie eine Verſammlung des Senats in dem Tempel des Caſtor und Pollux hielten, mit einem Haufen zuſammengelaufenen Volks, und brachte eine Menge Menſchen, und ſelbſt den Sohn des Conſuls Pompejus, auf öffentlichem Markte um, der Conſul rettete ſich noch mit der Flucht. Sylla, als der andre Conſul, wurde in das Haus des Marius getrieben, und dort gezwungen, daß er wieder auf öffentlichem Markte den publicirten Stillſtand der öffentlichen Geſchäfte aufheben mußte. Darauf ſetzte Sulpitius den Pompejus von dem Conſulate ab, dem Sylla aber nahm er doch das Conſulat nicht, ſondern nur die ertheilte Feldherrnſtelle wider den Mithridates, welche er dem Marius ertheilte. Es wurden ſogleich einige Oberſten nach Nola zur Armee abgeſchickt, die die Truppen übernehmen, und dem Marius übergeben ſollten.

Allein Sylla entfloh und kam eher als ſie im Lager an. Die Soldaten wurden über die Nachricht von der Begebenheit zu Rom ſo ergrimmt, daß ſie die abgeſchickten Oberſten zu Tode ſteinigten. Dagegen ließ Marius in Rom die Freunde des Sylla umbringen, und ihre Häuſer plündern. Es veränderten nun eine Menge Menſchen ihren Aufenthalt, viele flohen aus Rom ins Lager, viele aus dem Lager in die Stadt. Der Senat war ſeiner ſelbſt nicht mächtig, ſondern mußte den Befehlen des Marius und Sulpitius gehorchen. Er ſchickte auf erhaltene Nachricht, daß Sylla mit der Armee gegen Rom anrückte, zwey Prätoren, Brutus und Servilius, an ihn ab, mit dem Befehle, ſich der Stadt nicht weiter zu nähern. Die freye gebieteriſche Sprache,

die ſie gegen den Sylla führten, brachten die Soldaten ſo auf, daß ſie über ſie herfielen und ſie umbringen wollten. Sie zerbrachen ihnen ihre Faſces, riſſen ihnen ihre Purpurröcke vom Leibe, und ſchickten ſie mit den gröſten Beſchimpfungen nach Rom zurück. Hier kündigten ſie ſelbſt durch ihren traurigen Anblick und durch die erlittene ſchimpfliche Beraubung ihrer obrigkeitlichen Ehrenzeichen eine ſo heftige Empörung an, die nicht mehr abgewendet werden konnte.

Marius rüſtete ſich daher mit ſeiner Parthey zum Widerſtande. Sylla kam nebſt dem andern Conſul mit ſechs vollſtändigen Legionen von Nola gegen Rom an. Seine Truppen waren bereit, die Stadt ſogleich anzugreifen, er ſelbſt aber wankte in ſeinem Entſchluſſe, und furchte ſich vor der Gefahr dabey. Aber ſein Wahrſager, Poſtumius, der in dem Opfer, welches Sylla deswegen hielt, glückliche Vorbedeutungen fand, bat den Sylla mit ausgeſtreckten Händen, ſein Vorhaben auszuführen, und erbot ſich, ſo lange gebunden und gefangen zu ſeyn, bis er die Gegenparthey geſchlagen, und die härteſte Todesſtrafe auszuſtehen, wenn nicht alles ſehr bald einen glücklichen Ausgang gewänne. Es ſoll auch dem Sylla ſelbſt die Göttin, deren Dienſt die Römer von den Kappadociern erlernt hatten, und welche entweder die Luna oder Minerva, oder Bellona iſt, im Traume erſchienen ſeyn, und ihm einen Donnerkeil in die Hand gegeben haben, mit dem Befehle, ſeine Feinde, die ſie ihm alle nannte, damit niederzuſchlagen, und es kam ihm dabey vor, als wenn auch alle davon getroffen niederfielen und verſchwänden. Dieſe

Erſcheinung, die er den Tag darauf ſeinem Mitconſul erzehlte, machte ihm ſo viel Muth, daß er grade auf Rom anrückte.

Unterwegens kamen ihnen bey dem Flecken Pictà Abgeordnete aus der Stadt entgegen, welche ihn baten, Rom nicht ſogleich mit der Gewalt der Waffen anzugreifen, weil der Senat ſich entſchloſſen hätte, ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Er verſprach den Abgeordneten, ſich nicht der Stadt weiter zu nähern, ſondern da, wo er ſtand, ein Lager aufzuſchlagen, und befahl auch ſeinen Officieren, nach gewöhnlicher Art ein Lager abſtechen zu laſſen. Wie aber die Abgeordneten, die dieſem Verſprechen trauten, ſich wieder wegbegeben hatten, ſo ſchickte er ſogleich den Lucius Baſillus und Cajus Mummius mit einem Corps Truppen voraus gegen Rom, welche das Thor und die Mauer am äſquiliniſchen Hügel einnehmen ſollten. Er ſelbſt folgte mit der Armee ſchleunig nach. Baſillus eroberte zwar dieß Thor und drang in die Stadt ein, aber die Menge des Pöbels, die keine Waffen gleich hatte, ſtieg auf die Dächer, und warf ſo viele Steine und Ziegel auf ſeine Soldaten herab, daß ſie nicht weiter fortrücken konnten, und ſich wieder mußten an die Mauer zurückziehn. Unterdeſſen kam Sylla ſelbſt an. Er ſchrie ſeinen Truppen zu, da er ſahe was vorgieng, ſie ſollten die Häuſer in Brand ſtecken, gieng ſelbſt mit einer brennenden Fackel voran, und befahl ſeinen Schützen, angezündete Wurfſpieſſe auf die Dächer zu werfen. Die Leidenſchaft der Rache hatte ſich ſeiner ſo ſehr bemächtiget, daß er ohne Ueberlegung ſich ihr ganz überließ, bloß

auf ſeine Feinde ſah, und an ſeine Freunde und Anverwandten gar nicht dachte, und ohne die geringſte Schonung durch Flammen und Feuer, das die Unſchuldigen mit den Schuldigen traf, in die Stadt Rom drang. Marius wurde durch die einbrechende Gewalt bis an den Tempel der Erde getrieben: er ließ durch einen öffentlichen Ausruf allen Sclaven die Freyheit verſprechen, die für ihn die Waffen ergreifen würden, aber er wurde von der Macht der Feinde überwältigt, und entfloh aus der Stadt.

Sylla verſammelte den Senat, und verdammte den Marius mit einigen wenigen von ſeinem Anhange zum Tode, unter welchen der Tribun Sulpitius war, welcher von einem ungetreuen Sclaven verrathen und umgebracht wurde. Sylla ſchenkte dieſem Sclaven die Freyheit, ließ ihn aber in der Folge vom tarpejiſchen Felſen herabſtürtzen. Er ſetzte einen Preis auf des Marius Kopf, wobey er aber weder politiſch noch dankbar handelte, da er kurze Zeit vorher in dem Hauſe des Marius, in deſſen Gewalt geweſen war, und von ihm ſicher war entlaſſen worden, da doch Marius, wenn er den Sylla dem Sulpitius Preis gegeben, durch des Sylla Tod die Oberherrſchaft ſich geſichert hätte. Allein er ſchonte ihn, und wenige Tage darauf, da er in dem nämlichen Verhältniſſe gegen den Sylla war, erhielt er nicht gleiche Begegnung. Sylla zog ſich auch durch dieſes Verfahren das geheime Mißvergnügen des Senats, und einen Unwillen des Volks zu, der durch öffentliche Thathandlungen bewieſen wurde. Denn er ſchlug dem Nonius, ſeiner Schweſter Sohn, und

dem Servius, die er zu unterſtützen ſuchte, die conſulariſchen Aemter, um welche ſie ſich bewarben, auf eine ſchimpfliche Art ab, und ertheilte ſie ſolchen Perſonen, deren Erhöhung, wie man glaubte, dem Sylla mißfällig war. Er ſtellte ſich aber darüber vergnügt an, und gab vor, das römiſche Volk zeige nun, daß es durch ihn ſeine Freyheit wieder erhalten habe, und thun könne, was es wolle. Um den Haß des Volks zu beſänftigen, ernannte er auch einen von der Gegenparthey, Lucius Cinna, zum Conſul, nachdem er ſich von demſelben die höchſten eydlichen Verſicherungen hatte geben laſſen, daß er ihm in nichts entgegen ſeyn wollte. Cinna leiſtete auf dem Capitolium in Gegenwart vieler Menſchen deswegen einen Eydſchwur, wobey er einen Stein in der Hand hielt, und ſich verwünſchte, gleich dem Steine, den er aus der Hand herab auf die Erde warf, aus der Stadt geworfen zu werden, wenn er nicht gegen den Sylla Treue und Glauben hielte. Allein, ſobald er das Conſulat übernommen hatte, verſuchte er die bisherigen Staatsverordnungen zu verändern, und brachte auch einen von den Tribunen, Namens Virginius, dahin, daß er gegen den Sylla eine öffentliche Klage anbrachte. Sylla aber gieng, ohne auf die Klage und das Gericht darüber zu achten, gegen den Mithridates zu Felde.

Man erzehlt, daß um eben die Zeit, da Sylla mit ſeiner Flotte von Italien abſegelte, Mithridates, der ſich damals in Pergamus aufhielt, verſchiedene üble Vorbedeutungen gehabt habe, und unter andern die Siegesgöttin, welche mit einer Krone in einem Schauplatze durch Maſchinen auf den

Mithridates von oben herabgelaſſen wurde, eben als ſie mit der Krone ſein Haupt berühren wollen, zerbrochen, und nebſt der Krone in Stücken auf den Boden gefallen ſey, worüber das im Schauplatze verſammelte Volk erſchrocken, und Mithridates ſelbſt mißmüthig geworden ſey, ob ihm gleich damals noch alles über ſeine Erwartung glücklich von ſtatten gieng. Denn er hatte den Römern ihre aſiatiſchen Provinzen und den Königen von Bithynien und Kappadocien ihre Länder entriſſen, und hielt ſich damals in Pergamus auf, wo er ſeinen Freunden Reichthümer, Ländereyen und Herrſchaften austheilte. Von ſeinen beyden Söhnen regierte der eine in ungeſtörter Ruhe im Pontus und am Boſphorus, welches das Erbreich des Mithridates war, und ſich bis an die Wüſteneyen am mäotiſchen See erſtreckte. Der andre Prinz, Ariarathes, unterwarf ſich an der Spitze einer groſſen Armee Thracien und Macedonien. Die Feldherren des Mithridates eroberten mit beſondern Corps andere Oerter, und der vornehmſte von ihnen, Archelaus, behauptete mit ſeiner Flotte die Oberherrſchaft auf dem Meere, und hatte die cykladiſchen und andere um das Vorgebürge Malea herumliegenden Inſeln nebſt Euböa erobert.

Archelaus hatte von Athen aus bis nach Theſſalien alle Völkerſchaften Griechenlands den Römern entzogen, und nur bey Chäronea einigen Verluſt erlitten, wo ſich ihm Brutius Sura, der Legat des macedoniſchen Staathalters Sentius, ein Mann von vorzüglicher Klugheit und Herzhaftigkeit entgegenſtellte, und den reiſſenden Lauf ſeiner Eroberungen in Böotien aufhielt. Er ſchlug den Archelaus in dreyen Schlach-

ten bey Chäronea, und trieb ihn wieder auf ſeine Schife zurück. Aber er mußte auf erhaltenen Befehl vom Lucius Lucullus die Fortſetzung des Krieges dem Sylla, dem ſie vom römiſchen Senate aufgetragen war, zu überlaſſen, ſich aus Böotien wieder zurück zum Sentius ziehen, eben da ihm alles nach Wunſch von ſtatten gieng, und durch ſein gutes Betragen Griechenland zu einem Bündniſſe mit den Römern und Abfalle vom Mithridates geneigt war. Uebrigens waren dieß die vorzüglichſten Thaten, durch welche ſich Brutius Sura berühmt machte.

Die andern griechiſchen Städte unterwarfen ſich dem Sylla gleich bey ſeiner Ankunft in Griechenland durch Abgeordnete, und baten ihn um Beſatzung: nur Athen wurde durch den Ariſtion, der die Oberherrſchaft in der Stadt an ſich geriſſen hatte, gezwungen, der Parthey des Königs Mithridates ergeben zu bleiben. Sylla rückte mit ſeiner ganzen Kriegsmacht davor, ſchloß den Hafen Piräus ein, und brauchte alle nur mögliche Kriegsmaſchinen, und verſuchte alle mögliche Angriffe. Er hätte, wenn er nur einige Zeit hätte warten wollen, die obere Stadt ohne groſſe Gefahr einbekommen, weil ſie ſchon in die äuſſerſte Hungersnoth gerathen war, allein er wollte gern wieder bald nach Rom, weil er dort Staatsrevolutionen beſorgte, und er beſchleunigte daher den Krieg mit den gröſten Gefahren, vielen Gefechten, und ungeheuren Koſten. Er brauchte, auſſer der andern Munition und Geräthſchaften, bloß zu ſeinen Maſchinen täglich zehntauſend Mauleſel, die beſtändig in Arbeit waren. Da viele von dieſen Maſchinen theils durch die Laſten, die ſie

tragen mußten, theils durch das feindliche Feuer beſchädiget oder zerbrochen wurden, ſo fehlte es endlich am Holze, und Sylla mußte daher die geheiligten Hayne angreifen: er ließ auch in der Vorſtadt Akademia, wo ſehr viele Bäume ſtanden, und im Lyceum alle Bäume niederhauen. Um die groſſen Summen herbeyzuſchaffen, die zu dieſem Kriege erfodert wurden, ließ er die in den griechiſchen Tempeln niedergelegten Schätze wegnehmen, und ſo wurden aus Epidaurus und Olympia die ſchönſten und koſtbarſten Schätze zu ihm gebracht.

Er ſchrieb auch an die Amphiktyonen zu Delphos, daß er es für rathſam hielte, die daſigen Schätze des Apollo zu ihm zu ſenden, weil ſie bey ihm ſicher wären, und wenn er ſie brauchen ſollte, würde er ihren Werth vollkommen erſetzen. Er ſchickte in dieſer Abſicht einen ſeiner Freunde, Kaphis, einen Phocenſer, dahin, welcher ſich alles nach dem Gewichte abgewogen, ſollte überliefern laſſen. Kaphis machte ſich Bedenken, wie er zu Delphos angekommen war, die heiligen Schätze anzugreifen, und bedauerte bey dem vielfältigen Bitten der Amphiktyonen mit Thränen, daß er dazu gezwungen ſey. Da indeſſen einige vorgaben, daß ſie den Apollo im innerſten Tempel auf der Cither ſpielen hörten, ſo meldete dieſes Kaphis ſogleich dem Sylla, entweder weil er es wirklich glaubte, oder weil er dem Sylla eine abergläubiſche Furcht beybringen wollte. Allein Sylla ſpottete nur darüber, und ſchrieb dem Kaphis zurück, er wundre ſich, daß Kaphis nicht ſo viel verſtünde, daß das Spielen auf der Cither die Freude und nicht das Mißvergnügen des

Apollo anzeige, er ſolle alſo nur getroſt die Delphi-ſchen Schätze übernehmen, da der Gott ſie ihm ſelber mit Freuden gäbe. Die Schätze wurden insgeſammt heimlich dem Sylla überſchickt, ohne daß die Griechen ſie ſahen, das ſilberne Faß ausgenommen, welches noch von den Geſchenken der alten Könige übrig war. Weil dieſes wegen ſeiner Schwere und Gröſſe nicht fortgebracht werden konnte, mußten es die Amphiktyonen in Stücke ſchlagen.

Dieß Schickſal erinnerte ſie an den Titus Flamininus, Manius Aquilius und Aemilius Paulus, von denen der eine den Antiochus aus Griechenland getrieben, und die beyden andern die macedoniſchen Könige beſiegt hatten, die insgeſamt nicht nur die heiligen Oerter in Griechenland geſchont, ſondern ihnen noch dazu viel Ehrerbiethung erwieſen, und ſelbſt Geſchenke gegeben hatten. Allein dieſe Männer waren nach den Geſetzen zu Feldherren über Truppen geſetzt, welche gute Ordnung und genaue Diſciplin zu halten gelernt hatten, und ſie ſelbſt waren ihrer Denkungsart nach Könige, und ihrem Aufwande nach gemeine Bürger, begnügten ſich mit den mäßigen ihnen beſtimmten Einkünften, und hielten es für ſchändlicher, ihren Soldaten zu ſchmeicheln, als ſich vor den Feinden zu fürchten. Die Feldherren hingegen zu des Sylla Zeiten, welche ihre Stellen nicht durch Verdienſt ſondern durch Gewalt erhielten, und die ihre Waffen mehr wider ſich ſelbſt als wider die Feinde brauchten, wurden gezwungen den Soldaten zu ſchmeicheln. Sie erkauften durch das, was ſie den Soldaten zu ihrer Verſchwendung gaben, die Dienſte derſelben, ohne zu

bedenken, daß ſie dadurch ihr ganzes Vaterland feil machten, und Sklaven von ſchlechten Menſchen wurden, um über beſſere zu herrſchen. Auf ſolche Art wurde Marius aus Rom getrieben, und wieder gegen den Sylla nach Rom zurückgebracht: auf ſolche Art wurde Octavius vom Cinna, und Flaccus vom Fimbria ermordet. Sylla hatte zu dieſen Unordnungen die meiſte Gelegenheit gegeben, da er die Soldaten der gegenſeitigen Partheyen durch Beſtechungen auf ſeine Seite gebracht, und gegen die unter ſeinem Commando bis zur Verſchwendung freygebig geweſen war, wodurch er die andern Soldaten zur Verrätherey und die ſeinigen zur Ueppigkeit verführt hatte. Daher hatte er auch immer viel Geld nöthig, und beſonders bey der Belagerung von Athen.

Er hatte eine heftige unaufhaltbare Begierde dieſe Stadt einzunehmen, entweder aus Ehrgeitz wider den Schatten des alten Ruhms dieſer Stadt zu fechten, oder aus Rachſucht über die groben Verhöhnungen, mit welchen der Tyrann Ariſtion beſtändig von der Mauer herab ihn ſelbſt, und ſeine Gemahlin Metella beſchimpfte. Dieſer Ariſtion, der gleichſam aus Frechheit und Grauſamkeit zuſammengeſetzt war, vereinigte in ſich, wie in einem Zuſammenfluſſe, alle fehlerhaften Eigenſchaften des Mithridates. Er verſetzte die Stadt Athen, die ſich aus ſo vielen Kriegen, ſo vielen Tyranneyen und Empörungen gerettet hatte, gleichſam in eine tödtliche Krankheit, in die äuſſerſte Gefahr. Die Hungersnoth wurde ſo groß, daß ein Scheffel Korn tauſend Drachmen galt, und die Einwohner das

um das Schloß herum wachſende Mutterkraut aſſen, und das Leder von ihren Schuhen und Schläuchen kochten, da indeſſen Ariſtion täglich im Ueberfluſſe von Eſſen und Trinken lebte, und über die Feinde mit komiſcher Luſtbarkeit lachte und ſpottete. Er achtete nichts darauf, daß die heilige Lampe in dem Tempel der Minerva aus Mangel an Oel verlöſchte. Der Oberprieſterin, die ihn um ein halbes Maaß Korn bat, ſchickte er dafür Pfeffer. Die Senatoren und Prieſter, die ihn fußfällig baten, ſich der Stadt zu erbarmen, und mit dem Sylla zu capituliren, jagte er mit Pfeilen von ſich weg. Endlich wurde er zwar mit Mühe dahin gebracht, daß er zwey oder drey von ſeinen Trinkbrüdern mit Vorſchlägen an den Sylla ſandte, allein an die eigentliche Errettung der Stadt wurde dabey nicht gedacht, ſondern viele Prahlerey vom Theſeus und Eumolpus an bis auf die Siege gegen die Perſer vorgebracht, ſo daß Sylla zu den Abgeſandten ſagte: „Packt euch, ihr Narren, mit euren Reden nach Hauſe: ich bin nicht von den Römern nach Athen geſchickt, um die Redekunſt zu lernen, ſondern um die Empörer zu beſtrafen.“

Indeſſen ſollen einige Soldaten des Sylla etliche alte Athenienſer haben mit einander ſprechen und auf den Tyrannen ſchimpfen hören, daß er den Ort bey Heptakalchos an der Mauer, wo ein feindlicher Angriff ſo leicht ſey, und wo es den Feinden am erſten noch möglich ſey die Stadt zu erſteigen, nicht beſetzt habe. Die Soldaten benachrichtigten den Sylla von dieſem Geſpräche. Er hielt es ſei-

ner Aufmerkſamkeit werth, und beſahe in der Nacht den Ort, den er ſo fand, daß er leicht einzunehmen war, und ließ Sturm laufen. Marcus Tejus war, wie Sylla ſelbſt in ſeinen Nachrichten erzehlt, der erſte auf der Mauer, und behauptete, ohne zu weichen, ſeinen Platz, ob er gleich ſein Schwerdt durch einen heftigen Hieb auf den Helm eines Feindes zerbrochen hatte.

Die Stadt wurde alſo an dem Orte erſtiegen, wo es die vorerwähnten alten Athenienſer vermuthet hatten. Sylla ließ die Mauer zwiſchen den piräiſchen und heiligen Thore niederreiſſen, und drang um Mitternacht mit einem erſchrecklichen Lärmen unter dem Schalle vieler Trompeten und Hörner und dem ungeſtümen Feldgeſchrey ſeiner Soldaten in die Stadt. Sie nutzten die Freyheit zu plündern und zu tödten, liefen durch die Gaſſen mit gezogenen Schwerdtern, und richteten ein ſolches Blutbad an, daß man die Getödteten gar nicht zehlen konnte, ſondern ihre Menge nur nach dem Orte, bis wohin das Blut lief, beurtheilen kann. Denn ohne diejenigen zu rechnen, die in den andern Theilen der Stadt umgebracht wurden, war das Morden auf dem Markte ſo groß, daß das Blut den ganzen Ceramicus bis an Dipylon überſchwemmte, und, wie viele erzehlen, durch die Thore bis in die Vorſtadt ſtrömte. Und faſt eben ſo viele, als auf dieſe Art umkamen, tödteten ſich aus Jammer und Schmerz über ihr Vaterland, das ſie nun für ganz verloren hielten, ſelbſt. Denn die allgemeine Meynung, daß man vom Sylla weder Menſchenliebe noch Mäßigung erwarten könne, brachte auch die

rechtſchaffenſten Männer zur Verzweiflung. Allein die Fürbitten, welche theils Midias und Kalliphon, die von dem Tyrannen waren aus Athen vertrieben worden, fußfällig für die Erhaltung der Stadt thaten, und theils die damit verbundenen Fürbitten der römiſchen Senatoren, die ſich bey der Armee befanden, wirkten auf den Sylla ſo viel, daß er ſeine Rachſucht ſtillte, und, mit vielem Lobe der alten ehemaligen Athenienſer, ſich erklärte, er wolle viele um weniger willen, und die lebendigen wegen der verſtorbenen Athenienſer ſchonen. Er eroberte, wie er ſelbſt in ſeinen Nachrichten meldet, die Stadt Athen am erſten Merz, welcher Tag der erſte des Monats Antheſterion iſt, an welchem die Athenienſer mit vielen Ceremonien das Andenken jenes verderblichen Schadens begehen, der durch die groſſe Waſſerfluth zu eben der Jahrszeit angerichtet wurde.

Der Tyrann entfloh, da die Stadt erobert wurde, auf das Schloß, wovon Sylla dem Curio die Belagerung auftrug. Er hielt ſich eine gute Zeit, bis ihn der Mangel am Waſſer nöthigte, ſich zu ergeben. Die Götter erklärten ihren Beyfall darüber durch die beſondere Begebenheit, daß an eben dem Tage, und in der nämlichen Stunde, da Curio den Tyrann in die Stadt gefangen führte, ſich der Himmel mit Wolken bezog, und ein ſtarker Regenguß das Schloß mit Waſſer erfüllte. Kurze Zeit darauf eroberte Sylla auch den Piräus, und richtete darinnen die meiſten und herrlichſten Werke zu Grunde, unter denen auch das von Philo angelegte bewundernswürdige Arſenal war.

Inzwiſchen rückte der General des Mithridates, Taxiles, aus Thracien und Macedonien mit einer Kriegsmacht an, welche aus hunderttauſend Mann zu Fuß, zehntauſend Mann zu Pferde, und neunzig Sichelwagen beſtand. Er rief den Archelaus zur Hülfe. Dieſer lag mit ſeiner Flotte noch bey Munichion, und wollte weder ſeine Stellung auf dem Meere verlaſſen, noch ſich mit den Römern ſchlagen, ſondern der Krieg in die Länge ziehen, und die Zufuhr abſchneiden. Sylla war aber dabey ſcharfſichtiger als er, und zog aus den unfruchtbaren Gegenden, die nicht einmal im Frieden zur Unterhaltung der Einwohner hinreichend waren, nach Böotien. Einige glaubten zwar, er habe einen Fehler begangen, daß er das unebene und für die Reuterey unbequeme Attica verlaſſen, und ſich in die weiten Ebenen Böotiens gezogen hätte, da er doch gewußt, daß die Stärke der Feinde in ihrer Reuterey und den Sichelwagen beſtünde. Aber er wurde durch Mangel und Hunger genöthigt, wie ſchon gedacht, dieſe Gegenden zu verlaſſen, und eine Schlacht auf alle Fälle zu wagen. Zudem war er noch wegen des Schickſals des Hortenſius, eines tapfern und geſchickten Officiers, beſorgt, welcher ihm mit einem Corps Truppen aus Theſſalien zu Hülfe kam, und dem die Feinde in den Defileen auflauerten. Dieſe Umſtände bewogen den Sylla nach Böotien zu gehen. Indeſſen hintergieng Kaphis, ein Phoceuſer, die Feinde, und führte den Hortenſius auf andern Wegen über den Parnaß nach Tithora, welches damals zwar noch keine ſo groſſe Stadt war wie jetzt, aber ein feſtes Schloß auf einem ſteilen Felſen, in welches ſchon

ehedem die Phocenſer bey dem Einfalle des Xerxes geflüchtet, und da ſich erhalten hatten. Hier lagerte ſich Hortenſius, trieb den Tag über die Feinde, die ihn angriffen, zurück, und marſchirte des Nachts durch beſchwerliche Wege nach Patronis, wo ſich Sylla, der ihm entgegen gezogen war, mit ihm vereinigte.

Nach Vereinigung der Truppen beſetzten ſie eine Anhöhe mitten auf den eleatiſchen Feldern, die fruchtbar und mit Bäumen beſetzt war, an deren Fuſſe reichliches Waſſer floß. Sylla rühmt die Lage und Beſchaffenheit dieſes Hügels, der den Namen Philoböot führt, in ſeinen Nachrichten ungemein. Er lagerte ſich darauf, und zeigte dadurch den Feinden, die ſein Lager überſehen konnten, ſeine Schwäche, denn er hatte nicht mehr als funfzehnhundert Mann Reuterey, und nicht völlig funfzehntauſend Mann Fußvolk.

Die andern Generale drangen daher in den Archelaus, ſich mit den Römern zu ſchlagen. Sie ſtellten ihre Armee in Schlachtordnung, und erfüllten die ganze Ebene mit ihren Wagen, Pferden und Waffen. Die Luft konnte kaum das Lärmen und Geſchrey von ſo vielen Völkerſchaften, die ſich in Bewegung ſetzten, ertragen. Und die prächtigen und glänzenden Rüſtungen thaten auch ihre Wirkung, und ſetzten die Römer in Schrecken; denn die mit Gold und Silber koſtbar geſchmückten Waffen, und die Farben der mediſchen und ſcythiſchen Röcke, die durch den Schein des Erztes und Eiſens, der darauf fiel, noch heller glänzten, verurſachten, wenn die Armee ſich bewegte, einen blitzenden fürchterlichen Anblick. Die Römer blieben furchtſam hin-

ter ihrem Walle, und Sylla war nicht vermögend, ihnen auf irgend eine Art ihre Furcht zu benehmen. Da er ſie bey ihrer Beſtürzung nicht mit Gewalt zum Fechten treiben wollte, ſo verhielt er ſich ruhig, und ſetzte ſich ungern den Frechheiten und Hohngelächtern der Barbaren aus.

Aber eben dieß gereichte ihm nachher zum gröſten Vortheile. Die Feinde vernachläßigten aus Verachtung der Römer die gute Ordnung in ihrem Lager, ſie waren ohnehin, weil mehrere Generale commandirten, nicht zur Mannszucht geneigt, und nur wenige blieben im Lager. Die meiſten zerſtreuten ſich aus Begierde zu rauben und zu plündern viele Tagereiſen von der Hauptarmee weg, bey welchen Umſtänden auch, ohne den Befehl eines Generals, Panope zerſtört, und Lebadia nebſt dem Orakeltempel ausgeplündert wurde.

Sylla, der über die Frechheit, mit welcher vor ſeinen Augen die Städte zerſtört wurden, höchſtmißvergnügt war, ließ ſeine Soldaten nicht länger müſſig raſten, ſondern zwang ſie, den Fluß Kephiſus anderswohin zu leiten, und Graben zu machen, wobey er niemanden Muße ließ, und die Nachläſſigen unerbittlich beſtrafte. Seine Abſicht gieng dahin, daß die Truppen dieſer Arbeit möchten überdrüßig und dadurch geneigt werden, lieber zu fechten als zu graben. Er erreichte ſeinen Zweck. Am dritten Tage baten ſie den Sylla, der ihre Arbeiten beſahe, mit lautem Geſchrey, er ſolle ſie gegen die Feinde führen. Sylla antwortete ihnen, daß ſie nicht Luſt hätten zu fechten ſondern nur keine Luſt zu arbeiten, wenn ſie aber im Ernſt fechten wollten,

ſo ſollten ſie zu den Waffen greifen, und jenen Ort dort beſetzen. Er zeigte ihnen den Ort, wo vordem die Feſtung der Parapotamier geſtanden, jetzt aber nur, nach der Zerſtörung der Stadt, ein jäher felſigter Hügel war, der von dem Berge Edy=lion nur durch die Breite des Fluſſes Aſſus getrennt war, welcher unten am Fuſſe des Hügels in den Kephiſſus fällt, und dadurch einen ſo reiſſenden Lauf bekommt, daß er die Höhe zu einem feſten Lager=platze macht. Daher ſuchten auch die feindlichen Chalkaſpiden dieſe Höhe einzunehmen, und Sylla, der ihnen darinnen zuvorkommen wollte, erreichte durch die Bereitwilligkeit ſeiner Truppen ſeine Ab=ſicht, und beſetzte den Ort.

Da Archelaus ſich von dieſem vortheilhaften Poſten verdrängt ſahe, rückte er gegen Chäronea zu. Die Chäroneer, welche ſich bey dem Sylla befan=den, baten ihn, ihre Stadt nicht den Feinden Preis zu geben, und er ſchickte einen Oberſten Gabinius mit einer Legion dahin ab, entließ auch die Chäro=neer, die bey ihm waren. Sie eilten dem Gabi=nius zuvor zu kommen, aber der brave und eifrige Mann kam doch eher in Chäronea zur Errettung der Stadt an als ſie, die die Errettung nöthig hat=ten. Juba ſagt, daß nicht Gabinius, ſondern Eri=cius den Chäroneern zu Hülfe geſchickt worden ſey. Auf dieſe Art wurde noch unſere Vaterſtadt von ei=ner groſſen Gefahr befreyt.

Die Römer erhielten indeſſen von Lebadia und dem Orakel des Trophonius verſchiedene glückliche Weiſſagungen, die ihnen Siege verkündigten, wo=von noch die Leute dieſer Gegend viel zu erzehlen

wiſſen. Sylla ſelbſt erzehlte im zehnten Buche ſeiner Nachrichten, daß ein angeſehener römiſcher Kaufmann, der in Griechenland handelte, Quintius Titius, zu ihm gekommen, da er ſchon die Schlacht bey Chäronea gewonnen gehabt, und ihm verkündigt hätte, daß ihm das Orakel des Trophonius noch einen zweyten Sieg binnen kurzer Zeit bey eben dem Orte prophezeye. Ferner habe ihm einer ſeiner Soldaten, Namens Salvenius, von dieſem Gotte eine Weiſſagung wegen des Ausgangs ſeiner Angelegenheiten in Italien verkündiget. Beyde hätten gleiche Umſtände von dieſem Orakel erzehlt, daß ſie nämlich den Gott geſehen, der an Gröſſe und Schönheit dem olympiſchen Jupiter ähnlich geweſen.

Sylla gieng über den Aſſus bis an den Fuß des Berges Edylion, wo er ſich dem Archelaus gegen über lagerte, der ſich zwiſchen den Bergen Akontion und Edylion bey dem Orte Aßia ſtark verſchanzt hatte. Der Platz, wo er ſein Lager gehabt, führt noch jetzt den Namen Archelaus von ihm. Sylla blieb nur einen Tag in ſeiner Stellung, und ließ alsdenn den Murena mit einer Legion und zwey Eskadronen im Lager, um die Feinde zu beunruhigen, er ſelbſt aber gieng an den Fluß Kephiſus, wo er ein Opfer brachte, und darauf nach Chäronea zog. Hier übernahm er wieder das da befindliche Corps Truppen, und recognoſcirte einen gewiſſen Ort, den die Feinde vor ſeiner Ankunft beſetzt hatten, der den Namen Thurion hat. Es iſt der ſteile Gipfel eines ſpitzig zugehenden Berges, welcher Orthopagon heißt. Unten fließt der Bach Morion vorbey, und ſteht ein Tempel des Apollo Thurius, der von der Thuro,

der Mutter des Chårons, des angeblichen Stifters von Chåronea, dieſen Zunamen führt. Einige erzehlen, daß hier dem Kadmus die Kuh, die Apollo Pythius ihm zur Wegweiſerin gegeben, erſchienen ſey, und der Ort davon den Namen habe, weil Thor in der phöniciſchen Sprache eine Kuh bedeute.

Der Oberſte, den Sylla in die Stadt Chåronea gelegt, kam mit ſeinen Truppen ihm, als er ſich der Stadt nåherte, in voller Rüſtung entgegen, und überreichte ihm einen Lorbeerkranz. Indem Sylla noch ſeine Soldaten bewillkommete, und ſie ermunterte, ſich in der bevorſtehenden Schlacht tapfer zu halten, traten zwey Månner aus Chåronea, Homoloichus und Anaxidamus, zu ihm, und verſprachen, mit einer geringen Mannſchaft, die man ihnen geben ſollte, die Feinde von Turion zu vertreiben. Denn ſie wüßten, ſagten ſie, einen den Feinden unbekannten Fußſteig, der von dem Orte Petrochus her bey dem Muſentempel vorbey auf die höchſte Spitze von Thurion führte, wo ſie über den Köpfen der Feinde ſtehen, und ſie entweder mit Steinen todtwerfen, oder in die Ebene herabjagen könnten. Auf das gute Zeugniß des Gabinius von der Treue und Tapferkeit dieſer beyden Månner, ließ Sylla ſie den Verſuch machen. Er ſtellte indeſſen ſein Heer in Schlachtordnung, und die Reuterey an die beyde Flügel, wovon er ſelbſt den rechten commandirte, und den linken dem Murena übergab. Galba und Hortenſius, ſeine beyden Legaten, führten das Hintertreffen an, und ſtanden auf den Anhöhen, um zu verhüten, daß Sylla nicht konnte überflügelt werden, denn man hatte wahrgenom-

men, daß die Feinde ihre zahlreiche leichte Reuterey an die Flügel geſtellt hatten, um mit dieſen behenden Truppen durch eine weitere Ausdehnung und Wendung den Römern in die Flanke zu fallen.

Indeſſen waren die Chäroneer, die den Hirtius zum Anführer bekommen hatten, ohne von den Feinden bemerkt zu werden, auf Thurion herangekommen, und hatten die Feinde in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie auf der übereilten Flucht, die ſie ergriffen, meiſtens einander ſelbſt tödteten, weil ſie, ohne Stillſtand zu machen, den Berg herabſtürzten, und theils in ihre eigene Spieſſe fielen, theils einander im Drängen ſelbſt herabwarfen, indem die Römer von oben her in ihre Rücken haueten, ſo daß dreytauſend Feinde bey Turion umkamen. Ein Theil der Flüchtigen wurde vom Murena, der ſchon in Schlachtordnung ſtand, von den andern abgeſchnitten und getödtet, der andre drang mit ſolchem Ungeſtüm und Unordnung in ſeine eigene Truppen, die im Lager ſtanden, daß ſie größtentheils in Furcht und Verwirrung kamen, und die Generale hinderten, die Truppen zu formiren, welches ihnen den größten Schaden that.

Sylla führte ſogleich ſeine Truppen in aller Eile auf die in Unordnung befindlichen Feinde an, und durch die Geſchwindigkeit, mit welcher er den Zwiſchenraum zurücklegte, verhinderte er die Wirkung der Sichelwagen, welche erſt durch einen langen Lauf Stärke gewinnen, indem ſie im Fortrennen eine reiſſende Schnelligkeit bekommen, bey einem kurzen Laufe aber ohne große Wirkung ſind, wie Pfeile, die von einer ſchlaffen Sehne losge-

drückt werden. Dieß war damals der Fall. Die anfänglich langſam gehenden, und ganz ſchwach die Römer angreifenden Wagen wurden von ihnen mit Lärmen und Gelächter weggetrieben, und ſie verlangten ſpottweiſe, als wie auf den Schauplätzen der Rennſpiele zu Rom, neue Rennwagen.

Darauf geriethen die beyderſeitigen Fußvölker auf einander. Die Feinde ſuchten mit ihren vorgeſtreckten langen Lanzen in dicht geſchloſſener Reihe ihre Schlachtordnung zu behaupten: aber die Römer warfen zuerſt Wurfſpieſſe auf ſie, und zogen darauf die Schwerdter, mit welchen ſie die Lanzen wegſchlugen, und mit rauher Heftigkeit angriffen. Denn ſie ſahen, daß in der vorderſten Reihe funfzehntauſend Sklaven ſtanden, welche die königlichen Generale in den griechiſchen Städten unter öffentlich verſprochener Freyheit angeworben, und unter das Fußvolk in Dienſte genommen hatten. Daher ſagte auch ein römiſcher Hauptmann, ſo viel er wiſſe, hätten die Sklaven ja nur im Saturnalienfeſte Freyheit. Dieſe Reihen Sklaven, die ſehr hoch und dichte ſtanden, hielten ſich wider ihre Gewohnheit ſehr tapfer, und wurden mit Mühe durch die Pfeile und Schleuderſteine des zweyten römiſchen Treffens in Unordnung und zur Flucht gebracht.

Archelaus dehnte darauf ſeinen rechten Flügel aus, um die Römer zu überflügeln. Hortenſius ließ ſeine beyden Eskadronen in aller Eile auf ihn losgehen, um ihn in der Flanke anzugreifen, da ſich aber Archelaus ſchnell wandte, und mit ſeinen zweytauſend Reutern den Hortenſius angrif, ſo wurde dieſer von der Menge in die Enge getrieben, und

zog ſich wieder gegen die Berge, wodurch er ſich allmählig von der Armee trennte, und von den Feinden umringt wurde. Sylla aber rückte ſogleich, als er davon Nachricht bekam, von ſeinem rechten Flügel, der noch nicht zum Treffen gekommen war, ihm zu Hülfe. Archelaus, der aus dem vielen Staube vermuthete was vorgieng, wandte ſich vom Hortenſius weg gegen den rechten Flügel zu, den Sylla verlaſſen hatte, und den er alſo, da er ohne den Feldherrn war, leicht hoffte über den Haufen zu werfen.

Zugleich grif auch Taxilles mit den Chalkaſpiden den Murena an, wobey von beyden Seiten ein ſo entſetzliches Geſchrey erhoben wurde, daß die Gebürge ringsherum davon ertönten. Sylla war eine Zeitlang unſchlüßig, auf welche Seite er ſich wenden ſollte, endlich entſchloß er ſich, wieder nach ſeinen Flügel ſich zu begeben, und ſchickte dem Murena den Hortenſius mit vier Eskadronen zu Hülfe, er ſelbſt aber gieng mit der fünften zu ſeinem rechten Flügel, der ſchon dem Archelaus tapfern Widerſtand leiſtete, durch ſeine Ankunft aber neue Kräfte bekam, und die Feinde völlig in die Flucht ſchlug. Die in Verwirrung flüchtenden Feinde wurden bis an den Fluß und an den Berg Akontion verfolgt.

Sylla vergaß dabey nicht die Gefahr, in der ſich Murena befand. Er eilte ihm zu Hülfe zu kommen. Aber Murena hatte indeſſen auch ſchon geſiegt, und Sylla nahm nur an der Verfolgung der Feinde Antheil. Es wurden eine groſſe Menge auf der Ebene getödtet, noch mehr wurden vor dem Lager, in welches ſie fliehen wollten, niedergehauen. Nicht mehr

als zehntauſend Mann kamen von der ſo zahlreichen Armee in Chalcis an, Sylla hingegen vermißte, wie er ſelbſt erzehlt, bey ſeiner Armee nur vierzehn Mann, von denen noch gegen Abend ſich zwey wiederfanden.

Wegen dieſes unglaublich geringen Verluſts widmete er auch ſeine Trophäen dem Mars, der Siegesgöttin und der Venus, um anzuzeigen, daß er ſeinen Sieg eben ſo ſehr dem Glücke als der Klugheit und Tapferkeit zu verdanken habe. Ein Trophäum ließ er auf dem Schlachtfelde errichten, an dem Orte, wo zuerſt Archelaus gewichen war, und bis an den Fluß Molus ſich zurückgezogen hatte. Ein zweytes Trophäum wurde auf den Gipfel des Berges Thurion errichtet, wo die Feinde waren von hinten zu und an den Seiten angegriffen worden, und auf demſelben wurde in griechiſcher Sprache die Tapferkeit des Homoloihus und des Anaxidamus gerühmt. Das Siegesfeſt wegen dieſer Schlacht feyerte Sylla zu Theben, und zu den Luſtſpielen dabey ließ er einen Schauplatz bey dem Brunnen des Oedipus zurecht machen, zu Richtern bey Austheilung der Preiſe ließ er Griechen aus andern griechiſchen Städten kommen, weil er gegen die Thebaner einen unverſöhnlichen Haß hatte. Er nahm ihnen auch die Hälfte ihrer Ländereyen, und weihte ſie dem Apollo und Jupiter, von deren Einkünften die Götter diejenigen Gelder wieder bekommen ſollen, die er aus ihren Tempeln genommen hatte.

Bald darauf erfuhr Sylla, daß Flaccus von der Gegenparthey in Rom zum Conſul erwählt worden, und mit einer Armee über das joniſche Meer käme, dem Vorgeben nach gegen den Mithridates,

eigentlich aber gegen ihn zu Felde zu ziehn. Er rückte daher nach Theſſalien, um ihm entgegen zu gehen. Als er aber bey der Stadt Melitra angekommen war, liefen von allen Orten her Nachrichten ein, daß die Gegenden, die er verlaſſen, von einer eben ſo ſtarken königlichen Armee, als die vorige geweſen wäre, verwüſtet würden: Dorylaus war mit einer groſſen Flotte in Chalcis angekommen, und hatte achtzigtauſend Mann der beſten und geübteſten Soldaten von der Armee des Mithridates mitgebracht. Er war damit ſogleich nach Böotien marſchirt, und hatte dieſes Land eingenommen. Seine Abſicht war, den Sylla zu einer Schlacht zu bringen, zu welcher er groſſe Luſt hatte, ohne den Vorſtellungen, die Archelaus dagegen machte, Gehör zu geben, vielmehr breitete er von der vorigen Schlacht das Gerücht aus, daß ſo viele tauſende nicht ohne Verrätherey hätten umkommen können.

Sylla hingegen kehrte ſchnell wieder zurück, und zeigte dem Dorylaus auf vielfache Art, daß Archelaus ein einſichtsvoller Mann ſey, der die römiſche Tapferkeit kenne. Dorylaus wurde ſelbſt durch ein Scharmützel, welches bey Thilphoſion vorfiel, ſo umgeändert, daß er nun einer der erſten war, die es auf keine entſcheidende Schlacht wollten ankommen laſſen, ſondern durch die Koſten und die Zeit eines langwierigen Krieges den Sylla aufreiben wollten. Jedoch machte die bequeme Ebene bey Orchomen, wo beyde Heere gegen über ſich gelagert hatten, dem Archelaus einen neuen Muth, weil dieſe Gegend für ein Heer, das an Reuterey dem andern überlegen war, ſo viele Vortheile hatte. Unter allen

Ebenen in Böotien iſt dieſe die gröſte und weiteſte, die an die Stadt Orchomen ſtößt. Sie hat keine Bäume, und erſtreckt ſich bis an die Sümpfe, in welchen ſich der Fluß Melas verliert, der bey Orchomen entſpringt, und unter allen Flüſſen Griechenlands der einzige iſt, der gleich bey ſeinem Urſprunge Schife tragen kann. Er pflegt um die Zeit des längſten Tages herum, wie der Nil, anzuſchwellen, und hat auch Gewächſe, wie ſie der Nil hat, nur daß ſie keine Früchte tragen und nicht hoch wachſen. Er fließt nicht weit, ſondern der gröſte Theil dieſes Fluſſes verſchwindet ſehr bald in den Seen und Sümpfen, und nur ein kleiner Arm davon vereinigt ſich mit dem Kephiſſus an dem Orte, wo ſolches Rohr wächſt, aus dem man Flöten zu machen pflegt.

Nachdem die beyderſeitigen Heere ihr Lager gegen einander über genommen hatten, verhielt ſich Archelaus ganz ruhig, Sylla aber ließ von beyden Seiten Graben machen, damit er, wenn es möglich wäre, den Feinden die Vortheile der guten zur Reuterey bequemen Ebene nehmen, und ſie gegen die Sümpfe zu drängen könnte. Allein die Feinde wollten dieſes nicht zugeben, ſondern thaten einen ſo hitzigen harten Angrif, daß ſie nicht nur diejenigen, die an den Graben arbeiteten, ſondern auch die bewafneten Truppen, die zu ihrer Bedeckung da ſtanden, aus einander trieben, und ein groſſer Theil der Armee die Flucht nahm. Hier ſprang Sylla vom Pferde, ergrif eine Fahne, und drang mitten durch den blutigen Kampf gegen die Feinde, und ſchrie: Hier, Römer, iſt es rühmlich für mich, zu ſterben, ihr aber erinnert euch, wenn man euch künftig fra=

gen wird, wo ihr euern Feldherrn verrathen habt, daß es bey Orchomen geſchehen. Dieſe Anrede machte, daß die Soldaten ſich wieder gegen die Feinde wandten, und, da auch vom rechten Flügel zwey Eskadronen zu Hülfe kamen, ſo wurden die Feinde endlich zurückgeſchlagen. Sylla zog ſich etwas zurück, und ließ ſeine Truppen eſſen, worauf die Arbeit an den Graben von neuen vorgenommen wurde. Die Feinde rückten wieder aus, und griffen in beſſerer Ordnung an, als das erſtemal, in welchem Gefechte, Diogenes, der Stiefſohn des Archelaus, der ſich ſehr tapfer hielt, auf dem rechten Flügel ſein Leben verlor. Die feindlichen Schützen wurden durch die zu nahe andringenden Römer verhindert, ihre Bogen zu gebrauchen, ſie nahmen daher einen Haufen Pfeile zuſammen in die Hände, und ſchlugen damit, wie mit Degen, auf die Römer los. Endlich wurden ſie auch mit den übrigen Feinden in das Lager zurück getrieben, wo ſie wegen des erlittenen Verluſts und der vielen Verwundeten die Nacht ſehr übel zubrachten.

Den Tag darauf rückte Sylla wieder mit ſeiner Armee aus dem Lager, und ließ an den Graben fortarbeiten. Es waren eine Menge Feinde aus dem Lager gezogen, nicht in der Abſicht eine Schlacht zu liefern. *) Allein Sylla grif ſie an, und ſchlug ſie

*) Ich folge der gewöhnlichen Leſeart, ἐξελθόντας δὲ τοὺς πολλοὺς οὐχ ὡς ἐπὶ μάχην, συμβαλὼν τρέπεται, welche Reiske beybehalten und vertheidigt hat in Annot. pag. 895. Tom. III. und die auch der Zuſammenhang der Erzehlung zu erfodern ſcheint. Dacier hat in ſeiner Ueberſe-

ins Lager herein, in welches eine ſolche Verwirrung kam, daß Sylla es ſtürmte und eroberte. Das Morden war dabey ſo groß, daß die Sümpfe und Seen mit Blut und todten Körpern erfüllt wurden, und daß man noch heutiges Tages in dem Schlamme barbariſche Bogen, Helme, Stücke von eiſernen Panzern und Degen findet, da doch ſchon ſeit dieſer Schlacht beynahe zweyhundert Jahre verfloſſen ſind. — Dieß ſind die Umſtände, die man von den Schlachten bey Chäronea und Orchomen von den Schriftſtellern erzehlt findet.

Cinna und Carbo hatten indeſſen zu Rom gegen die vornehmſten Männer ſo groſſe Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verübt, daß ſehr viele, um der Tyranney zu entfliehen, ſich in das Lager des Sylla, als in einen ſichern Hafen, begaben, und in kurzer Zeit war bey ihm gleichſam ein ganzer römiſcher Senat. Seine Gemahlin Metella hatte ſich kaum mit ihren Kindern heimlich aus Rom retten können und brachte ihm die Nachricht, daß ſein Haus und ſeine Landgüter von den Feinden in Brand geſteckt wären. Sie bat ihn, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Indem er noch unſchlüßig war, da er ſein bedrängtes Vaterland nicht ohne Hülfe laſſen wollte, und doch auch ein ſo groſſes Werk, wie der mithridatiſche Krieg war, nicht gern unvollendet laſſen wollte, kam ein deliſcher Kaufmann, Namens Arche=

tzung ȣχ vor ὡς ἐπι μαχην weggenommen, und Herr Kind iſt ihm gefolgt, beyde ohne eine Autorität für dieſe Leſeart anzuführen. Eher wollte ich noch mit Moſes dü Soul πολεμιȣς anſtatt πολλȣς leſen.

laus, zu ihm, und meldete ihm, daß der königliche Feldherr Archelaus ſich Hoffnung mache, einen Frieden für ſeinen König zu Stande zu bringen, und deswegen mit dem Sylla eine geheime Unterredung zu halten wünſche. Sylla war über dieſen Antrag ſo vergnügt, daß er ſelbſt dem Feldherrn Archelaus entgegen eilte, um ſich mit ihm zu unterreden. Beyde Feldherren ſprachen einander bey Delium am Meere, wo der Tempel des Apollo ſteht.

Archelaus fieng zuerſt an zu reden, und bat den Sylla, daß er Aſien und Pontus verlaſſen und nach Rom ſegeln möchte, um dort den bürgerlichen Krieg zu endigen, er ſollte dazu von ſeinem Könige ſo viel Geld, Schiffe und Truppen bekommen, als er nur haben wollte. Sylla antwortete darauf, Archelaus ſollte den Mithridates verlaſſen, ihm die Flotte übergeben, und mit den Römern ein Bündniß machen, ſo ſollte er an des Mithridates Stelle König werden. Da Archelaus ſeinen Abſcheu vor einer ſolchen Verrätherey bezeugte, ſo ſagte Sylla zu ihm: Du, der du ein Kappadocier, und Sklave, oder wenn du lieber willſt, Freund eines barbariſchen Königs biſt, ſcheueſt dich, um eines ſo groſſen Glücks willen, etwas ſchändliches zu thun? und wagſt es doch mir, der ich ein römiſcher Feldherr, und Sylla bin, Verrätherey zuzumuthen? als wenn du nicht derjenige Archelaus wäreſt, der bey Chäronea mit einer Handvoll Volks, die von hundert und zwanzig tauſend Mann übrig blieb, davon floh, der ſich zwey Tage lang in den Sümpfen bey Orchomen verbarg, und Böotien mit Todten bedeckt hinterließ? Archelaus wurde durch dieſe Rede ſo ſehr beſtürzt, daß er den

Sylla fußfällig bat, den Krieg zu endigen, und mit dem Mithridates Friede zu machen. Sylla gab den Bitten Gehör, machte aber folgende Friedensbedingungen: Mithridates ſollte Aſien und Paphlagonien ganz verlaſſen, Bithynien dem Nikomedes, Kappadocien dem Ariobarzanes wieder einräumen, den Römern zweytauſend Talente zahlen, *) und ihnen ſiebzig völlig ausgerüſtete Schife geben, dagegen wollte Sylla dem Mithridates Sicherheit für den Beſitz ſeines übrigen Reichs leiſten, und ihn zu einem römiſchen Bundesgenoſſen annehmen.

Nach dieſen vorgeſchlagenen Friedensbedingungen zog Sylla durch Theſſalien und Macedonien nach dem Helleſpont, und hatte den Archelaus beſtändig bey ſich, dem er viele Ehre erwies, auch, da er zu Lariſſa gefährlich krank wurde, dort blieb, und für ihn wie für einen ſeiner Generale Sorgfalt trug. Dieſes, und der Umſtand, daß Sylla die andern Freunde des Mithridates, die er in ſeiner Gefangenſchaft hatte, in Freyheit ſetzte, und den einzigen Ariſtion, den Tyrann zu Athen, der des Archelaus Feind war, mit Gifte hinrichten ließ, verurſachte das Gerücht, daß Sylla die Schlacht bey Chäronea nicht ohne Verrätherey gewonnen habe. Dieſes Gerücht wurde dadurch beſtätigt, daß Sylla dem Archelaus, einem Kappadocier, zehntauſend Morgen **)

*) Zwey Millionen Thaler.

**) Dieß ſcheint zu viel, um nicht einen Fehler im Text dabey zu vermuthen, wenn ſich nicht anders Plutarch ſelbſt verſehen hat. Daß πλεθρον beym Plutarch einen Morgen Landes bedeutet, iſt aus andern Stellen, und beſonders einer im Leben des Camillus, klar genug.

Landes in Euböa ſchenkte, und ihn für einen Freund und Bundesgenoſſen der Römer erklärte. Sylla widerlegt dieſen Vorwurf ſelbſt in ſeinen Nachrichten.

Mithridates ließ durch Abgeſandte dem Sylla erklären, daß er mit den andern Friedensbedingungen zufrieden ſey, auſſer daß er Paphlagonien nicht verlieren, und nicht die verlangten Schife den Römern geben könnte. Sylla wurde darüber ſo aufgebracht, daß er im vollen Zorne antwortete: Was ſagt ihr? Mithridates macht Anſpruch auf Paphlagonien, und verweigert mir die verlangten Schife, er, der mir noch kniend danken ſollte, wenn ich ihm ſeine rechte Hand lieſſe, mit welcher er ſo viele Römer umgebracht hat? Er wird bald eine andre Sprache führen, wenn ich nach Aſien überſchifen werde. Er mag jetzt immer in Pergamus ſich über einen Krieg berathſchlagen, den er nicht geſehen hat. Die Geſandten wurden ſo furchtſam, daß ſie nichts darauf antworteten. Aber Archelaus ergrif den Sylla bey der Hand, und bat ihn ſo lange mit Thränen, bis er ſeinen Zorn beſänftigt hatte. Er brachte es auch endlich dahin, daß ihn Sylla zum Mithridates ſelbſt ſchickte, er verſicherte dabey, daß er entweder einen Frieden, wie ihn Sylla wünſche, zu Stande bringen, oder ſich ſelbſt umbringen wolle.

Indem Archelaus ſich zum Mithridates begab, fiel Sylla in Medica ein, verwüſtete die Provinz, und gieng darauf wieder nach Macedonien zurück, wo er bey Philippi den Archelaus antraf, welcher ihm die Nachricht brachte, daß alles gut gienge, und Mithridates ſelbſt eine Unterredung mit dem Sylla verlange. Daran war vorzüglich Fimbria

Schuld, welcher den Conſul von der Gegenparthey, den Flaccus, umgebracht, die Feldherren des Mithridates überwunden hatte, und nun auf den Mithridates ſelbſt losgieng. Aus Furcht davor entſchloß ſich Mithridates mit dem Sylla einen Frieden einzugehen.

Sie kamen beyde zu Dardanum, einer Stadt in Trojas, zuſammen. Mithridates hatte eine Flotte von zweyhundert Schifen, zwanzigtauſend Mann zu Fuſſe, ſechstauſend zu Pferde, und eine Menge Sichelwagen bey ſich, Sylla kam nur mit vier Cohorten (Bataillonen) Fußvolk, und zweyhundert Mann zu Pferde an. Als ihm Mithridates entgegen kam, und die Hand reichte, fragte ihn Sylla ſogleich, ob er auf die Bedingungen, die ihm Archelaus vorgeſchlagen, wollte Friede machen? Der König ſchwieg. Sylla fuhr fort: Ueberwundene müſſen eigentlich zuerſt reden, und für die Sieger iſt es genug, wenn ſie ſchweigen. Darauf fieng Mithridates eine lange Rechtfertigung an, und bemühte ſich die Schuld des Krieges theils auf die Götter, theils auf die Römer ſelbſt zu ſchieben; aber Sylla fiel ihm ins Wort: Ich habe es längſt von andern gehört, ſagte er, und ſehe es jetzt ſelbſt, daß Mithridates ein vortreflicher Redner iſt, da es ihm bey ſo ſchlechten und widerrechtlichen Handlungen, die er begangen, nicht an ſcheinbaren Gründen fehlt, ſich zu vertheidigen. Hierauf hielt er ihm mit bittern Vorwürfen alle ſeine Vergehungen gegen die Römer vor, und fragte ihn nochmals: ob er die Vorſchläge des Archelaus annehmen wolle? Mithridates entſchloß ſich endlich, alle Bedingungen einzugehen, worauf Sylla ihn um-

armte und küßte, und die beyden Könige Ariobarzanes und Nikomedes mit ihm ausſöhnte.

Mithridates übergab alſo dem Sylla ſiebzig Schiffe, und fünfhundert Schützen, und ſegelte nach Pontus zurück. Sylla aber bemerkte, daß ſeine Truppen über dieſen Frieden mißvergnügt waren, weil ſie es für unbillig hielten, daß der ärgſte Feind der Römer, der an einem Tage hatte hundert und funfzigtauſend Römer hinrichten laſſen, mit einer ſo reichen Beute aus Aſien zurückſegelte, welches er vier Jahre hindurch verwüſtet und geplündert hatte. Er rechtfertigte ſich aber bey ſeinen Truppen damit, daß er nicht im Stande geweſen wäre, mit dem Mithridates und Fimbria zugleich, wenn ſie ſich vereinigt hätten, Krieg zu führen.

Er zog gegen den Fimbria, der bey Thyatira ſich gelagert hatte, und verſchanzte ſich nahe gegen ihn über. Die Soldaten des Fimbria giengen unbewafnet in bloſſen Röcken aus ihrem Lager in des Sylla ſeines, bewillkommneten ihre Landsleute, und halfen ihnen fleißig an den Wällen arbeiten. Dieſe ſchnelle Veränderung der Geſinnung ſeiner Truppen, und die Furcht vor den Sylla, den er für einen unverſöhnlichen Feind hielt, brachten den Fimbria dahin, daß er ſich ſelbſt in ſeinem Lager umbrachte.

Sylla trieb von Aſien überhaupt zwanzigtauſend Talente *) Contribution ein, und nahm noch auſſerdem die Einwohner ſehr mit, da er den Soldaten, die er bey ihnen ins Quartier legte, alle Frechheit und

*) 20 Millionen Thaler.

und allen Uebermuth *) geſtattete. Jeder Wirth mußte auch dem Soldaten, der bey ihm in Quartier lag, täglich ſechzehn Drachmen, **) und ihm und ſeinen Freunden, ſo viel er deren mitbringen wollte, hinreichend zu eſſen geben. Ein Hauptmann mußte täglich funfzig Drachmen***) bekommen, und zwey Kleider, eines im Hauſe anzuziehen, und ein andres zum Ausgehen.

Er ſchifte mit ſeiner ganzen Flotte von Epheſus nach dem Piräeus ab, wo er am dritten Tage anlangte. Er ließ ſich in die Geheimniſſe der Ceres einweihn, und nahm die Bibliothek des Apelliko von Tejos zu ſich, in der ſich die meiſten Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtus befanden, die damals noch nicht eben vielen bekannt waren. Sie wurden nach Rom gebracht, wo der Sprachlehrer Tyrannion vieles in dieſen Schriften verbeſſerte und berichtigte, ****) wovon Andronicus aus Rhodus die Abſchriften erhielt, und ſie hernach mit den Ueberſchriften, die ſie jetzt noch haben, herausgab. Die ältern Peripatetiker ſcheinen zwar an ſich geſchickte und gelehrte Leute geweſen zu ſeyn, aber die Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtus nicht genau gekannt zu haben, weil die Erbſchaft des Nileus von Skepſis, welcher dieſe Schriften vom Theophraſtus

*) πολυωρία, nach der Leſeart des Moſes dü Soul. Die gemeine Leſeart iſt πολιορκία.

**) 2 Thaler.

***) Sechs Thaler 6 ggr.

****) ἐπιδιασκευάσασθαι. Moſes du Soul. nicht ἐνσκευάσασθαι, wie die gemeine Leſeart hat.

geerbt hatte, in die Hände ſchlechter unwiſſender Leute gekommen war.

Sylla bekam während ſeines Aufenthalts zu Athen einen Zufall an den Füſſen, daß ſie ihm ſchmerzten, und immer einſchliefen, welches Strabo das ſtockende Podagra nennt. Er begab ſich deswegen in die warmen Bäder bey Aedepſus, wo er ſich erholte, und ſeine Zeit mit Pantomimenſpielern und dergleichen Künſtlern zubrachte. Als er da einsmals am Meere ſpazieren gieng, brachten ihm ein paar Fiſcher einige ſehr ſchöne Fiſche zum Geſchenk, worüber er ſich ſehr freute. Er fragte die Leute, wo ſie her wären? und da er hörte, ſie wären aus Alåa, ſagte er: Alſo lebt noch jemand von den Alåern? denn er hatte bey der Verfolgung der Feinde nach der Schlacht bey Orchomen die drey böotiſchen Städte, Anthedon, Larymna und Alåa, gänzlich zerſtört. Die Fiſcher erſchracken ſo ſehr darüber, daß ſie ganz verſtummten, aber Sylla ſagte lächelnd zu ihnen, ſie ſollten getroſt weggehen, da ſie mit ſo guten und nicht zu verachtenden Fürſprechern zu ihm gekommen wären. Die Alåer bekamen dadurch, wie man erzehlt, ſo guten Muth, daß ſie wieder in ihre Vaterſtadt zurückkehrten.

Sylla zog durch Theſſalien und Macedonien gegen das Meer zu, und machte ſich gefaßt, mit tauſend zweyhundert Schifen von Dyrrhachium nach Brunduſium überzuſegeln. Bey der Stadt Apollonia, die da in der Nähe liegt, iſt ein heiliger Platz, Nymphäum, neben welchem in grünen Thälern und

Wieſen beſtändig Feuerquellen flieſſen.*) Hier fand man einen ſchlafenden Satyr, der eben ſo ausſah, wie die Bildhauer und Mahler die Waldgötter vorſtellen, und brachten ihn zum Sylla. Dieſer ließ ihn in verſchiedenen Sprachen befragen, wer er wäre? da er aber keine vernehmliche Stimme, ſondern mit Mühe endlich einen unarticulirten Ton, der dem Wiehern eines Pferdes und dem Möckern eines Bockes gleich war, aus ihm herausbrachte, ſo entſetzte er ſich vor ihm, und ließ das Ungeheuer wieder wegſchaffen.

Er beſorgte bey ſeiner Abfahrt nach Italien, daß ſeine Truppen, wenn ſie dahin kämen, ihn verlaſſen und ſich zerſtreuen möchten, daher ſie ſich gegen ihn eydlich verbanden, daß ſie bey ihm redlich aushalten, und in Italien keine Unordnung begehen wollten. Sie thaten noch mehr. Weil ſie ſahen, daß er viel Geld brauchte, ſo legten ſie nach ihrem Vermögen von ihrem Gelde zuſammen, und brachten es ihm zum Geſchenke. Allein er nahm dieſes Opfer nicht an, ſondern lobte ihren guten Willen, und ermunterte ſie, ſich brav zu halten.

Er fand, wie er ſelbſt in ſeinen Nachrichten ſagt, funfzehn feindliche Generale, die eine Kriegsmacht von vierhundert und funfzig Cohorten beyſammen hatten, ſich entgegen geſtellt. Aber er bekam

*) Nämlich unten an einem Felſen in dieſem Thale, welches voller harziger Materie ſeyn ſoll, wie Strabo bemerkt, der dieſen Ort umſtändlich beſchreibt Libr. VII. p. 316. wie auch Aelian. Var. Hiſtor. Libr. XIII. cap. 16. pag. 818. Ed. Perizon.

auch die glücklichſten und ſicherſten Vorbedeutungen. Denn man fand in dem Opferthiere, welches er gleich nach ſeiner Landung zu Tarent opferte, die Leber wie einen Lorbeerkranz geſtaltet mit zwey daran hängenden Bändern. Man ſah auch kurz vor ſeiner Abfahrt über dem Berge Hephäum in Campanien zwey Böcke mit einander kämpfen, und ein ordentlich Gefecht mit allen dabey gewöhnlichen Dingen halten. Das war aber wohl eine bloſſe Lufterſcheinung, die ſich allmählig in die Höhe erhob, hernach in der Luft ausbreitete, und zuletzt, wie dergleichen Luftbilder thun, wieder verſchwand. An eben dieſem Orte ſchlug kurze Zeit darauf Sylla den jungen Marius und den Conſul Norbanus, die mit einer ſtarken Armee gegen ihn angerückt waren, und zwar ehe er ſeine Truppen noch in Schlachtordnung geſtellt hatte, welche einen ſolchen allgemeinen Eifer bewieſen, daß ſie einen verwegenen hitzigen Angrif thaten, ſiebentauſend Feinde tödteten, und den Conſul Norbanus nach Capua trieben. Dieſer erſte Sieg war, wie Sylla ſelbſt ſagt, Urſache, daß ſich ſeine Truppen nicht zerſtreueten, ſondern bey ihm aushielten, und die Feinde, die weit ſtärker waren, wie ſie, geringſchätzten. Er erzehlt auch, daß zu Silvium der Sklave eines gewiſſen Pontius zu ihm gekommen, ſich für einen göttlichen Bothen ausgegeben, und ihn verſichert habe, daß die Bellona ihm den beſten Erfolg ſeiner Waffen und Sieg verkündigen lieſſe, wenn er aber nicht eilte, ſo würde das Capitolium in Brand geſteckt werden, welches auch an demſelbigen Tage geſchehen ſey, da ihm dieſer Menſch es vorher ver-

kündigt hätte. Es geſchah dieſes am ſechſten Tage des Monats Quintilis, welcher jetzt Julius heißt.

Einer von den Generalen des Sylla, Marcus Lucullus, ſtieß bey Fidentia mit ſechzehn Cohorten auf ein feindliches Heer, welches funfzig Cohorten ſtark war. Ob er ſich gleich auf den Eifer ſeiner Truppen verließ, ſo hatte er doch Bedenken mit dem Feinde zu ſchlagen, weil ſehr viele noch nicht gehörig bewafnet waren. Indem er noch überlegt, was er thun ſoll, weht ein ſanfter Wind von der nahe dabey gelegenen Wieſe eine Menge Blumen auf ſeine Soldaten, welche auf ihren Schilden und Helmen liegen blieben, ſo daß es den Feinden ſcheint, als wenn ſie ſich mit Blumen geſchmückt hätten. Sie werden dadurch muthig, greifen die Feinde an, ſchlagen ſie, tödten über achtzehntauſend Mann, und erobern das Lager. Dieſer Lucullus war ein Bruder desjenigen, der nachher den Mithridates und Tigranes überwand.

Sylla, der ſich noch immer mit vielen feindlichen Lagern und groſſen Heeren allenthalben umgeben ſah, verband mit der Macht, die er hatte, auch Liſt, *) und trug dem einen Conſul, dem Scipio, Friedensvorſchläge an. Dieſer ließ ſich auch dazu geneigt finden. Es wurden verſchiedene Zuſammenkünfte und Unterredungen deswegen gehalten, aber Sylla fand immer Vorwand, die Endigung der Sache zu verzögern. Indeſſen verführten ſeine Soldaten, die im Betruge und Ränken ſo gut wie ihr Feld=

*) ἥπτετο πρὸς τῇ δυνάμει καὶ δὴ ἀπατης; nach der Reiskeſchen Leſeart.

herr geübt waren, die Soldaten des Scipio. Sie giengen in das feindliche Lager, machten sich mit den Truppen bekannter, und machten sie theils gerade zu durch Geld, theils durch Versprechungen, oder Schmeicheleyen und Zureden vom Scipio abſpänſtig. Als endlich Sylla mit zwanzig Cohorten anrückte, so grüßten die beyderseitigen Truppen einander ganz freundſchaftlich, Scipio wurde von allen verlaſſen, und in ſeinem Zelte gefangen genommen, aber wieder losgelaſſen. Sylla fieng alſo mit zwanzig Cohorten wie mit Lockvögeln vierzig feindliche Cohorten, und führte ſie in ſein Lager. Daher ſoll Carbo geſagt haben: Er habe mit einem Fuchſe und einem Löwen zugleich, die beyde im Sylla ſteckten, Krieg zu führen, und er fürchte ſich vor dem Fuchſe mehr als vor dem Löwen.

Hierauf bot Marius, der eine Armee von fünf und achtzig Cohorten beyſammen hatte, dem Sylla bey Signium eine Schlacht an. Sylla war auch ſehr bereit, an demſelbigen Tage ihm eine Schlacht zu liefern, weil er einen Traum gehabt hatte, in welchem es ihm vorgekommen, als wenn der alte Marius, der ſchon längſt geſtorben war, ſeinen Sohn, den jungen Marius, warnte, ſich vor dem folgenden Tage zu hüten, der ihm ein groſſes Unglück bringen könnte. Dieſer Traum machte ihm Muth zu einer Schlacht, und er ſchickte daher dem Dolabella, der in einer weiten Entfernung von ihm ein Lager bezogen hatte, Befehl zu, ſich mit ihm zu vereinigen. Die Feinde aber widerſetzten ſich dem Marſche, und hatten die Wege verſperrt. Die Truppen des Sylla, die dem Dolabella entgegen zogen, muß=

ten währendem Marſche fechten, und wurden dadurch ſehr abgemattet, da zumal noch ein ſtarker Regen einfiel, der ihnen groſſe Beſchwerlichkeit verurſachte. Die Officiere des Sylla baten ihn daher, die Schlacht aufzuſchieben, und zeigten ihm, wie abgemattet die Soldaten waren, die ſich, um etwas auszuruhen, auf ihre Schilde gelehnt hatten. Sehr ungern gab Sylla den Vorſtellungen endlich Gehör, und Befehl ein Lager abzuſtechen.

Indem ſeine Truppen aber eben anfiengen am Walle und Graben vor dem Lager zu arbeiten, ſtürmte Marius an der Spitze ſeiner Armee mit ungeſtümer Frechheit auf den Sylla los, und hoffte deſſen Armee in der Unordnung und Verwirrung, in der ſie waren, bald zu zerſtreuen. Nun wurde das Traumgeſicht, welches Sylla gehabt hatte, erfüllt. Seine Truppen geriethen in Wuth, lieſſen ihre Arbeit fahren, ſteckten ihre Spieſſe auf den Wall, und griffen mit dem Degen in der Fauſt unter dem heftigſten Feldgeſchrey die Feinde an, welche nicht lange Widerſtand thaten, und mit vielem Verluſte die Flucht nahmen. Marius floh nach Präneſte, wo er ſchon die Thore verſchloſſen fand, und durch ein herabgelaſſenes Seil an der Mauer heraufgezogen wurde.

Einige Schriftſteller, unter andern Feneſtella, erzehlen, Marius habe dieſe Schlacht gar nicht geſehen, ſondern habe ſich aus Ermüdung wegen der vielen Strapazen eben an einen ſchattigten Ort niedergelegt gehabt, und geſchlafen, da das Zeichen zum Angrif gegeben worden, und ſey nachher mit Mühe aufgeweckt worden, da ſein Heer ſchon auf der Flucht geweſen wäre. In dieſer Schlacht ſoll Sylla, wie

man erzehlt, nur drey und zwanzig Mann verloren, und von den Feinden zwanzigtauſend getödtet, und achttauſend gefangen bekommen haben. Gleiches Glück hatten die Feldherren des Sylla, Pompejus, Craſſus, Metellus, Servilius: ſie beſiegten alle mit geringem Verluſte die größten feindlichen Heere, ſo daß auch endlich Carbo, die vornehmſte Stütze der Gegenparthey, bey der Nacht ſeine Armee verließ, und nach Afrika übergieng.

Den letzten Kampf hatte Sylla noch mit dem Teleſinus, einem Samniter, der wie ein friſcher Fechter den ſchon lange kämpfenden Sylla angrif, und ihn vor den Thoren von Rom beynahe noch niedergeworfen hätte. Er hatte mit dem Lamponius, einem Lucaner, ein beträchtliches Heer zuſammengebracht, womit er eilte, den Marius, der zu Pràneſte belagert wurde, zu entſetzen. Da er aber gewahr wurde, daß Sylla von vorne und Pompejus von hinten zu auf ihn losmarſchirten, und er alſo von beyden Seiten gedrängt war, ſo brach er, als ein geſchickter kluger General, mit der Armee des Nachts auf, und marſchirte gerade auf Rom zu. Er hätte die Stadt, die ohne Beſatzung war, beynahe eingenommen. Er blieb aber zehn Stadien von dem colliniſchen Thore die Nacht über vor der Stadt ſtehen, voll Hoffnung und Stolz, daß er ſo groſſe Feldherren hintergangen hatte.

Mit Anbruche des Tages rückten ihm eine Menge von den vornehmſten jungen Rittern in Rom entgegen, unter welchen auch Appius Claudius war, ein Mann von vornehmer Geburt und vieler Herzhaftigkeit, welche insgeſammt niedergehauen wurden.

Die ganze Stadt wurde voller Tumult und Beſtürzung, die Weiber liefen durch die Gaſſen, und ſchrien, als wenn die Stadt ſchon mit Sturm eingenommen würde. Indeſſen kam Balbus zuerſt von der Armee des Sylla mit ſiebenhundert Reutern angeſprengt, und grif, nachdem die Pferde ſich nur etwas verſchnaubt hatten, die Feinde mit verhängten Zügel an. Währendem Scharmützel kam Sylla ſelbſt an, und ſtellte ſeine Vordertruppen, ſobald ſie ſich ein wenig erholt und gegeſſen hatten, in Schlachtordnung. Dolabella und Torquatus baten ihn ſehr, er möchte mit der Schlacht doch verziehen, und nicht mit ſeinem abgematteten Heere ſich in eine ſo groſſe Gefahr einlaſſen, denn er hätte jetzt nicht mit einem Carbo oder Marius, ſondern mit den Samnitern und Lucanern zu fechten, die der Römer heftige Feinde und ſehr kriegeriſch wären. Aber er verwarf alle Vorſtellungen, und befahl zum Angriffe zu blaſen, ob es gleich ſchon die zehnte Stunde des Tages war.

In dieſer Schlacht, die härter war als alle vorhergehenden, ſiegte der rechte Flügel, den Craſſus commandirte, aber der linke kam ſehr ins Gedränge. Sylla eilte ihm zu Hülfe, wurde aber an dem weiſſen, muthigen und ſchnellen Pferde, welches er ritte, erkannt, und zwey Feinde warfen Wurfſpieſſe nach ihm ab. Er ſelbſt wurde es nicht gewahr, aber ſein Reitknecht, der dem Pferde ſogleich einen Hieb mit der Peitſche gab, daß es einen Sprung that, und die Wurfſpieſſe dem Pferde durch den Schwanz und in die Erde fuhren. Man erzehlt, daß Sylla ein kleines goldenes Bild des Apollo von Delphos immer in den Schlachten in dem Buſen getragen, und in

dieſem Treffen es mit dieſen Worten geküßt habe: O Apollo Pythius, haſt du den glücklichen Cornelius Sylla, den du in ſo vielen Schlachten ſo berühmt und groß gemacht haſt, an die Thore ſeiner Vaterſtadt gebracht, damit er hier nebſt ſeinen Mitbürgern auf die ſchimpflichſte Art umkommen ſolle!

Nach dieſem Gebete wandte ſich Sylla wieder zu ſeinen Soldaten, und bat, und drohte, und that alles mögliche, ihren Muth zu ſtärken. Aber umſonſt. Der linke Flügel wurde endlich über den Haufen geworfen, und Sylla ſelbſt mit den Flüchtigen zurückgetrieben. Er floh mit einem groſſen Verluſte ſeiner Freunde und Vertrauten in ſein Lager. Es wurden auch viele aus Rom, die herausgekommen waren, um der Schlacht zuzuſehn, niedergehauen und zertreten. Man glaubte, daß nunmehr Rom verloren wäre, und Marius, der zu Präneſte belagert war, im kurzen würde befreyt ſeyn. Viele Flüchtige von der Armee des Sylla liefen in das Lager vor Präneſte, und riethen dem Lucretius Ofella, der die Belagerung commandirte, ſie ſchleunig aufzuheben, weil Sylla umgekommen, und Rom von den Feinden eingenommen ſey.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als Leute vom Craſſus im Lager des Sylla ankamen, und für ihn und ſeine Truppen Lebensmittel verlangten. Er hatte die Feinde geſchlagen, bis nach Antemna verfolgt, und dort ſich gelagert. Mit dieſer Nachricht erfuhr Sylla zugleich, daß der gröſte Theil der Feinde getödtet wäre. Er kam mit Anbruch des Tages ſelbſt nach Antemna. Dreytauſend Mann von den feindlichen Truppen lieſſen ihn um Pardon bitten,

und er verſprach ihnen denſelben mit der Bedingung, daß ſie auf dem Marſche zu ihm den Truppen ihrer eigenen Parthey Schaden zufügten. Sie trauten dem Verſprechen, griffen die andern von der Schlacht übrig gebliebenen Truppen an, und metzelten ſich untereinander ſelbſt nieder. Aber Sylla ließ ſowohl dieſe als die andern übrigen Truppen, deren Anzahl ſich auf ſechstauſend belief, auf der Rehnbahn zu Rom einſchlieſſen, und ließ die Senatoren in den Tempel der Bellona zuſammenkommen. Indem er an die Verſammlung eine Rede hielt, hieben ſeine Soldaten befohlnermaſſen die ſechstauſend Gefangene insgeſammt nieder. Das Geſchrey ſo vieler tauſend Menſchen, die in einem ſo engen Platze niedergemetzelt wurden, drang in die Verſammlung der Senatoren, und erfüllte ſie mit Schrecken. Sylla aber fuhr mit der geſetzten Miene, mit der er angefangen hatte zu reden, unverändert fort, und ſagte den Senatoren, ſie möchten nur auf das Achtung geben, was er ſagte, und ſich um das, was drauſſen vorgienge, nicht bekümmern, denn es würden nur einige böſe Menſchen auf ſeinen Befehl gezüchtigt.

Nun konnte auch der dümmſte von den Römern einſehen, daß man nicht von der Tyranney befreyt worden war, ſondern nur einen Tyrannen mit dem andern verwechſelt hatte. Marius war von Natur ein harter Mann, und ſeine Gewalt hatte zuletzt ſeinen Charakter beſtärkt, aber nicht verändert. Sylla hingegen hatte im Anfange ſeines Glücks Mäßigung und Politik bewieſen, und die Meynung von ſich erweckt, daß er der Parthey der Patricier und

dem Beſten des Volks ergeben ſey: dazu war er von Jugend auf ein Liebhaber des Scherzens und ſo geneigt zum Mitleiden geweſen, daß er ſehr leicht zum Weinen zu bewegen war, und zog hernach der höchſten Gewalt die Beſchuldigung zu, daß ſie den Charakter der Menſchen zu verändern pflege, und ſie frech, übermüthig und unmenſchlich mache. Die Unterſuchung darüber, ob das Glück wirklich den Charakter der Menſchen verändere und entſtelle, oder ob bey einer groſſen Gewalt die verſteckte Bosheit der Menſchen ſich nur mehr äuſſere und entdecke, gehört für eine beſondere Abhandlung.

Sylla richtete darauf in der Stadt Rom ein groſſes Blutbad an, und ließ eine unzähliche Menge Menſchen ohne Aufhören tödten. Viele wurden auch von den Freunden des Sylla aus Privathaß umgebracht, die niemals etwas mit dem Sylla zu thun gehabt hatten, welches er ſeinen Anhängern gern erlaubte. Daher wagte es der junge Metellus in einer Verſammlung des Senats, den Sylla zu fragen, wenn endlich einmal das Morden ein Ende nehmen ſollte, und was für Grenzen ſich denn ſeine Rachbegierde geſetzt habe? Denn wir wollen nicht, fuhr er fort, für diejenigen bitten, die du umzubringen beſchloſſen haſt, ſondern nur aus der Ungewißheit kommen, wen du noch leben laſſen willſt. Sylla antwortete darauf, er wiſſe noch nicht, welchen er das Leben laſſen wolle. — So zeige uns wenigſtens diejenigen an, ſagte Metellus, die du für ſtrafwürdig hältſt; welches Sylla zu thun verſprach. Nach einigen Nachrichten hat das letztere nicht Metellus, ſondern Alphidius, einer von den Schmeichlern des Sylla, zu ihm geſagt. Darauf erklärte

Sylla ſogleich achtzig Perſonen in die Acht, ohne irgend jemanden von den obrigkeitlichen Perſonen im Senate darum zu befragen.

Jedermann war darüber unzufrieden. Sylla ließ noch einen Tag vorbeygehen, und erklärte darauf noch zweyhundert und zwanzig, und den folgenden Tag wieder eben ſo viele in die Acht. In der Rede, die er deswegen an das verſammelte Volk hielt, ſagte er, er hätte jetzt nur diejenigen verdammt, auf die er ſich beſonnen hätte, und künftig würde er auch noch diejenigen beſtrafen, die ihm jetzt nicht eingefallen wären. Er erklärte auch alle in die Acht, welche einen geächteten aufnehmen und zu erretten ſuchen würden, wodurch er auf die Menſchenliebe die Todesſtrafe ſetzte, ohne Brüder, Kinder, Aeltern dabey auszunehmen. Wer einen Geächteten tödtete, bekam zwey Talente zur Belohnung, und wenn auch der Sklave ſeinen Herrn, oder der Sohn ſeinen Vater umbrachte. Das allerungerechteſte aber war, daß er die Kinder und Enkel der Geächteten für ehrlos erklärte, und ihre Güter einzog.

Nicht allein in Rom, ſondern in allen Städten Italiens wurden Leute in die Acht erklärt. Weder Tempel, noch gaſtfreundſchaftliche, noch väterliche Häuſer blieben vom Morde rein. Männer wurden in den Armen ihrer Frauen, Söhne in dem Schoſſe ihrer Mütter getödtet. Und die Anzahl derjenigen, die der Rachbegierde aufgeopfert wurden, war gegen die Menge derjenigen noch geringe, welche wegen ihres Vermögens hingerichtet wurden. Die Mörder ſagten oft ungeſcheut, daß dieſen ſein groſſes Haus, jenen ſein ſchöner Garten, einen andern ſeine

herrliche Badezimmer umgebracht hätten. Quintus Aurelius, ein Mann, der ſich gar nicht mit öffentlichen Geſchäften abgab, und der daher glaubte, daß er an dem mannichfaltigen Unglücke nur ſo viel Antheil habe, als das Mitleiden mit den Unglücklichen erfodere, gieng auf den Markt, um die Namen der Geächteten zu leſen. Er fand ſeinen Namen ſelbſt darunter. Ach, ich unglücklicher Mann, ſagte er, mein Albaniſches Landgut iſt mein Ankläger. Er war nur etliche Schritte weiter gegangen, als er von einem Mörder niedergeſtochen wurde.

Indeſſen hatte ſich Marius, da Präneſte erobert wurde, ſelbſt umgebracht. Sylla gieng nach Präneſte, und ließ anfänglich gegen jeden einzelnen Bürger ein Blutgericht anſtellen, hernach, unter dem Vorwande, daß dazu keine Zeit ſey, alle Einwohner zuſammentreiben, und alle insgeſammt, deren Anzahl ſich auf zwölftauſend belief, niederhauen, den einzigen Mann ausgenommen, der mit dem Sylla das Gaſtrecht hielt. Allein dieſer ſchlug die Gnade großmüthig aus, und ſagte, er wollte dem Mörder ſeines Vaterlandes nicht ſein Leben zu danken haben. Er lief mitten unter ſeine Mitbürger, und ließ ſich wie die andern niederhauen.

Einer der ſeltſamſten Zufälle geſchah mit dem Lucius Catilina. Dieſer hatte, noch ehe der bürgerliche Krieg entſchieden war, ſeinen Bruder umgebracht, und bat hernach den Sylla, ſeinen Bruder unter die Zahl der Geächteten zu ſetzen, als wenn er noch lebte. Sylla that es. Um ſich dafür dankbar zu erweiſen, tödtete Catilina einen gewiſſen Marcus Marius, der zur Gegenparthey gehörte, und brachte

deſſen Kopf dem Sylla, als er eben auf dem Markte ſich in der Verſammlung des Volks befand, darauf lief Catilina in den nahe dabey ſtehenden Tempel des Apollo, und wuſch ſich die Hände in dem heiligen Weihkeſſel ab.

Auſſer den Ermordungen war er auch in andern Dingen gegen die Römer ungerecht. Er erklärte ſich ſelbſt zum Dictator, welche Würde ſeit hundert und zwanzig Jahren in Rom nicht exiſtirt hatte. Er ließ eine öffentliche Acte des Volks und des Senats abfaſſen, in welcher ihm Sicherheit in Abſicht alles deſſen, was geſchehen war, und eine uneingeſchränkte Macht aufs künftige, am Leben zu ſtrafen, Güter zu confiſciren, Aecker auszutheilen, Städte anzulegen und zu zerſtören, Königreiche wem er wollte zu nehmen und zu geben, ertheilt wurde. Bey dem Verkaufe der confiſcirten Häuſer pflegte er auf dem Markte auf dem Richterſtuhle zu ſitzen, und betrug ſich dabey ſo frech und deſpotiſch, daß die Art, wie die Häuſer von ihm verſchenkt wurden, noch unerträglicher war, als die Confiſcation ſelbſt. Er überließ an ſchöne Weiber, Sänger, Comödianten und die abſcheulichſten Freygelaſſenen ganze Ländereyen und Einkünfte von Städten, einige Weiber zwang er auch, ſich mit dergleichen Leuten zu verheirathen. Um den Pompejus Magnus näher mit ſich zu verbinden, gab er ihm Befehl, ſich von ſeiner Gemahlin zu ſcheiden, und er mußte die Aemilia, die Tochter der Metella, der Gemahlin des Sylla, die ſie vom Scaurus hatte, und die ihrem Manne, dem Manius Glabrio genommen wurde, heirathen. Aemilia war vom Glabrio ſchwanger,

und ſtarb in dem Hauſe des Pompejus in Kindesnöthen. Als Lucretius Ofella, derjenige, der den Marius in Präneſte belagert hatte, ſich um das Conſulat bewarb, ſo verbot er es ihm zuerſt, und da dieſer dennoch ſich auf dem Markte, um dieſe Würde zu ſuchen, einfand, und von vielen unterſtützt wurde, ſchickte er einen von den Officieren, die er immer bey ſich hatte, und ließ den Ofella umbringen: er ſelbſt ſahe in dem Tempel des Caſtor und Pollux vom Tribunale herab dem Morde zu. Die Leute auf dem Markte nahmen den Officier gefangen, und führten ihn zum Sylla, er aber befahl, den Officier loszulaſſen, und ſich ruhig zu verhalten, weil der Mord auf ſeinen Befehl geſchehen ſey.

Der Triumph, den Sylla darauf hielt, war wegen der Koſtbarkeit und Seltenheit der königlichen Beute ungemein prächtig, und die Anzahl der vom Marius Vertriebenen, die ſich dabey einfanden, machte das Schauſpiel noch herrlicher. Viele der vornehmſten und berühmteſten Römer folgten mit Kränzen geſchmückt dem triumphirenden Sylla nach, und prieſen ihn als ihren Vater und Erretter, durch den ſie in ihr Vaterland zurückberufen waren, und ihre Weiber und Kinder wiederbekommen hatten. Nach vollzogenem Triumphe hielt er in der Verſammlung des Volks eine Rede, in welcher er ſeine Thaten rechtfertigte, und ſein Glück und ſeine Tapferkeit weitläuftig erzehlte. Zuletzt befahl er, daß man ihn künftig Felix, den Glücklichen, nennen ſollte. Er ſelbſt nannte ſich in ſeinen Briefen und Verordnungen an die Griechen Epaphroditus, Liebling der Venus. Man findet noch auf den Trophäen des Sylla

in

in meinem Vaterlande die Inſchrift: Lucius Cornelius Sylla Epaphroditus. Von den zwey Zwillingen, die ihm Metella gebahr, nannte er den Sohn Fauſtus, und die Tochter Fauſta, welches ſo viel als glücklich und von guter Vorbedeutung in der lateiniſchen Sprache heißt.

Sylla traute dem Glücke mehr als dem Fortgange ſeiner Thaten, und ſo ſehr, daß er nach ſo vielen Hinrichtungen, neuen Anordnungen, und einer ſo groſſen Staatsveränderung die Dictatur niederlegte, und dem Volke wiederum die freye Wahl der Conſuln ließ. Er ſelbſt erſchien auch dabey nicht öffentlich, ſondern als eine Privatperſon auf dem Markte, und ſetzte ſich allen Vergehungen ſeiner Feinde aus. Es wurde auch, ganz wider ſeinen Wunſch, Marcus Lepidus, ein kühner Mann und ſein Feind, nicht ſowohl um ſein ſelbſt willen, als weil das Volk dem Pompejus, der ſich für ihn intereßirte, gefällig ſeyn wollte, zum Conſul erwählt. Pompejus freute ſich über den glücklichen Ausgang ſeiner Bemühung, aber Sylla rief den Pompejus, da er ihn vom Markte weggehen ſahe, zu ſich, und ſagte zu ihm: Junger Mann, du haſt einen ſchönen Staatsſtreich gemacht, daß du nicht den Catulus, den beſten Mann von der Welt, ſondern den verwegenen Lepidus zum erſten Conſul haſt erwählen laſſen. Nimm dich ja gut in Acht, da du einen Gegner von dir ſelbſt mächtig gemacht haſt. Sylla hatte dieß aus einem prophetiſchen Geiſte geſagt, denn kurz darauf gieng Lepidus in ſeiner Frechheit ſo weit, daß er gegen den Pompejus die Waffen ergrif.

Sylla widmete den zehnten Theil ſeines ganzen Vermögens dem Herkules, und gab dem römiſchen Volke eine herrliche Gaſterey, bey der ſich ſo viel Ueberfluß befand, daß täglich eine Menge übrig gebliebener Speiſen in die Tiber geworfen wurde, und man trank dabey vierzigjährigen und noch ältern Wein. Während dieſer Luſtbarkeit, die viele Tage dauerte, fiel Metella in eine Krankheit, woran ſie ſtarb. Weil die Prieſter dem Sylla wiederriethen, ſich zu der Kranken zu begeben, und ſein Haus durch keinen Todten verunreinigen laſſen wollten, ſo ſcheidete er ſich ſchriftlich von ihr, und ließ ſie noch bey ihrem Leben in ein ander Haus bringen. Hierinnen richtete er ſich nun aus Aberglauben nach den Geſetzen; aber das Geſetz, welches er ſelbſt in Abſicht der Leichenbegängniſſe gegeben, und wodurch er den Aufwand dabey eingeſchränkt hatte, übertrat er, und ſchonte bey dem Leichenbegängniſſe der Metella keine Koſten. Eben ſo überſchritt er die Verordnungen, welche er in Abſicht der Sparſamkeit bey den Trauermahlen gegeben hatte, und ſuchte durch viele Gaſtereyen, bey denen es ſehr verſchwendriſch und ausſchweifend zugieng, ſeine Traurigkeit zu vertreiben.

Einige Monate darauf wurde ein Fechterkampf gehalten. Damals waren noch nicht auf dem Theater die Plätze der Mannsperſonen und Frauenzimmer von einander abgeſondert, ſondern ſie ſaſſen unter einander vermiſcht, und es trug ſich zu, daß eine Frau von ſchöner Geſtalt und vornehmen Geſchlechte nahe bey ihm zu ſitzen kam. Sie hieß Valeria, war eine Tochter des Meſſala, eine Schweſter des Red=

ners Hortenſius, und hatte ſich kurz vorher von ihrem Manne geſchieden. Sie gieng hinterwärs um den Sylla herum, und zog mit leichter Berührung ein Fäſerchen aus ſeinem Rocke, worauf ſie ſich wieder an ihren Platz ſetzte. Sylla ſah ſie mit Verwundrung an. — Herr, ſagte ſie, ich thue dir nichts zu Leide, ich wollte nur ein klein wenig von deinem Glücke zu mir nehmen. Dieß war dem Sylla ſo angenehm zu hören, daß er ſich ſogleich dadurch gerührt bezeigte. Er ließ von ihrem Namen, Geſchlechte und Lebensart Erkundigung einziehen. Darauf folgten ſogleich wechſelſeitige Blicke, beyde ſahen einander zu öftern malen an, und lächelten einander zu. Kurze Zeit darauf war Eheverlöbniß und Hochzeit. Valeria verdient vielleicht noch eher Entſchuldigung. Sylla hingegen fieng ſeine Liebe, ob ſie gleich auf eine tugendhafte und vorzügliche Perſon gerichtet war, wenigſtens nicht auf eine anſtändige Art an, da er ſich von Blicken und Schmeicheleyen, wodurch die ſchändlichſten und unzüchtigſten Leidenſchaften pflegen erregt zu werden, hinreiſſen ließ.

Ohnerachtet er nun dieſe Gemahlin hatte, ſetzte er doch ſeinen Umgang mit Comödiantinen, Sängerinen und Gaukelſpielern fort, und brachte alle Tage mit ihnen in Trinkgelagen und Luſtbarkeiten zu. Diejenigen, die am meiſten bey ihm galten, waren der Comödiant Roſcius, der Archimime Sorix, und Metrobius, welcher auf dem Theater die Frauenzimmerrollen ſpielte, und, ſeines Alters ohnerachtet, noch immer offenbar vom Sylla geliebt wurde.

Durch dieſe Lebensart verſchlimmerte er ſeine Krankheit, die er von einer leichten Urſache bekommen hatte, und merkte lange Zeit nicht, daß er ein innerliches Geſchwür hatte, bis ſein Fleiſch anfieng zu faulen, und eine Menge Läuſe hervorkamen. Je mehr man ihrer Tag und Nacht ablas, deſtomehr kamen immer wieder neue hervor, und alle ſeine Kleider, ſein Bad, das Waſſer, worin er ſich wuſch, und ſogar ſeine Speiſen wurden davon erfüllt. Er pflegte ſich viele male des Tages zu baden und zu reinigen, aber ohne daß es was half, und die Fäulniß und die Menge der Würmer nahm immer mehr zu.

An eben dieſer Krankheit ſoll von den Alten Akaſtus, des Pelias Sohn, geſtorben ſeyn, und von den Neuern der Dichter Alkmann, und Pherekydes, der den Zunamen des Theologen bekam, und der Olynthier Kalliſthenes in ſeinem Gefängniſſe, ingleichen der Rechtsgelehrte Mucius. Und wenn man diejenigen mitrechnen will, die ſich zwar nicht berühmt gemacht haben, aber doch ſonſt bekannt ſind, ſo kann man den Flüchtling Eunous, der den Sklavenkrieg in Sicilien erregte, und in ſeiner Gefangenſchaft zu Rom an dieſer Krankheit ſtarb, hier mit erwähnen.

Sylla wußte ſeinen Tod nicht nur vorher, ſondern ſchrieb auf gewiſſe Art ſelbſt davon. Denn er endigte zwey Tage vor ſeinem Tode das zwey und zwanzigſte Buch ſeiner Nachrichten, und erzehlt darinnen, daß ihm Chaldäer vorhergeſagt hätten, er würde nach einem ruhmvollen Leben in der beſten Blühte ſeines Glücks ſterben. Er erzehlt auch, daß ihm ſein Sohn, der kurz vor der Metella geſtorben

war, im Traume, in einem ſchlechten Kleide erſchienen ſey, und zu ihm geſagt habe, er ſolle ſich nun um weiter nichts mehr bekümmern, ſondern mit ihm zu ſeiner Mutter Metella gehn, und mit derſelben ruhig und ohne Geſchäfte leben.

Inzwiſchen hörte er doch nicht gänzlich auf, an den Staatsangelegenheiten Antheil zu nehmen. Denn noch zehn Tage vor ſeinem Tode ſtillte er einen Aufruhr in Dicäarch, und gab der Stadt eine neue Einrichtung der Regierungsverfaſſung. Den Tag vor ſeinem Tode ließ er den Quäſtor Granius, auf erhaltene Nachricht, daß er dasjenige, was er dem Staate ſchuldig war, nicht bezahlen, ſondern auf des Sylla Tod warten wollte, in ſein Haus holen, und durch ſeine Sklaven erwürgen, wobey er ſo ſehr ſchrie und ſich bewegte, daß das Geſchwür aufgieng, und er eine Menge Blut auswarf, welches ihn ſo entkräftete, daß er die Nacht ſehr übel zubrachte, und am folgenden Morgen ſtarb. Er hinterließ zwey unmündige Kinder von der Metella, und Valeria kam nach ſeinem Tode noch mit einer Tochter nieder, welche den Namen Poſtuma erhielt, denn ſo pflegen die Römer die nach des Vaters Tode gebornen Kinder zu nennen.

Es liefen eine Menge Römer zum Lepidus, und vereinigten ſich, es zu verhindern, daß der Körper des Sylla kein ehrliches Begräbniß bekommen ſollte. Aber Pompejus hielt ſie theils durch Bitten und Schmeicheleyen, theils durch Drohungen zurück, ob er gleich ſelbſt mit dem Sylla unzufrieden war, weil er ihn in ſeinem Teſtamente ganz allein unter allen ſeinen Freunden übergangen hatte; er brachte den

Körper nach Rom, und hielt ihm ein anſtändiges Leichenbegängniß. Es ſoll dabey von Frauenzimmern eine ſo groſſe Menge Specereyen ſeyn zuſammengebracht worden, daß, auſſer denjenigen, die in zweyhundert und zehn Körben der Leiche hinten nach getragen wurden, das Bildniß des Sylla und des vorangehenden Lictors in Lebensgröſſe aus Weyhrauch und Zimmet vorgeſtellt worden. Weil an dem Tage, da er zur Erde ſollte beſtattet werden, von früh an der Himmel mit Wolken überzogen war, und man einen Regen vermuthete, ſo wurde der Leichnam erſt um die neunte Stunde des Tages ausgetragen. Es erhob ſich aber ein ſtarker Wind, da der Holzhaufen angeſteckt wurde, und brachte ihn bald in volle Flammen, ſo daß der Körper bald verbrannt war. Und als eben der Holzhaufen abgebrannt war, und das Feuer anfieng zu verlöſchen, kam ein ſtarker Regen, der bis in die Nacht hin dauerte. So ſcheint ſein Glück bis zuletzt bey ihm ausgehalten, und ihn ſelbſt begraben zu haben. Sein Grabmal ſteht auf dem Marsfelde, und er ſelbſt ſoll auf ſich folgende Grabſchrift verfertiget haben: Er übertraf ſeine Freunde, die ihm Gutes, und ſeine Feinde, die ihm Böſes gethan hatten, durch Wiedervergeltung.

Vergleichung des Lyſanders mit dem Sylla.

Wir wenden uns zur Vergleichung des Lyſanders und des Sylla, deren Leben wir beſchrieben haben. Beyde haben dieſes mit einander gemein, daß ſie durch ſich ſelbſt ſich empor geſchwungen und groß gemacht haben. Dem Lyſander aber iſt dieſes eigen, daß er alle ſeine Ehrenſtellen durch die Wahl ſeiner gutdenkenden Mitbürger erhielt, und nichts wider deren Willen mit Gewalt an ſich riß, noch ſeine Macht mit Uebertretung der Geſetze vergrößerte. Allein — Im Aufruhr gelangt auch der ärgſte zur Ehre. So war es in dem Zeitalter des Sylla zu Rom, wo bey dem Verderbniſſe des römiſchen Volks, und den Gebrechen der Staatsverwaltung, immer ein Tyrann nach dem andern aufſtand. Es war kein Wunder, daß Sylla die höchſte Gewalt behauptete, da Leute, wie Glaucias und Saturninus, die Metellen aus der Stadt jagten, die Söhne der Conſuln in öffentlicher Verſammlung ermordet, die Waffen ergriffen, die Soldaten mit Gold und Silber erkauft, Geſetze mit Feuer und Schwerdt eingeführt, und die ſich widerſetzten, überwältigt wurden. Ich tadle den nicht, der bey ſolchen Umſtänden die unumſchränkte Gewalt ſich zu verſchaffen wußte, aber ich kann denjenigen nicht für den beſten halten, der in einer ſo verderbten Stadt der erſte wird. Lyſander hingegen, der zu Sparta, bey der beſten und

klügſten Verwaltung der Geſetze, die Ausführung der wichtigſten Unternehmungen und die höchſten Befehlshaberſtellen bey den Herren übertragen bekam, wurde dadurch für den beſten unter den beſten, und den erſten unter den erſten erklärt. Daher er auch ſeine Aemter öfters in die Hände ſeiner Mitbürger zurückgab, und ſie von ihnen oft wieder erhielt. Denn der Vorzug, den ihm der Werth der Tugend gab, blieb ihm immer eigen. Sylla wurde nur einmal zum Feldherrn erwählt, und behielt die Stelle zehn Jahr hinter einander, und machte ſich ſelbſt bald zum Conſul, bald zum Proconſul, bald zum Dictator, und blieb immer, mit den Waffen in der Hand, Tyrann.

Lyſander verſuchte auch, wie wir bemerkt haben, die Staatsverfaſſung zu Sparta zu verändern, aber auf eine gelindere und geſetzmäßigere Art als Sylla. Denn er gebrauchte dazu Ueberredung, und nicht Waffen, und riß nicht alles auf einmal nieder, wie Sylla, ſondern wollte ſelbſt eine beſſere Einrichtung bey der Wahl der Könige einführen. Und es ſcheint der Natur derjenigen Republik, die es an Tugenden allen in Griechenland zuvorthat, nicht unangemeſſen zu ſeyn, daß ſie den beſten unter den beſten zu ihrem Könige erwählte, und nicht auf hohe Geburt, ſondern auf Tugend dabey ſahe. Denn ſo wie der Jäger nicht ein Thier, das von einem Hunde geworfen iſt, ſondern einen wirklich brauchbaren Hund, und wer reiten will, nicht ein Thier, das von einem Pferde geworfen iſt, (denn das könnte auch ein Mauleſel ſeyn) ſondern ein brauchbares Pferd ſucht, ſo wird der Staatsmann

gänzlich irren, wenn er bey einem Regenten nur darauf ſieht, von wem er geboren, und nicht was er ſelbſt iſt. Und die Spartaner nahmen ſelbſt einigen ihrer Könige die Regierung, weil ſie nicht königlich, ſondern ſchlecht und untüchtig waren. Denn wenn das Laſter auch bey hoher Geburt zur Schande gereicht, ſo iſt die Tugend auch nicht der hohen Geburt wegen, ſondern durch ſich ſelbſt Ehre.

Beyde übten Ungerechtigkeiten aus: der eine, um ſeiner Freunde willen, der andre ſogar gegen ſeine Freunde. Denn vom Lyſander iſt es klar, daß er ſeine meiſten Vergehungen ſeiner Freunde wegen begieng, und die meiſten Mordthaten deswegen geſchahen, daß dieſe zur unumſchränkten Gewalt gelangen ſollten. Sylla hingegen ſuchte aus Neid dem Pompejus das Commando der Armee, und dem Dolabella die Admiralſtelle, die er doch ſelbſt beyden gegeben, wieder zu nehmen, und ließ den Lucretius Ofella, der ſo groſſe Verdienſte um ihn hatte, als er ſich um das Conſulat bewarb, vor ſeinen Augen niederſtechen, und ſetzte durch die Ermordungen ſeiner beſten Freunde alle Menſchen in Furcht und Schrecken.

Wenn wir auf die Wolluſt und Geldgierde ſehen, ſo zeigt es ſich noch mehr, daß der eine bloß herrſchſüchtig, der andre tyranniſch dachte. Denn der eine bewies bey der groſſen Macht, die er beſaß, weder Unmäßigkeit noch Ausſchweifung, und vermied völlig das bekannte Sprichwort: „Innerlich ein Löwe, äuſſerlich ein Fuchs;“ eine ſo mäſſige, ſtrenge und wirklich lakoniſche Lebensart führte er beſtändig. Sylla wurde weder in ſeiner Jugend

durch Armuth, noch in ſeinem Alter durch Schwachheit von der Unmäßigkeit abgehalten. Er gab ſeinen Mitbürgern Geſetze der Keuſchheit und der ehelichen Sittlichkeit, und war doch ſelbſt, wie Salluſtius ſagt, in allen Arten der Liebe ausſchweifend.

Er machte durch ſeine Verſchwendung den Staat ſo arm und entblößt vom Gelde, daß er den Städten, die mit den Römern im Bündniſſe ſtanden, die völlige Freyheit, nach eigenen Geſetzen ſich zu regieren, für Geld verkaufte, ob er gleich täglich die Häuſer und das Vermögen der begüterten Römer confiſcirte und öffentlich verkaufte. Denn er ſetzte ſeiner verſchwendriſchen Freygebigkeit gegen ſeine Schmeichler keine Grenzen. Und wie konnte auch ein Mann bey ſeinen Trinkgelagen und Ergötzlichkeiten Regeln der Sparſamkeit beobachten, der einſtmals in einer öffentlichen Verſammlung des römiſchen Volks, da über ein ſehr groſſes confiſcirtes Vermögen eine Auction gehalten wurde, daſſelbe für ein geringes Gebot einem ſeiner Freunde zuzuſchlagen befahl, und da nachher jemand noch mehr bot, und der Auctionator dieſes gröſſere Gebot ausrief, ſehr aufgebracht wurde, und dabey ſagte: „Ihr lieben Leute, bezeugt euch ſehr tyranniſch gegen mich, da ihr mich nicht meine Beute ſo wohlfeil wollt verkaufen laſſen, wie mirs beliebt.“ Lyſander hingegen ſchickte die ihm ſelbſt gemachten Geſchenke mit der andern Beute ſeinen Mitbürgern nach Sparta. Ich mag dieſes nicht loben, weil er vielleicht durch die Einführung des Geldes nach Sparta mehr Schaden dem Staate verurſachte, als Sylla durch Wegnahme der Reichthümer zu Rom, aber

ich führe es als einen Beweis an, wie gleichgültig Lyſander gegen den Reichthum war.

Jeder von dieſen beyden Männern wirkte auf beſondre Art auf ſein Vaterland. Sylla, der unmäſſig und verſchwendriſch war, machte ſeine Mitbürger frugaler. Lyſander, der ſich der wollüſtigern Leidenſchaften enthielt, erfüllte ſein Vaterland damit. Der eine fehlte alſo dadurch, daß er ſchlechter war als ſeine eigene Geſetze, und der andere dadurch, daß er ſeine Mitbürger ſchlechter machte als er ſelbſt war; denn er lehrte ſeinen Mitbürgern dasjenige nicht entbehren zu können, was er ſelbſt entbehren konnte. — Dieß ſind von ihren politiſchen Eigenſchaften meine Bemerkungen.

Was die Schlachten, kriegriſche Thaten, Menge der Siege, und groſſe Gefahren betrifft, ſo kann Lyſander mit dem Sylla nicht in Vergleichung kommen. Denn Lyſander gewann nur zwey Seeſchlachten, wozu ich noch die Eroberung Athens rechnen will, die zwar nicht ſehr wichtig aber doch ruhmvoll war. Die unglücklichen Vorfälle in Böotien und bey Haliart ſcheinen von einer Unbeſonnenheit hergekommen zu ſeyn, da er nicht ſo lange warten wollte, bis die groſſe königliche Armee von Platäa ihm zu Hülfe gekommen war, ſondern aus Wuth und Ehrgeitz zur Unzeit an die feindlichen Mauern anſtürmte, und daher von ſchlechten Truppen in einem Ausfalle auf eine ſchimpfliche Art getödtet wurde. Er ſtarb nicht wie Kleombrotus bey Leuktra, der ſich den eindringenden Feinden entgegen ſtellte, noch wie Cyrus und Epaminondas, die ihre weichenden Truppen zum Stehen brachten, und, indem ſie ihnen

den Sieg erwarben, als Könige und Feldherren auf dem Wahlplatze blieben. Lyſander opferte ſich wie ein gemeiner Soldat und Vorläufer ohne Ehre auf. Er beſtättigte durch ſeinen Tod die Klugheit der alten Spartaner, welche ſich immer vor Gefechten unter Mauern hüteten, weil da der größte Held von dem ſchlechteſten Kerl, und von einem Kinde oder Weibe erſchlagen werden könnte, ſo wie Achill unter den Thoren von Troja vom Paris getödtet wurde.

Die Siege, die Sylla auch nur in förmlichen Schlachten gewonnen, und die tauſende von Feinden, die er getödtet hat, ſind nicht leicht zu zählen. Er nahm ſelbſt Rom zweymal ein, und eroberte den Piräus nicht durch Hunger wie Lyſander, ſondern durch eine Menge harter Gefechte, wodurch er den Archelaus mit ſeiner Macht von dem feſten Lande auf die Schife getrieben hatte. Auch waren die Gegner, die Lyſander und die Sylla hatte, ſehr verſchieden. Denn ich halte es nur für ein ſcherzhaftes Spiel, des Alcibiades Steuermann Antiochus in einem Seetreffen zu ſchlagen, und den atheniensiſchen Demagogen Philokles zu hintergehen, — den unrühmlichen, der nur mit der Zunge fochte, — den Mithridates kaum mit ſeinem Reitknechte, und Marius mit ſeinem Gerichtsdiener würde verglichen haben. Dem Sylla hingegen ſtellten ſich mächtige Herren, Conſuln, Prätoren, Tribunen des römiſchen Volks, entgegen, und wer war, der andern nicht zu gedenken, fürchterlicher unter den Römern als Marius, mächtiger unter den Königen als Mithridates, und tapferer unter den Italienern

als Lamponius und Teleſinus? von denen Sylla den erſten aus Rom jagte, den zweyten ſich unterwürfig machte, und die letztern tödtete.

Das wichtigſte unter allen aber iſt, wie ich glaube, daß Lyſander durch den Beyſtand ſeines Vaterlandes alle ſeine Siege gewann, Sylla hingegen, als ein von der Parthey ſeiner Feinde aus dem Vaterlande vertriebener, zu eben der Zeit, da ſeine Gemahlin verjagt, ſein Haus niedergeriſſen, ſeine Freunde hingerichtet wurden, in Böotien gegen eine unzählbare Armee für ſein Vaterland fochte und ſiegte. Und unter dieſen Umſtänden in ſeinem Vaterlande bewies er ſich dennoch gegen Mithridates, der ihm Bündniß und Truppen gegen ſeine Feinde anbot, nicht im geringſten ſchwach oder nachgebend, ſondern würdigte ihn nicht einmal eher einer Unterredung und der rechten Hand, bis er die Verſicherung erhielt, daß Mithridates Aſien verlaſſen, Bithynien und Kappadocien ihren Königen wiedergeben, und den Römern die verlangen Schife überliefern wollte. Im ganzen Leben des Sylla war dieſes gewiß die ſchönſte und großmüthigſte That, da er das gemeinſchaftliche Beſte ſeines Vaterlandes ſeinem Privatintereſſe vorzog, und, wie edle Hunde, das, was er gefaßt hatte, nicht eher losließ, bis er es zu Boden geworfen, und ſein Gegner gänzlich ſich überwunden erkannt hatte, und alsdenn erſt ſeine eigene Vertheidigung gegen ſeine Privatfeinde unternahm.

Vorzüglich zeigt ihr Betragen gegen Athen den Unterſchied ihres beyderſeitigen Charakters an. Sylla eroberte Athen, da es zur Vertheidigung der

Macht und Herrſchaft des Mithridates wider ihn die Waffen führte, und ließ der Stadt alle ihre Freyheiten und Geſetze. Lyſander zerſtörte die eigenthümliche Macht der Athenienſer, und hatte ſo wenig Mitleiden mit ihnen, daß er ihre demokratiſche Regierungsform ganz abſchaffte, und ſie der Herrſchaft der ungerechteſten und grauſamſten Tyrannen unterwarf.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir ſagen, Sylla habe mehrere Siege erfochten, und Lyſander weniger Fehler begangen, und dieſer habe in Abſicht der Uneigennützigkeit und Mäßigung, jener in Abſicht des kriegeriſchen Ruhms und der Tapferkeit den Vorzug.

Cimon.

Der Wahrſager Peripoltas, welcher den König Opheltas mit ſeiner Völkerſchaft aus Theſſalien nach Böotien führte, hinterließ eine Nachkommenſchaft, die lange Zeit im guten Anſehn ſtand, und meiſtens zu Chäronea wohnte, aus welcher Stadt die Barbaren zuerſt waren vertrieben worden. Die mehrſten von dieſem Geſchlechte waren kriegriſch und tapfer, und ſchonten ſich ſo wenig, daß ſie in den Kriegen gegen die Meder und Gallier umkamen. Es blieb noch eine vater = und mutterloſe Waiſe übrig, Namens Damon, welchem Knaben man auch den Zunamen Peripoltas gab. Dieſer jun=

ge Menſch zeichnete ſich durch eine beſondere Schön-
heit und eine hohe Denkungsart aus, hatte aber
nicht viel Kenntniſſe, und rauhe Sitten. Ein
Hauptmann einer römiſchen Cohorte, der zu Chä-
ronea in Winterquartieren lag, verliebte ſich in die-
ſen Jüngling, der ſchon erwachſen war, und da er
durch Geſchenke und Zureden nichts bey ihm ausrichten
konnte, gab er deutlich zu erkennen, daß er Gewalt
brauchen würde, welches deſto leichter möglich war,
da unſre Vaterſtadt ſich damals in ſchlechten Um-
ſtänden befand, und wegen ihres geringen Anſehens
und Armuth nicht geachtet wurde. Damon, der
ſich theils vor Gewalt fürchtete, theils über die ihm
geſchehenen Zumuthungen ſehr entrüſtet war, mach-
te einen Anſchlag auf das Leben des römiſchen Of-
ficiers. Er zog nur wenige von den jungen Leuten,
die im gleichen Alter mit ihm waren, in ſein Com-
plot, damit die Sache deſto verſchwiegener bliebe.
Die ganze Zahl der Verſchwornen beſtand aus ſech-
zehn Mann, welche ſich in der Nacht ihr Geſicht
mit Ruß beſchwärzten, ſich voll ſoffen, und dann
mit Anbruch des Tages den Römer überfielen, der
auf dem Markte opfern wollte. Sie brachten ihn
nebſt einigen von ſeinem Gefolge um, und entwi-
chen darauf aus der Stadt. Bey dem darüber ent-
ſtandenen Tumulte verſammelte ſich der Rath zu
Chäronea, und verdammte die Mörder zum Tode,
um durch dieſes Urtheil ihre Stadt bey den Römern
zu rechtfertigen. Als des Abends die Rathsherren,
der daſigen Gewohnheit nach, mit einander ſpeiſten,
überfiel ſie Damon mit ſeinen Leuten im Rathhau-

ſe, brachte die Rathsherren alle um, und floh wieder zur Stadt heraus.

Einige Tage darauf zog Lucius Lucullus auf dem Marſche zu einer gewiſſen Expedition mit ſeiner Armee bey Chäronea vorbey. Er blieb wegen der eben erſt vorgegangenen Begebenheit einige Tage ſtehen, und ſtellte eine Unterſuchung an. Er fand, daß die Stadt keine Schuld, ſondern vielmehr ſelbſt noch darunter gelitten hatte, und ſetzte daher den Marſch mit der Arme weiter fort.

Damon verwüſtete und plünderte indeſſen die Gegend um Chäronea, und wurde deswegen durch Abgeordnete und verſchiedene zu ſeinem Vortheile abgefaßte Decrete wieder in die Stadt zurückgebracht. Er wurde zum Gymnaſiarchen erwählt, aber kurz darauf in der Badſtube, als er ſich ſalbte, umgebracht. Es erſchienen hernach lange Zeit fort an dieſem Orte Geſpenſter, und man hörte Seufzen und Jammern, wie unſre Väter erzählen, daher die Thüren der Badſtube zugemauert wurden. Und noch jetzt ſagen die Nachbaren dieſes Orts, daß ſie Geſpenſter ſehen, und klägliche Stimmen zuweilen hören. Es leben auch noch einige von der Nachkommenſchaft des Damon, die meiſtens in Phocis bey Stiris wohnen, und, nach dem aeoliſchen Dialecte, Asbolomeni genannt werden, weil Damon bey der Ermordung des römiſchen Hauptmanns ſich mit Ruße, welches ſie Asbolum nennen, ſchwarz gemacht hatte.

Lange Zeit darauf gewannen die Orchomenier, die Nachbaren von Chäronea ſind, und mit dieſer Stadt in Streitigkeit geriethen, einen römiſchen

Syko-

Sykophanten durch Geld, daß er die ganze Stadt Chäronea, wie einen einzelnen Mann, wegen des vom Damon begangenen Mordes, in Rom anklagte. Die Sache wurde von dem römiſchen Prätor in Macedonien unterſucht, weil damals die Römer noch keine Prätoren nach Griechenland ſchickten. Diejenigen, welche die Stadt Chäronea vor dem Gerichte vertheidigten, beriefen ſich auf das Zeugniß des Lucullus. Der Prätor ſchrieb deswegen an den Lucullus, welcher auch, der Wahrheit gemäß, der Stadt zum Beſten berichtete, und mein Vaterland, welches nun vor Gerichte unſchuldig erklärt wurde, von einer groſſen Gefahr errettete.

Die damahligen Einwohner von Chäronea lieſſen aus Dankbarkeit ihrem Erretter Lucullus eine marmorne Statüe auf dem Markte neben der Statüe des Bacchus errichten. Wir glauben, daß ſich dieſe Wohlthat auch bis auf uns, ob wir gleich viele Menſchenalter ſpäter leben, erſtreckte, und da wir eine Abbildung der Eigenſchaften und des Charakters für ſchöner halten, als die Abbildung des Körpers, ſo wollen wir in dieſem Werke von Parallelen der Biographien die Thaten dieſes Mannes beſchreiben *), und der Wahrheit dabey getreu blei-

*) Die Muthmaſſung des Bryans, daß Plutarch mit dieſer Biographie ſein Werk von den Parallelen angefangen habe, iſt ſehr wahrſcheinlich, wenigſtens ſo viel gewiß, daß die mehrſten Lebensbeſchreibungen nach dieſer verfertigt worden. Daß aber die Worte im Texte των παραλληλων βιων von einem Abſchreiber, und nicht vom Verfaſſer herrühren, dünkt mir weniger wahrſcheinlich.

ben. Denn die bloſſe Erinnerung ſeines Andenkens iſt zur Dankbarkeit hinreichend: eine falſche und erdichtete Erzehlung ſeines Lebens würde er ſelbſt für keine würdige Belohnung ſeines wahrhaften Zeugniſſes von Chäronea erkennen. Man verlangt von einem Mahler, der ſchöne Perſonen, die viel Reitz haben, abbildet, daß er die Flecken, die etwa das Original hat, nicht ganz weglaſſe, aber auch nicht zu genau ausdrücke, weil jenes das Gemählde unähnlich, dieſes aber es häßlich machen würde. Eben ſo muß man, da es ſchwer, ja wohl unmöglich iſt, das Leben eines Menſchen ganz untadelhaft und fehlerfrey darzuſtellen, bey guten Menſchen die Wahrheit, als die Aehnlichkeit vollkommen beobachten, aber die Fehler und Vergehungen, welche von einer Leidenſchaft, oder politiſchen Nothwendigkeit nach den Umſtänden, herkommen, und ſich in die Handlungen einſchleichen, mehr für Mängel der Tugend als Bosheiten des Laſters halten, und ſie nicht gar zu abſichtlich und weitläuftig in der Geſchichte erzehlen, ſondern eine gewiſſe Ehrfurcht für die menſchliche Natur haben, wenn ſie keine ganz vollkommene Schönheit, und keinen ganz tadelfreyen tugendhaften Charakter hervorbringt.

Nach meinem Urtheile läßt ſich Lucullus mit dem Cimon gut in Vergleichung ſtellen. Beyde waren kriegeriſch, und erfochten ruhmvolle Siege gegen Ausländer: in Staatsgeſchäften bezeigten ſich beyde gelind, und verſchaften ihrem Vaterlande bey innerlichen Uneinigkeiten wieder einige Ruhe. Alle beyde errichteten Trophäen, und gewannen die berühmteſten Siege. Denn vor dem Cimon war noch

niemand unter den Griechen, und vor dem Lucullus niemand unter den Römern ſo weit in feindliche Länder eingedrungen, wenn man den Herkules und Bacchus, die Züge des Perſeus wider die Aethiopier, oder Meder und Armenier, und Jaſons Zug ausnimmt, und von dieſem die Geſchichte aus ſo entfernten Zeiten bis auf uns glaubwürdig genug geblieben iſt. Beyde hatten auch dieſes mit einander gemein, daß ſie den Krieg, den ſie führten, nicht ganz zu Ende brachten, und jeder von ihnen den Feind zwar demüthigte, aber nicht ſtürzte. Beſonders aber waren beyde in Abſicht der gefälligſten Freygebigkeit und Gaſtfreundſchaft, und ihrer prächtigen faſt verſchwenderiſchen Lebensart einander ähnlich, und wir übergehen hier vielleicht noch andere Aehnlichkeiten dieſer beyden Männer, die man leicht in ihren Lebensbeſchreibungen wird finden können.

Cimon war der Sohn des Miltiades, und ſeine Mutter Hegeſipyle war von Geburt eine Thracierin, eine Tochter des Königs Olorus, wie aus den Gedichten, die Archelaus und Melanthius auf den Cimon gemacht haben, erhellet. Daher war der Geſchichtſchreiber Thucydides mit dem Cimon verwandt, deſſen Vater Olorus ſeinen Namen von ſeinem Großvater hatte, und die Goldbergwerke in Thracien beſaß. Er ſoll in Skaptehyle, einem Orte in Thracien, ermordet worden ſeyn, ſeine Aſche wurde nach Attica gebracht, und ſein Grabmahl ſteht auf dem Cimoniſchen Platze neben dem Grabe der Elpinice, Cimons Schweſter. Thucydides aber war in Abſicht der Gemeinde in Attica, zu der er gehörte, ein Alimuſier, und Miltiades ein Laciade.

Miltiades wurde zu einer Geldſtrafe von funfzig Talenten verdammt, und weil er dieſe Summe nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß geſetzt, in welchem er ſtarb, und den Cimon, der noch ſehr jung war, nebſt ſeiner ebenfalls noch jungen und unverheiratheten Schweſter hinterließ. Cimon ſtand in ſeiner Jugend anfänglich in keinem guten Rufe, und wurde für einen unordentlichen, dem Trunke ergebenen Menſchen gehalten, der ſeinem Großvater Cimon ähnlich wäre, welchem man wegen ſeiner Dummheit den Zunamen Koalemus gegeben hatte. Steſimbrotus aus Thaſus, ein Zeitgenoſſe des Cimons, erzehlt, daß derſelbe weder Muſik, noch eine andere von den in Griechenland damals gewöhnlichen freyen Künſten gelernt habe, und von der athenienſiſchen Artigkeit und beredtem Witze ganz entfernt geweſen, hingegen etwas ſo freymüthiges und offenherziges gehabt habe, daß man ihm vielmehr einen peloponneſiſchen als attiſchen Charakter zuſchreiben müſſen — ſchlichtaufrichtig, ſchmucklos, höchſtbiederherzig — wie Herkules beym Euripides.

In ſeiner Jugend beſchuldigte man ihn auch, daß er mit ſeiner Schweſter Elpinice einen zu vertrauten Umgang hätte, welche ſonſt auch nicht ſehr ordentlich gelebt, und mit dem Mahler Polygnotus verbotene Liebe getrieben haben ſoll. Deswegen hat auch, wie man erzehlt, Polygnotus, da er in dem bedeckten Gange Pleſianaktion, welcher jetzt Poecile heißt, die Trojanerinen mahlte, die Laodice ganz nach der Elpinice gemahlt. Polygnotus war kein handwerksmäßiger Mahler, der für Geld arbeitete, er mahlte auch den bedeckten Gang nicht für Geld,

ſondern umſonſt, um ſeiner Vaterſtadt eine Ehre zu erzeigen, wie auſſer den damaligen Schriftſtellern auch der Dichter Melanthius durch folgende Ausdrücke bezeugt. — Auf ſeine Koſten ſchmückte er der Götter Tempel, und den cekropiſchen Markt, mit den erhabenen Heroen. —

Einige Geſchichtſchreiber melden, daß Cimon ſeine Schweſter Elpinice nicht heimlich geliebt, ſondern öffentlich zur Frau gehabt habe, weil ſich wegen ihrer Armuth kein anſtändiger Freyer gefunden. In der Folge aber gewann Kallias, einer von den reichen Athenienſern, Neigung zu ihr, und verſprach die Geldſtrafe ihres Vaters zu bezahlen, unter welcher Bedingung er auch des Cimons Einwilligung erhielt.

Cimon ſcheint überhaupt den Frauenzimmern ſehr geneigt geweſen zu ſeyn. Der Dichter Melanthius gedenkt in den ſcherzhaften Gedichten an den Cimon einer Aſterie von Salamis, ingleichen einer gewiſſen Mneſtra, als ſehr von ihm verehrter Perſonen. Gewiß iſt es, daß er die Iſodice, eine Tochter des Euryptolemus, und Enkelin des Megakles, die ſeine rechtmäßige Gemahlin war, ſehr heftig geliebt, und über ihren Tod äußerſt betrübt geweſen, wie man aus den Elegien, in welchem er getröſtet wird, erſehen kann, deren Verfaſſer, nach der Meinung des Philoſophen Panätius, der ſich auf die Zeit bezieht, der Naturlehrer Archelaus geweſen iſt.

Die übrigen Eigenſchaften des Cimons waren alle vorzüglich und bewundernswürdig. Er gab weder dem Miltiades an Kühnheit noch dem Themiſtokles an Klugheit etwas nach, und war nach allgemei=

nem Urtheile gerechter als beyde. Und ſo ſehr er es ihnen an kriegeriſchen Eigenſchaften gleich that, ſo ſehr übertraf er ſie an politiſcher Weisheit, ob er gleich noch jung und unerfahren war. Als Themiſtokles bey dem Einfalle der Perſer das athenienſiſche Volk zu bereden ſuchte, die Stadt und die Gegend herum zu verlaſſen, ſich auf die Schife bey Salamis zu begeben, und eine Schlacht zur See zu wagen, und die meiſten über dieſen Entſchluß beſtürzt wurden, ſo erſchien Cimon zuerſt ganz muthig, gieng durch den Ceramikus mit ſeinen Freunden auf das Schloß, und widmete einen Zügel, den er in der Hand trug, der Göttin Minerva, um anzudeuten, daß Athen bey gegenwärtigen Umſtänden keine Reuterey mehr, ſondern Seeleute brauche. Nachdem er den Zügel der Minerva gewidmet, nahm er eines von den in dem Tempel hangenden Schilden, bat die Göttin um Beyſtand, und gieng ans Meer, wodurch er zuerſt ſehr vielen Athenienſern Muth machte. Er war auch, wie der Dichter Jon ſagt, von untadelhafter Bildung, von groſſer Geſtalt, und hatte krauſes, ſtarkes und langes Haar.

In dem Seetreffen bey Salamis bewies er ſich ausnehmend tapfer, und erwarb ſich Ruhm und Hochachtung bey den Athenienſern: ſie kamen haufenweiſe zu ihm, und ermunterten ihn, nach Handlungen zu trachten, die des våterlichen Sieges bey Marathon würdig wåren. Als er anfieng, an Staatsgeſchåften öffentlichen Antheil zu nehmen, ſah es das athenienſiſche Volk mit groſſem Vergnügen, und erhob ihn, weil es ohnehin des Themiſtokles überdrüßig war, und Cimons ſanfteres Weſen und Aufrich-

tigkeit liebte, zu den wichtigſten Ehrenſtellen in der Republik. Dabey unterſtützte ihn auch Ariſtides, des Lyſimachus Sohn, nicht wenig, der ſeinen ehrlichen Charakter kennen lernte, und ihn dem liſtigen verwegenen Themiſtokles entgegen ſtellte.

Nach der Entfernung der Perſer aus Griechenland wurde er zum Admiral über die athenienſiſche Flotte ernannt. Die Athenienſer hatten damals noch nicht die Oberherrſchaft auf dem Meere, ſondern ſtanden noch unter dem Pauſanias und den Lacedämoniern. Cimon zog zuerſt auf ſeine Mitbürger, die auf allen Zügen durch eine vorzügliche Ordnung und lebhaften Eifer ſich auszeichneten, die Bewunderung der andern Griechen. Da in der Folge Pauſanias auf Verrätherey dachte, mit den Feinden darüber unterhandelte, und mit dem perſiſchen Könige darüber Briefe wechſelte, gegen die griechiſchen Bundesgenoſſen aber ſich ſtrenge und gebietriſch betrug, und ſeine Gewalt mit einem thörichten Stolze unerträglich machte, ſo nahm ſich Cimon derjenigen, die Unrecht litten, mit vieler Menſchenliebe an, und verſchafte durch dieſes ſanfte Betragen unvermerkt, ohne Waffen, ſondern bloß Güte und Zureden zu gebrauchen, den Athenienſern den Oberbefehl über die griechiſchen Flotten. Denn die meiſten unter den griechiſchen Bundesgenoſſen begaben ſich unter ſeine und des Ariſtides Aufſicht, da ſie die Härte und den Uebermuth des Pauſanias nicht ertragen konnten. Cimon und Ariſtides nahmen die Bundesgenoſſen in ihren Schutz, und lieſſen zugleich den Ephoren in Sparta melden, wie ſehr es nöthig ſey, daß ſie den Pauſanias, der Sparta um die erlangte Ehre ge=

bracht, und die Griechen mißvergnügt und unruhig gemacht, zurückberieſen.

Zugleich ereignete ſich folgende Begebenheit. Pauſanias verliebte ſich zu Byzanz in ein Mädchen von vornehmer Geburt, Namens Kleonice, und verlangte ſie zum unehrbaren Umgange. Die Aeltern wurden durch Furcht und Schrecken gezwungen, ihre Tochter dem Pauſanias zuzuſchicken. Wie ſie vor ſein Schlafzimmer kam, bat ſie das Licht wegzunehmen, weil ſie in der Stille und im Finſtern ſich dem Pauſanias nähern wollte, der ſchon ſchlief. Sie fiel aber im Finſtern ins Zimmer, und ſtieß wider Willen die Lampe um. Pauſanias, der über das Lärmen erſchrack, und glaubte, daß er von einem Feinde überfallen würde, ergrif den bey ihm liegenden Degen, und ſtieß das Mädchen nieder, das hernach an der empfangenen Wunde ſtarb. Dieſe getödtete Jungfer ließ ihm keine Ruhe, ſondern erſchien ihm des Nachts immer im Traume als ein Geſpenſt, und ſagte immer voller Zorn zu ihm: Komm, eile vors Gericht, wo Frevel der Männer geſtraft wird. —

Durch dieſen Zufall wurden die griechiſchen Bundesgenoſſen noch mehr gegen ihn aufgebracht, und belagerten ihn unter Anführung des Cimons in Byzanz. Er entfloh aber, und eilte, weil er durch das Geſpenſt immerfort beunruhigt wurde, in den Tempel zu Heraklea, wo man die Seelen der Verſtorbenen zu befragen pflegte. Hier ließ er den Geiſt der Kleonice beſchwören, und bat ſie, ihren Zorn fahren zu laſſen. Sie erſchien ihm, und ſagte: — Du wirſt bald zu Sparta von allen deinen Uebeln befreyt werden, wodurch ſie ſeinen bevorſtehenden

Tod ſcheint angedeutet zu haben. So wird die Sache von vielen erzehlt.

Cimon ſegelte mit den griechiſchen Bundesgenoſſen, die ſich unter ſeine Anführung begeben hatten, als oberſter Feldherr nach Thracien, weil er Nachricht erhalten, daß einige vornehme Perſer, die mit dem Könige ſelbſt verwandt waren, die Stadt Eion am Fluſſe Strymon eingenommen hatten, und die Griechen der daſigen Gegend ſehr beläſtigten. Er ſchlug die Perſer in einem Treffen, und ſchloß ſie in der Stadt ein. Darauf verjagte er die Thracier am Fluſſe Strymon, die den Feinden Lebensmittel zuführten, beſetzte die ganze Gegend, und trieb die Belagerten durch Hungersnoth ſo weit, daß Butes, der perſiſche General, aus Verzweiflung die Stadt in Brand ſteckte, und ſich mit allen ſeinen Freunden und Schätzen verbrannte. Cimon hatte alſo von der Eroberung der Stadt wenig Nutzen, weil das meiſte mit den Barbaren verbrannt war, er gab aber das Gebiet der Stadt, eine der ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden, den Athenienſern ein. Dieſe lieſſen ihm deswegen einige ſteinerne Hermesſäulen errichten, auf deren erſten folgendes ſtand:

Tapfer waren die Männer, die die Jugend der Meder bey Eion an Strymons Geſtade durch heftigen Hunger und die Gewalt des Mars vertilgten.

Auf der zweyten Säule ſtand: Zum Lohne der Verdienſte und groſſer erfochtener Vortheile widmeten die Athenienſer ihren Feldherren dieſe Säulen. Wer von den Nachkommen wird, wenn er ſie ſieht, nicht gern wollen für das gemeine Wohl des Vaterlandes ſterben?

Auf der dritten war dieſe Inſchrift: Einſt zog aus dieſer Stadt Meneſtheus mit den Atriden wider das herrliche Troja, und ſtellte, wie Homer erzehlt, unter den gerüſteten Griechen am beſten das Heer zur Schlacht. So blieb den Athenienſern ſtets der Ruhm, geſchickt den Krieg zu ordnen und zu führen.

Obgleich auf keiner von dieſen Inſchriften des Cimons Name vorkommt, ſo war doch dieſes die allergrößte Ehre, die er zu ſeiner Zeit erlangen konnte; denn weder Themiſtokles noch Miltiades gelangten dazu. Vielmehr ſtand Sophanes aus Dekelien in der Verſammlung des Volks auf, und redete wider den Miltiades, da dieſer zu ſeiner Belohnung einen Kranz von Oelzweigen verlangte, und gebrauchte dabey den nicht billigen, obgleich dem Volke ſehr angenehmen Ausdruck: „Wenn du, Miltiades, einmal ganz allein wider die Feinde fechten, und ſie ſo ſchlagen wirſt, ſo fodre ganz allein die Ehre davon für dich. Warum mochten wohl damals die Athenienſer dieſe That des Cimons ſo hoch ſchätzen? Vielleicht, weil ſie unter den bisherigen Feldherren nur zu ihrer eigenen Vertheidigung gegen die Feinde gefochten hatten, und unter dem Cimon den Feinden ſelbſt Schaden zufügen konnten, in deren eigenen Lande Krieg führten, ihnen ſelbſt Land wegnahmen, und Eion und Amphipolis zu athenienſiſchen Pflanzſtädten machten.

Die Athenienſer erhielten auch durch den Cimon auf folgende Art die Inſel Scyros. Die Doloper, welche dieſe Inſel bewohnten, vernachläßigten gänzlich den Ackerbau, und trieben ſchon ſeit langer Zeit

Seeräuberey. Endlich trieben ſie es ſo weit, daß ſie auch die Fremden, die in ihre Hafen kamen, und mit ihnen handelten, nicht mehr ſchonten, und einige theſſaliſche Kaufleute, die in ihren Hafen Kteſion eingelaufen waren, plünderten und in Verhaft ſetzten. Dieſe aber entkamen aus dem Gefängniſſe, und brachten ihre Klage wider die Stadt bey den Amphictyonen an. Die Einwohner der Stadt wollten die ihnen zuerkannte Geldſtrafe nicht bezahlen, ſondern verlangten, daß man ſich an die halten ſollte, die die Kaufleute geplündert und die Beute behalten hätten. Darüber geriethen die Räuber in Furcht, und meldeten dem Cimon ſchriftlich, daß ſie ihm die Stadt verrathen wollten, wenn er mit ſeiner Flotte hinkäme. Auf ſolche Art nahm Cimon die Inſel ein, verjagte die Doloper, und machte das aegäiſche Meer wieder ſicher.

Weil Cimon bey dieſer Gelegenheit erfuhr, daß der alte athenienſiſche König Theſeus, des Aegeus Sohn, der aus Athen nach Scyros geflohen, und dort von dem Könige Lykomedes, der ſich vor ihm furchte, meuchelmörderiſch umgebracht worden war, in Scyros begraben läge, ſo gab er ſich viele Mühe, das Grab zu finden. Die Athenienſer hatten durch ein Orakel den Befehl bekommen, des Theſeus Aſche nach Athen zu bringen, und ihn als einen Halbgott zu verehren. Aber man hatte bisher nicht gewußt, wo ſein Grab wäre, und die Einwohner von Scyros hatten es weder anzeigen, noch auch ſuchen laſſen wollen. Cimon fand endlich mit vieler eifriger Mühe die Grabſtätte, nahm die Gebeine des Theſeus auf ſein eigen Schif, welches er prächtig aus-

ſchmücken ließ, und brachte ſie ſo, faſt vierhundert Jahre nach dem Tode des Theſeus, *) nach Athen.

Das athenienſiſche Volk bekam eben dadurch eine beſondere Liebe zu ihm, und ließ zum Andenken dieſer Begebenheit jenen ſo berühmten Wettſtreit der Trauerſpieldichter anſtellen, bey welchem Sophokles, der noch ſehr jung war, ſein erſtes Trauerſpiel aufführen ließ, und der Archon Aphepſion wegen des getheilten Beyfalls und der Partheyen der Zuſchauer ſich nicht getraute, die Richter zur Beſtimmung des Preiſes zu ernennen. Als aber Cimon mit ſeinen Generalen auf das Theater kam, und das gewöhnliche Opfer brachte, ließ er ſie nicht wieder weggehen, ſondern zwang ſie, den Richtereyd zu leiſten, und den Preis zu beſtimmen, zumal da jeder dieſer zehn Generale aus einer der zehn attiſchen Gemeinden war. Dieſer Wettſtreit erregte nun durch die hohe Würde der Richter noch mehr den Ehrgeitz. Sophokles erhielt den Preis, und Aeſchylus ſoll darüber ſo mißvergnügt geworden ſeyn, daß er kurze Zeit darauf aus Unwillen Athen verließ, und ſich nach Sicilien begab, wo er auch ſtarb, und zu Gela begraben wurde.

Jon erzehlt, daß er noch in ſeiner frühen Jugend, als er von Chios nach Athen gereiſet, um den Laomedon zu beſuchen, beym Cimon geſpeiſt, und Cimon nach dem Trankopfer auf Bitten ſeiner Freunde ſo ſchön geſungen habe, daß ihn alle, die zugegen, bewundert, und dabey die Anmerkung gemacht

*) Oder vielmehr faſt achthundert Jahr, wie Dacier mit mehr Wahrſcheinlichkeit angiebt.

haben, er ſey geſchickter als Themiſtokles, denn dieſer könne, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, weder ſingen noch ſpielen, ſondern nur eine Stadt groß und reich machen. Bey dieſer Gelegenheit, da natürlicher Weiſe das Geſpräch währendem Trunke auch auf die Thaten des Cimons kam, und dieſe ſehr geprieſen wurden, ſoll er ſelbſt eine Kriegsliſt von ſich erzehlt haben, die er für eine ſeiner klügſten Thaten gehalten.

Die griechiſchen Bundesgenoſſen verlangten nämlich, da ſie in Seſtus und Byzanz viele Kriegsgefangene gemacht hatten, eine Theilung. Cimon ſtellte auf die eine Seite die Gefangenen, auf die andere allen Schmuck und Kleider, die die Gefangenen gehabt hatten. Die Bundesgenoſſen beſchwerten ſich darüber, weil es eine ungleiche Theilung ſey. Cimon aber ſagte, er überlieſſe ihnen die Wahl, welchen von den beyden Theilen ſie nehmen wollten, und die Athenienſer würden mit demjenigen Theile, den ſie ihnen lieſſen, zufrieden ſeyn. Herophytus aus Samos rieth ihnen, den Schmuck der Perſer anſtatt der nackten Perſer zu nehmen, welches ſie auch thaten, und die Koſtbarkeiten nahmen, die Gefangenen aber den Athenienſern lieſſen. Man lachte damals den Cimon über dieſe Theilung aus, da die Bundesgenoſſen die goldenen Armbänder, Ketten, Halsſchmuck und herrlichen purpurnen Kleider, die Athenienſer hingegen die nackten Leute, die gar zu keiner Arbeit geſchickt waren, zum Antheil bekamen. Kurze Zeit darauf aber kamen die Freunde und Verwandten der Gefangenen aus Phrygien und Lydien, und kauften ſie alle mit groſſen Summen los. Ci-

mon wurde durch die Menge dieſes Geldes in den Stand geſetzt, vier Monate hindurch ſeine ganze Flotte damit zu verſorgen, und noch über dieß viel Geld davon nach Athen zu ſchicken.

Cimon hatte ſich nun in ſeinen Kriegen ein groſſes Vermögen erworben, aber er wandte dasjenige, was er auf eine rühmliche Art von den Feinden gewonnen hatte, auf eine noch rühmlichere Art zum Beſten ſeiner Mitbürger an. Er ließ von ſeinen Aeckern die Zäune wegreiſſen, damit Einheimiſche und Fremde, die es bedurften, ſo viele Früchte, als ſie wollten, ohne Furcht nehmen könnten. Er hielt alle Abende eine Tafel für Dürftige bereit, die zwar nicht koſtbar beſetzt, aber mit hinlänglichen Speiſen für eine groſſe Menge verſehen war. Hier konnte, wer da wollte, von den armen Bürgern ſpeiſen, und ſich ohne Arbeit ernähren, und ſeine Zeit ganz den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt widmen. Ariſtoteles ſagt zwar, daß es nicht allen Athenienſern, ſondern nur denen, die zur Gemeinde der Laciaden gehört, aus welcher er ſelbſt war, freygeſtanden hätte, das Abendbrodt bey ihm zu eſſen. Es begleiteten ihn immer zwey oder drey Jünglinge, die gute Mäntel anhatten, und die, wenn Cimon einem alten Bürger begegnete, der ſchlecht gekleidet war, ihre guten Mäntel mit ſeinem ſchlechten vertauſchten. Man fand dieſes Betragen ſehr edelmüthig. Eben dieſe Jünglinge trugen immer eine Menge Geld bey ſich, und wenn ſie Dürftige von vornehmen Stande auf dem Markte bemerkten, ſtellten ſie ſich zu ihnen hin, und drückten ihnen in der Stille Geld in die Hände.

Darauf bezieht ſich Kratinus in ſeiner Comödie, die den Titel Archilochen hat, wenn er den Schreiber Metrobius ſo redend einführt: „Ich armer Schreiber Metrobius dachte auch mein Alter recht vergnügt beym Cimon, dem göttlichen, gaſtfreyen Manne, den beſten und erſten aller Griechen zuzubringen; aber er ſtarb eher als ich. Eben deswegen ſagte auch Gorgias aus Leontium: Cimon erwarb ſich Geld, um es zu nutzen, und nutzte es, um ſich Ehre zu erwerben. Und Kritias, einer der dreyßig Lacedämoniſchen Regenten zu Athen, wünſchte ſich den Reichthum des Skopas, *) die Großmuth des Cimons, und die Siege des lacedämoniſchen Königs Ageſilaus.

Der Spartaner Lichas machte ſich, wie bekannt iſt, durch nichts weiter, als bloß dadurch unter den Griechen berühmt, daß er die Fremden bey den Kampfſpielen der lacedämoniſchen Jugend bewirthete. Cimons Freygebigkeit übertraf ſelbſt die alte Gaſtfreyheit und Menſchenliebe der Athenienſer, die mit Recht darauf ſtolz ſind, daß ſie den Griechen das Säen, und allen Menſchen, die es verlangten, Brunnen zu graben, und Feuer zu machen lehrten. Cimon machte ſein Haus zu einem allgemeinen Unterhaltungshauſe ſeiner Mitbürger, und auf ſeinen Landgütern vergönnte er den Fremden ſogar die Erſtlinge der Früchte, und alles, was die Jahrszeit mit ſich brachte, nach Belieben zu nehmen, wodurch er die unter dem Saturn, der Mythologie nach, geweſene und

*) Eines reichen Theſſaliers, S. das Leben des Cato im 3. Th. dieſer Biographien S. 312. u. f.

ſo berühmte Gemeinſchaft der Güter auf gewiſſe Art wieder einführte.

Diejenigen, welche dieſer Großmuth den Vorwurf machen, daß es Schmeicheley gegen das Volk, um daſſelbe auf Cimons Seite zu bringen, geweſen ſey, werden durch die Grundſätze des Cimons, der der ariſtokratiſchen und lacedämoniſchen Regierungsart ſehr geneigt war, hinlänglich widerlegt. Cimon widerſetzte ſich vielmehr mit dem Ariſtides dem Themiſtokles, der die Gewalt des Volks über die gehörigen Grenzen erweitern wollte, und gerieth hernach mit dem Ephialtes in Zwiſtigkeit, der, um dem Volke ſich gefällig zu machen, den Senat der Areopagiten aufheben wollte. Er enthielt ſich auch von allen Beſtechungen und Bereicherungen auf gemeine Koſten bey der Verwaltung der Staatsgeſchäfte beſtändig frey, und nahm für alle ſeine Reden und Beſchäftigungen keine Belohnung, ob er gleich ſahe, daß ſich alle andre, den Ariſtides und Ephialtes ausgenommen, auf Koſten der Republik bereicherten.

Ein Perſer, Namens Rhoeſakes, der von ſeinem Könige abgefallen, und mit vielem Geld nach Athen gekommen war, wurde von betrügeriſchen Advocaten chikanirt. Er nahm ſeine Zuflucht zum Cimon, und ſetzte in den Vorſal zwey Schaalen, davon die eine mit ſilbern Darikern, die andre mit Goldſtücken angefüllt war. Cimon lächelte, wie er es gewahr wurde, und fragte den Fremdling: „Willſt du den Cimon lieber zu deinem Freunde oder zu deinem Miethlinge haben?“ — „Zum Freunde,“ — antwortete jener. „Nun, ſo nimm das wieder mit, ſagte Cimon, denn da ich dein Freund gewor-

geworden bin, will ich mich deines Geldes bedienen, wenn ich es werde nöthig haben."

Die griechiſchen Bundesgenoſſen wurden des Krieges gegen die Perſer überdrüßig, und wollten, da die Feinde aus dem Lande getrieben waren, und ſie nicht weiter beunruhigten, die Fortſetzung des Krieges alſo nicht nöthig war, auch ihn nicht weiter fort führen, ſondern in Ruhe und Frieden den Ackerbau treiben: ſie errichteten zwar noch immer die feſtgeſetzte Kriegsſteuer, aber ſie lieferten nicht die beſtimmte Anzahl von Leuten und Schifen. Die die andern athenienſiſchen Feldherren zwangen ſie mit Gewalt dazu, und ſtraften die Nachläßigen mit ziemlicher Stenge, wodurch ſie die athenienſiſche Obergewalt bey den Bundesgenoſſen ſehr verhaßt machten. Cimon hingegen ſchlug einen andern Weg ein. Er zwang keinen einzigen Griechen mit Gewalt, ſondern nahm von allen, die nicht mit zu Felde ziehen wollten, Geld und leere Schife an, und ließ ſie der Reitze der ruhigen Muße zu Hauſe genieſſen, und aus tapfern Soldaten durch Ueppigkeit und Unverſtand feige Ackersleute und Kaufleute werden. Er brachte aber deſto mehr Athenienſer auf die Schife, und machte ſie in kurzer Zeit durch die Uebung im Kriege auf Koſten der Bundesgenoſſen durch derſelben eigenes Geld zu ihren Herren. Denn da ſie beſtändig zur See waren, die Waffen in den Händen hatten, und geübte tüchtige Soldaten wurden, gewöhnten ſich die Bundesgenoſſen an, ſich für ſie zu fürchten, und ihnen zu ſchmeicheln, und wurden aus Bundesgenoſſen zinsbare Knechte von ihnen.

Selbſt den Stolz des groſſen perſiſchen Königs demüthigte und erniedrigte niemand mehr als Cimon. Er ließ den Perſern keine Ruhe, da ſie Griechenland verlaſſen hatten, ſondern folgte ihnen gleichſam auf dem Fuſſe nach, ohne daß ſie ſich erholen und wieder in Ordnung ſtellen konnten, er verwüſtete und plünderte theils ihre Länder, theils machte er die Einwohner von den Perſern abwendig, und zog ſie auf die Parthey der Griechen. So machte er in Aſien von Jonien bis Pamphilien alles von Perſern leer.

Auf erhaltene Nachricht, daß eine groſſe perſiſche Flotte und eine ſtarke Armee an der Küſte von Pamphilien ſich verſammelt hätte, faßte er den Entſchluß, die Feinde abzuhalten, daß ſie ſich nicht dieſſeits der chelidoniſchen Inſeln ſehen laſſen dürften, und gieng von Knidos und Triopium mit einer Flotte von zweyhundert Schifen ab, welche vom Themiſtokles ſo erbaut worden waren, daß ſie ſich ſchnell und leicht wenden konnten. Cimon ließ ſie breiter machen, und eine Leiter über das ganze Verdeck ziehen, damit deſtomehr Soldaten darauf erſcheinen, und den Feinden einen deſto fürchterlichen Anblick machen möchten.

Er ſegelte gegen die Stadt Phaſelis, deren Einwohner zwar Griechen waren, aber weder die Flotte Cimons aufnehmen, noch von ihrem Könige abfallen wollten. Er verwüſtete daher die umliegende Gegend, und rückte an die Stadtmauern. Aber die Chier, die ſich mit bey der Flotte Cimons befanden, und ſchon ſeit langer Zeit Freunde der Phaſeliten waren, beſänftigten theils den Unwillen

des Cimons, theils warfen ſie kleine Zettelchens, die ſie an Pfeile gebunden hatten, über die Stadtmauern, und benachrichtigten die Phaſeliten von den Umſtänden. Endlich brachten ſie einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Einwohner von Phaſelis zehn Talente geben mußten, und ſich mit Cimon zum Kriege gegen die Perſer verbanden.

Ephorus berichtet, daß damals Tithrauſtes die königliche Flotte, und Pherendates die Armee zu Lande commandirt habe; Kaliſthenes hingegen ſagt, Ariomandus, des Gabrias Sohn, ſey der Generaliſſimus der ganzen königlichen Kriegsmacht geweſen. Er lag mit ſeiner Flotte bey dem Fluſſe Eurymedon, und war nicht willens, ſich mit den Griechen in eine Schlacht einzulaſſen, ſondern erſt die achtzig phöniciſche Schife, die von Cypern her ihm zu Hülfe kommen ſollten, zu erwarten. Aber Cimon wollte den Feinden zuvorkommen, und ſegelte auf ſie zu, um ſie, wenn ſie nicht Luſt hätten zu ſchlagen, mit Gewalt zu einer Schlacht zu nöthigen, ehe ſie die erwartete Verſtärkung erhielten. Die Feinde zogen ſich anfänglich, um nicht zu einer Schlacht genöthigt zu werden, aus der See in den Fluß ſelbſt zurück. Wie ſie aber von den Athenienſern angegriffen wurden, ſo ſegelten ſie ihnen mit einer Flotte entgegen, die, nach dem Phanodemus, aus ſechshundert Schifen, nach dem Ephorus aber aus dreyhundert und funfzig Schifen beſtand. Allein ſie thaten keinen Widerſtand, der einer ſo groſſen Seemacht würdig geweſen wäre, ſondern zogen ſich ſehr bald gegen das Land zurück: die erſtern entkamen und flohen zu der Landarmee, die in der Nähe ſtand, die

andern fielen den Athenienſern in die Hände, und wurden gröſtentheils mit den Schifen zu Grunde gerichtet. Daß übrigens die Anzahl der feindlichen bewaffneten Schife sehr groß geweſen ſey, kann man daraus ſchlieſſen, daß die Athenienſer, ohnerachtet der vielen, die davon kamen, oder zertrümmert wurden, doch noch zweyhundert Schife eroberten.

Indeſſen war die feindliche Landarmee gegen das Meer zu angerückt. Cimon hielt es für etwas ſchweres, mit Gewalt eine Landung zu verſuchen, und die ſchon abgematteten Griechen den friſchen weit überlegenen Truppen der Feinde entgegen zu ſtellen. Da er jedoch ſahe, daß ſeine Truppen voll Muth und Lebhaftigkeit wegen des ſchon erhaltenen Sieges, und voll Begierde waren, den Feind auch zu Lande anzugreifen, ließ er ſie, ſo erhitzt wie ſie vom Seetreffen waren, ans Land ſteigen, und mit Ungeſtüm und einem heftigen Feldgeſchrey auf die Feinde losgehen. Dieſe hielten Stand, und fochten mit einer herzhaften Tapferkeit. Die Schlacht wurde ſehr hart, und es kamen die beſten und vornehmſten Athenienſer dabey um; endlich aber ſiegten dennoch die Griechen, ſchlugen die Feinde gänzlich in die Flucht, machten viele Gefangene, und eroberten auch das feindliche Lager, welches mit allen Arten von Reichthümern angefüllt war.

Cimon hatte, wie ein vortreflicher Fechter, an einem Tage in zwey Kämpfen geſiegt. Er hatte durch das Treffen zu Lande die Seeſchlacht bey Salamis, und durch das Treffen zur See den Sieg zu Lande bey Platäa übertroffen *), und wollte zu dieſen

*) Es iſt nicht nöthig, wenn man die Reiskeſche Interpunction annimmt, in dieſer etwas dun-

Siegen noch einen dritten Kampf dazu gewinnen. Er ſegelte den achtzig phönicischen Schifen, die nicht bey der Schlacht mit geweſen waren, und den erhaltenen Nachrichten zufolge, bey Hydrus *) liegen ſollten, eilfertig entgegen. Die Capitaine dieſer Schife hatten noch keine ſichere Nachricht von dem, was mit der groſſen perſiſchen Flotte vorgefallen war, und ſchwebten noch in Ungewißheit und Furcht. Sie erſchracken daher über den Angriff des Cimons deſto mehr, und verloren alle ihre Schife und den gröſten Theil der Truppen.

Dieſe Vorfälle demüthigten den Stolz des perſiſchen Königs ſo ſehr, daß er darauf jenen Weltberühmten Frieden ſchloß, in welchem er verſprechen mußte, ſeine Schife ſtets in einem Raume,

keln Stelle an eine Veränderung des Textes zu gedenken, oder Fehler der Abſchreiber zu muthmaſſen. Plutarch will ſagen, Cimon habe durch ſeinen doppelten Sieg die Seeſchlacht bey Salamis übertroffen, weil dabey kein Sieg zu Lande war, und den Sieg zu Lande bey Platäa, weil dabey kein Sieg zur See war. Cimon gewann beyde Schlachten an einem Tage, und machte dadurch ſeinen Sieg vollkommener als jene waren.

*) Weil die alten Schriftſteller keines Orts ererwähnen, der Hydrus geheiſſen, ſo will Lubinus dafür Syrde leſen, welches ein Ort in Cilicien am Meere war. Dacier ſetzt dafür Hydruſſa, welches eine von den cykladiſchen Inſeln geweſen ſeyn ſoll. Moſes dů Soul will gar Cypern anſtatt Hydrus leſen. — Kann es denn nicht aber einen Ort Hydrus gegeben haben, obgleich die alten Schriftſteller ihn nicht erwähnen, und wir nichts davon wiſſen?

den ein Pferd auf einmal durchlaufen kann, das iſt auf dreyhundert Stadien, von dem griechiſchen Meere weit entfernt zu halten, und mit keinem Kriegsſchife innerhalb der kyaneiſchen und chelidoniſchen Inſeln zu erſcheinen. Kalliſthenes ſagt zwar, daß dieſes kein eigentlicher Friedensartikel geweſen ſey, daß aber die Perſer noch aus Furcht wegen der erlittenen groſſen Niederlage ſich ſtets in einer ſo groſſen Entfernung von Griechenland gehalten håtten, daß weder Perikles noch Ephialtes, da jener mit funfzig und dieſer nur mit dreyßig Schifen über die chelidoniſchen Inſeln hinausſegelten, ein einziges feindliches Schif angetroffen håtten. Allein man findet in den öffentlichen Acten des athenienſiſchen Volks, welche Kraterus geſammelt hat, eine Abſchrift von dieſem Frieden, in welcher dieſe Bedingung vorkommt. Die Athenienſer ſollen auch dieſer Urſache wegen dem Frieden einen Altar errichtet, und dem Kallias, der als Geſandter dieſen Frieden ſchloß, ganz vorzügliche Ehre erwieſen haben.

Das Geld, welches aus der verkauften Beute gelöſt wurde, betrug ſo groſſe Summen, daß das athenienſiſche Volk davon nicht allein viele andre öffentliche Koſten beſtreiten konnte, ſondern auch die Mauer am Schloſſe, die gegen Mittag ſteht, erbauen ließ. Cimon ſelbſt ſoll auch zu der langen Mauer, die den Namen Skele führt, und die erſt in den folgenden Zeiten völlig fertig wurde, den erſten Grund habe legen laſſen, und die Koſten dazu hergegeben, daß der ſumpfigte und moraſtige Boden, auf welchem die Mauer aufgeführt werden mußte, durch Kies und ſchwere Steine dicht und feſt ge-

macht wurde. Er war auch der erſte, der Athen durch die, der Ergötzung der freygebornen Athenienſer beſtimmten, niedlichen bedeckten Gänge, an denen man nachher ſo groſſes Vergnügen fand, verſchönerte. Er ließ ferner den Marktplatz mit Ahornbäumen bepflanzen, und machte die ſo genannte Akademie, welches ein dürrer ſchlechter Platz war, zu einem mit Springbrunnen verſehenen Park, und ließ darinnen ſchattigte und angenehme Spaziergänge anlegen.

Diejenigen Perſer, welche Cherſones inne hatten, wollten es nicht verlaſſen, und riefen die Oberthracier zu Hülfe, ohne ſich vor dem Cimon zu fürchten, der nur mit wenigen Schifen von Athen gegen ſie abgeſegelt war. Cimon grif ſie an, nahm mit ſeinen vier Schifen ihre dreyzehn Schife weg, jagte die Perſer davon, ſchlug die Thracier, und brachte ganz Cherſones unter die Bothmäſſigkeit der Athenienſer. Darauf bekriegte er die Thaſier, die von den Athenienſern abgefallen waren, nahm ihnen drey und dreyßig Schife weg, eroberte ihre Stadt, eignete die Goldbergwerke auf dem feſten Lande der Thaſier den Athenienſern zu, und nahm das ganze Gebiet ein, das den Thaſiern gehörte.

Er hätte von da aus leicht in Macedonien einbrechen, und ein groſſes Stück Land davon erobern können, welches er aber, wie es ſcheint, nicht thun wollte, daher er auch beſchuldigt wurde, daß er vom macedoniſchen Könige Alexander ſich habe beſtechen laſſen. Er vertheidigte ſich vor dem Gerichte, welches dieſerwegen gehalten wurde, in Gegenwart ſeiner Feinde mit dieſen Ausdrücken: „Ich

halte weder mit den reichen Joniern noch den Theſſaliern, wie viele thun, um Ehre und Reichthümer zu bekommen, das Gaſtrecht, ſondern mit den Macedoniern *), deren Sparſamkeit und Mäſſigkeit ich hochſchätze und nachzuahmen ſuche, und ſie allen Reichthümern vorziehe; und ich freue mich darüber, daß ich die Stadt Athen mit feindlicher Beute bereichere.“ Steſimbrotus, der auch dieſes Gerichts erwähnt, ſagt, daß Cimons Schweſter, Elpinice, zum Perikles gegangen, und für ihren Bruder gebeten habe, weil Perikles der heftigſte Ankläger des Cimons geweſen ſey. Perikles aber habe lächelnd zu ihr geſagt: „Elpinice, du biſt zu alt, um dich mit dergleichen Dingen abgeben zu können.“ Indeſſen habe er ſich doch in dem Gerichte ſehr gelind gegen den Cimon bewieſen, und ſey nur ein einzigmal eine Klage vorzubringen aufgeſtanden, um doch etwas dabey zu thun.

In dieſem Gerichte wurde Cimon völlig unſchuldig erklärt. Er behauptete aber, ſo lange er in Athen war, beſtändig die Oberhand über das Volk, und hielt es zurück, wenn es ſich gegen die Edlen auflehnte, und ihnen alle Macht und Gewalt, die ſie in der Republik beſaſſen, rauben woll-

*) Einige Editoren und Ueberſetzer glauben, daß es Lacedämonier heiſſen müſſe, und wollen dieſe Leſeart in einigen Codicibus gefunden haben. Reiske hat ſie ſogar in den Text genommen, aber ich ſehe keinen hinlänglichen Grund zu dieſer ſtarken Veränderung des Textes, vielmehr ſcheint der Zuſammenhang des Sinnes in der Cimoniſchen Rede die Leſeart, Macedonier, zu verlangen.

te. Da er aber wieder zu einer neuen Expedition abgeſegelt war, erhob ſich das Volk von neuen, warf die bisherige Staatsverfaſſung, und die durch Geſetze beſtättigte Ordnung über den Haufen, und nahm, unter Anführung des Ephialtes, dem Senate Areopagus die ganze Gerichtsbarkeit, wenige Fälle ausgenommen. Er unterwarf ſich alle Gerichte, und machte die Regierungsform zu Athen vollkommen demokratiſch. Perikles, der damals die meiſte Gewalt beſaß, hielt es mit der Parthey des Volk. Cimon wurde bey ſeiner Rückkunft ſehr aufgebracht, daß die Würde des Senat ſo beſchimpft worden war, und ſuchte wiederum die Gerichtsbarkeit an den Senat zu bringen, und die ariſtokratiſche Verfaſſung, die Kliſthenes errichtet hatte, wieder herzuſtellen, worüber ſeine Feinde ein groſſes Geſchrey erhoben, und mit vereinigten Bemühungen das Volk wider ihn erbitterten. Sie brachten auch dabey die ehemalige Beſchuldigung wegen eines mit ſeiner Schweſter gepflogenen verbotenen Umgangs wieder vor, und machten ihm den Vorwurf, daß er ganz lacedämoniſch geſinnt ſey. Darauf bezieht ſich auch jene bekannte Stelle, in den Comödien des Eupolis vom Cimon: „Er war kein böſer Mann eben, aber er liebte den Trunk und war nachläſſig. Er ſchlief auch einigemal zu Lacedämon, und ließ indeſſen ſeine arme Schweſter Elpinice allein.“ — Wenn Cimon als ein nachläſſiger, dem Trunke ergebener Mann, ſo viele Städte erobert, und ſo viele Schlachten gewonnen hat, ſo iſt gewiß, daß er, wenn er imer nüchtern und aufmerkſam geweſen wä-

re, alle Griechen, die je vor ihm und nach ihm geweſen ſind, würde übertroffen haben.

Er war von Jugend auf ein groſſer Freund der Lacedämonier: er gab auch dem einen von den beyden Zwillingen, die ihm geboren wurden, den Namen Lacedämonius, und dem andern Eleus. Sie ſollen, wie Steſimbrotus ſagt, Kinder der zweyten Gemahlin des Cimons, Klitoria, welches keine Athenienſerin war, geweſen, und daher ihnen oft vom Perikles, ihr fremdes mütterliches Geſchlecht vorgeworfen worden ſeyn. Diodorus Periegetes aber ſagt, daß ſowohl dieſe beyden, als auch der dritte Sohn des Cimons, Theſſalus, Kinder der Iſodice geweſen, die eine Tochter des Euryptolemus und Enkelin des Megakles war.

Cimon wurde auch durch die Lacedämonier vorzüglich empor gebracht, denn ſie waren dem Themiſtokles in allem entgegen, und wünſchten, daß der damals junge Cimon daß meiſte Anſehen und die gröſſte Gewalt zu Athen erlangen möchte. Und die Athenienſer ſahen es auch anfänglich ganz gerne, daß ſie durch die Gunſt der Lacedämonier gegen den Cimon verſchiedene wichtige Vortheile gewannen, und beſonders durch dieſe Begünſtigung des Cimons ihre Macht vermehren, und die Oberherrſchaft über die Bundesgenoſſen an ſich bringen konnten. Denn die meiſten griechiſchen Angelegenheiten giengen durch den Cimon, der ſich gegen die Bundesgenoſſen ſehr gelind, und gegen die Lacedämonier, ſehr gefällig betrug. Da ſie aber nachher mächtiger geworden waren, und Cimon ganz öffentlich dem Intereſſe der Lacedämonier ſich erge=

ben bezeigte, ſo wurden ſie mißvergnügt. Er ſelbſt erhob immer in allen Dingen Lacedämon gegen die Athenienſer, und beſonders ſoll er, wie Steſimbrotus ſagt, wenn er ſeine Landesleute tadelte, ſich des Ausdrucks bedient haben: „So betragen ſich die Lacedämonier nicht,“ wodurch er ſich den Neid und Haß ſeiner Mitbürger zuzog.

Die vornehmſte Beſchuldigung, die ihm am meiſten ſchadete, kam von folgenden Umſtänden her. Im vierten Jahre der Regierung des ſpartaniſchen Königs Archidamus, des Zeuxidamus Sohn, wurde durch ein gewaltiges Erdbeben, dergleichen man ſich von keiner vorigen Zeit her erinnerte, das lacedämoniſche Gebiet verwüſtet. Die Erde berſtete an vielen Orten von einander, und es fielen ganze hohe Hügel durch die Erſchütterung vom Berge Taygetus herunter. Die ganze Stadt Sparta gieng bey dieſem Erdbeben unter, es blieben nicht mehr als fünf Häuſer ſtehen, die nicht verſchüttet waren. Das Erdbeben ereignete ſich eben als die lacedämoniſchen Jünglinge und Knaben ihre gewöhnlichen Uebungen in dem dazu beſtimmten öffentlichen Gebäude hielten, und kurz vor dem Erdbeben kam ein Haaſe über den Platz gelaufen, welchen die Knaben, ſo nackt und geſalbt wie ſie da waren, aus Spaß verfolgten, die ältern Jünglinge aber blieben in dem Hauſe, und wurden insgeſammt von dem einſtürzenden Gebäude erſchlagen. Der Platz, wo dieſe jungen Lacedämonier begraben liegen, heißt noch jetzt, wegen des Erdbebens, Sismathia.

Der König Archidamus behielt bey dieſem ſchrecklichen Vorfalle ſo viel Weisheit und Gegenwart des

Geiſtes, daß er bey der gegenwärtigen Gefahr auch auf die künftige dachte, und ließ, wie er ſahe, daß die Einwohner von Sparta in ihre Häuſer liefen, um ihre beſten Sachen zu retten, mit der Kriegs-trompete das Zeichen geben, als wenn ein feindlicher Angrif geſchähe, damit die Spartaner eiligſt zu den Waffen greifen, und ſich verſammeln möchten. Dieſe Vorſicht rettete damals Sparta ganz allein vom Untergange. Denn die Heloten *) kamen vom Lande von allen Orten her zuſammen gelaufen, und wollten die noch übrig gebliebenen Lacedämonier vollends erſchlagen. Sie fanden ſie aber wider ihr Vermuthen gewafnet und in Schlachtordnung ſtehen, daher ſie in die andern Städte zurückgiengen, und einen offenbaren Krieg anfiengen, in welchem ſie von den benachbarten Völkerſchaften viele auf ihre Seite brachten, und zugleich griffen die Meſſenier die Spartaner an.

Bey ſo mißlichen Umſtänden ſchickten die Lacedämonier den Periklidas nach Athen, der um Hülfe bitten ſollte, und der, wie Ariſtophanes in einer ſeiner Comödien ſagt, **) im rothen Mantel ganz erblaßt ſich an die Altäre ſetzte, und um Truppen bat. Ephialtes ſucht es zu hindern, und ſtellte vor, daß man einer Stadt, die die Nebenbuhlerin Athens ſey, nicht Hülfe leiſten, und ſie wieder von neuen aufrichten müſſe, man ſolle vielmehr den ſpartani-

*) Lacedämoniſche Sklaven, die das Feld bauen und die eigentlichſten Arbeitsdienſte verrichten mußten. Von ihrem harten Schickſale kommt viel im Leben des Lykurgs im 1. Th. dieſer Biographien vor.

**) Lyſiſtr. verſ. 1140.

ſchen Stolz in ſeiner Unterdrückung und Demüthigung laſſen. Cimon hingegen, der, wie Kritias erzehlt, den Vortheil Lacedämons der Erhebung ſeines Vaterlandes vorzog, beredete das athenienſiſche Volk, und gieng mit einer ſtarken Mannſchaft ſelbſt den Lacedämoniern zu Hülfe. Jon führt die Rede umſtändlich an, durch welche Cimon die Athenienſer am meiſten bewegte, und in welcher er ſie ermahnte, Griechenland nicht lahm werden zu laſſen, und nicht eine Stadt zu verlaſſen, die mit ihnen an einem Joche zöge.

Als er mit ſeinen Hülfsvölkern auf dem Rückzuge nach Athen durch das korinthiſche Gebiet marſchirte, beſchwerte ſich Lachartus gegen ihn, daß er das Heer durch das korinthiſche Gebiet führe, ohne vorher Erlaubniß dazu gebeten zu haben, denn man pflege an eine fremde Thür anzuklopfen, und nicht eher hereinzutreten, bis es der Herr des Hauſes erlaube. Allein Cimon antwortete darauf: „Ihr Korinther habt auch nicht erſt an die Thüren der Kleonäer und Megarenſer angeklopft, ſondern ſie aufgebrochen, und mit Gewalt der Waffen eingedrungen, und habt verlangt, daß euch alles müſſe oben ſtehen, weil ihr ſtärker wäret.“ Auf eine ſo freye Art vertheidigte ſich Cimon gegen die Korinther, und zog mit ſeinen Truppen weiter fort.

Die Lacedämonier baten bald darauf die Athenienſer von neuen um Hülfe gegen die Meſſenier und Heloten, welche Ithome in Beſitz hatten. Sie erhielten auch wieder athenienſiſche Hülfstruppen, ſchickten ſie aber, aus Furcht vor ihrer Kühnheit und hohem Betragen, unter allen andern Bundes-

genoſſen allein wieder zurück, als Truppen, die lauter Neuerungen anfiengen. Darüber wurden die Athenienſer ſo aufgebracht, daß ſie gegen alle, die lacedämoniſch geſinnt waren, ihren Haß öffentlich ausliessen, und den Cimon, unter einem geringen Vorwande, durch den Oſtracismus auf zehn Jahr aus Athen verbannten, denn ſo lange dauerte die Verbannung dieſer Art.

Während dieſer Zeit trug es ſich zu, daß die Athenienſer ſelbſt gegen die Lacedämonier zu Felde zogen, und ihnen entgegen marſchirten, da ſich dieſe, nachdem ſie Delphos von den Phocenſern befreyet, bey Tanagra gelagert hatten. Cimon erſchien mit den Waffen in der Hand bey den Athenienſern, und ſtellte ſich zum öneidiſchen Stamme, zu welchem er gehörte, voll Bereitwilligkeit, mit ſeinen Mitbürgern gegen die Lacedämonier zu fechten. Aber ſeine Feinde erhoben ein ſo groſſes Geſchrey wider ihn, und behaupteten, er wolle nur bey vorfallenden Treffen das athenienſiſche Kriegsheer in Unordnung bringen, und alsdenn die Lacedämonier nach Athen führen, daß der Rath der Fünfhundert in Furcht gerieth, und den Generalen Befehl zuſchickte, den Cimon nicht bey der Armee zu dulden. Er mußte ſich nun wegbegeben, bat aber den Euthippus, den Anaphlyſier, und ſeine andern Freunde, die am meiſten in Verdacht ſtanden, daß ſie lacedämoniſch geſinnt wären, recht tapfer gegen die Feinde zu fechten, und ſich durch ihre Thaten wegen der verläumdriſchen Beſchuldigungen bey ihren Mitbürgern zu rechtfertigen. Dieſe Athenienſer ſtellten darauf Cimons ganze Rüſtung in die

Mitte ihrer Compagnie, und hielten ſich insgeſammt in der Schlacht ſo auſſerordentlich tapfer, daß ſie alle mit einander, an der Zahl hundert, auf dem Platze blieben, und ihren Mitbürgern ein Verlangen nach ſich, und eine Reue über ihre ungerechten Beſchuldigen hinterlieſſen. *)

Daher dauerte auch der Haß der Athenienſer gegen den Cimon nicht lange mehr, und ſie erinnerten ſich theils ſeiner vorigen Verdienſte, theils wurden ſie auch von den Umſtänden gedrängt. Denn ſie hatten in der Schlacht bey Tanagra eine groſſe Niederlage erlitten, und befürchteten, daß mit Anfange des Frühlings eine peloponneſiſche Armee ſelbſt in ihre Grenzen kommen möchte. Sie riefen daher den Cimon wieder aus ſeiner Verbannung zurück, und Perikles verfertigte ſelbſt darüber das Staatsdecret. So ſehr wurden damals die perſönlichen Feindſeligkeiten von dem Staatsintereſſe beſiegt, ſo mäßig war man im Zorne, und ſo leicht verſöhnten ſich Feinde, wenn es auf das gemeine Beſte ankam. Der Ehrgeitz, der ſonſt über alle Leidenſchaften herrſcht, bequemte ſich nach den Umſtänden des Vaterlandes.

Cimon brachte gleich nach ſeiner Zurückkunft einen Frieden zu Stande, und verſöhnte die beyden Städte Athen und Lacedämon. Weil er aber nach geſchloſſenen Frieden gewahr wurde, daß die Athenienſer nicht ruhig ſeyn konnten, ſondern ſich in kriegriſcher Thätigkeit erhalten, und durch Feldzüge ſich vergröſſern wollten, ſo ſann er auf Mittel, wie ſie den Griechen nicht beſchwerlich fallen, und nicht

*) Vergl. 2. Th. dieſer Biographien.

durch das Herumſchwärmen ihrer vielen Schife bey den Inſeln und den peloponneſiſchen Küſten neue Gelegenheit zu innerlichen Kriegen geben, und Klagen der Bundesgenoſſen ihrer Stadt zuziehen möchten. Er unternahm mit zweyhundert Schiffen einen neuen Feldzug gegen Aegypten und Cypern. Er hoffte dadurch die Athenienſer immer mehr im Fechten gegen die Barbaren zu üben, und zugleich auf eine gerechte Art die Reichthümer der natürlichen Feinde Griechenlands nach Griechenland zu bringen.

Als ſchon alles in völliger Bereitſchaft dazu, und die Truppen ſchon bey den Schiffen verſammelt waren, hatte Cimon einen Traum, in welchem es ihm vorkam, als wenn ein erboßter Hund ihn anbellte, und darauf mit einem Tone, der aus menſchlicher Sprache und Bellen zuſammengeſetzt war, zu ihm ſagte: Komm, denn du wirſt nun bald von mir und meinen Jungen ein Freund werden. Dieſe ſehr undeutliche Erſcheinung erklärte Aſtyphilus aus Poſidonien, ein Wahrſager und Cimons guter Freund, auf die Art, daß dem Cimon dadurch der Tod angedeutet würde. Denn er ſagte: Ein Hund, der einen Menſchen anbellt, iſt ſein Feind, einen Feind aber kann man nicht eher als wenn man ſtirbt ſich zum Freunde machen; der vermiſchte Ton des Hundes zeigt an, daß dieſer Feind ein Meder iſt, denn die Armee der Meder iſt mit Griechen und Barbaren vermiſcht. Auf dieſe Erſcheinung folgte noch eine andere Vorbedeutung, da Cimon den Bacchus opferte. Als nämlich der Prieſter das Opferthier geſchlachtet hatte, kamen eine Menge Ameiſen herbey, und trugen das ſchon geronnene Blut in kleinen

nen Stücken zum Cimon, und legten es ihm auf ſeine groſſe Zehe. Cimon wurde es nicht eher gewahr, bis der Wahrſager eben zu ihm trat, und ihm andeutete, daß die Leber des Opferthiers ohne Kopf geweſen ſey.

Gleichwohl gieng Cimon unter Segel, weil er keinen ſchicklichen Grund vorwenden konnte, dieſen Feldzug von ſich abzulehnen. Er ſchickte ſechzig Schiffe von ſeiner Flotte nach Aegypten, und ſegelte mit den übrigen weiter fort. Er ſchlug eine königliche Flotte, die aus phöniciſchen und ciliciſchen Schifen beſtand, in einem Seetreffen. Er nahm die Städte in Cypern ein. Er machte nun darauf Anſtalten, in Aegypten einzudringen. Seine Abſicht war nichts geringers, als das ganze Reich des perſiſchen Königs zu ſtürzen, und ſein Eifer wurde dadurch vergröſſert, daß er hörte, Themiſtokles, deſſen Anſehn und Gewalt bey den Barbaren aufs höchſte geſtiegen, habe dem perſiſchen Könige verſprochen, die Armee im Kriege gegen die Griechen zu commandiren. Themiſtokles aber, der alle Hoffnung aufgab, in dem griechiſchen Kriege gegen das Glück und die Tapferkeit Cimons etwas auszurichten, brachte ſich ſelbſt ums Leben.

Cimon, der mit ſeiner Flotte bey Cypern lag, und Anſtalten zu den gröſten Siegen machte, ſchickte einige Abgeſandten in den Tempel des Jupiter Ammons, um von dieſem Gotte ein geheimes Orakel zu holen, man hat aber niemals erfahren, was es eigentlich betroffen habe. Jupiter Ammon gab aber dieſen Geſandten kein Orakel, ſondern hieß ſie, ſobald ſie angekommen waren, wieder fortgehen,

weil Cimon ſelbſt ſchon bey ihm ſey. Sie begaben ſich daher wieder zu Schife, und erfuhren im griechiſchen Lager, welches damals an den Grenzen von Aegypten ſtand, daß Cimon geſtorben wäre. Sie rechneten die Zeit nach dem Tage aus, da ſie das Orakel erhalten hatten, und fanden, daß durch die Worte, Cimon ſey ſchon bey den Göttern, ſein Tod genau beſtimmt worden war.

Er ſtarb bey der Belagerung von Citium, den mehrſten Nachrichten zufolge, an einer Krankheit, wiewohl einige erzehlen, er ſey an einer Wunde geſtorben, die er in einem Gefechte bekommen. Er befahl bey ſeinem Tode ſeinen Officiern, daß ſie eilfertig nach Athen zurückſegeln, und ſeinen Tod geheim halten ſollten. Und es gieng ſo glücklich, daß weder die Feinde noch die Bundesgenoſſen des Cimons Tod erfuhren, und die Griechen, unter der Anführung des Cimons, der ſchon dreyßig Tage todt war, wie Phanodemus bemerkt, ſicher zurück kamen.

Nach ſeinem Tode führte kein einziger griechiſcher Feldherr etwas groſſes mehr gegen die Perſer aus. Die Griechen lieſſen ſich vielmehr durch ihre Demagogen und unruhige Köpfe wider einander ſelbſt aufbringen, führten unter ſich ſelbſt Kriege, und niemand mehr war da, der ſich ins Mittel ſchlug. Durch dieſe innerlichen Kriege bekam der perſiſche König Gelegenheit ſich wieder zu erholen, und die griechiſche Macht erlitt unbeſchreiblichen Schaden. Lange Zeit darauf unternahm zwar Ageſilaus einen Feldzug nach Aſien, und demüthigte die perſiſchen Feldherren an der Küſte; allein er richtete

doch nichts groſſes und wichtiges aus, und wurde bald wieder durch die in Griechenland entſtandenen neuen Unruhen und Verwirrungen genöthiget zurückzukehren und perſiſche Zollbediente in den Städten zu laſſen, die mit ihm in Bündniſſe ſtanden, in denen ſich, ſo lange Cimon lebte, nicht einmahl ein perſiſcher Bothe oder Reuter bis auf vierhundert Stadien von der Seeküſte ab hatte dürfen ſehen laſſen.

Daß Cimons Aſche nach Attica gebracht worden, beweiſt ſeine Grabſtätte zu Athen, die noch jetzt Cimonia genannt wird. Die Einwohner von Citium verehren aber auch eine Grabſtätte Cimons, wie der Redner Nauſikrates ſagt, weil ihnen bey einer unfruchtbaren Zeit und Hungersnoth eine Gottheit ſoll befohlen haben, den Cimon nicht zu vergeſſen, ſondern ihn als ein höheres Weſen zu verehren. — So war der Charakter und das Leben des griechiſchen Feldherrn beſchaffen. —

Lucullus.

Der Großvater des Lucullus war Conſul geweſen, und ſein mütterlicher Oheim war Metellus, der den Zunamen Numidicus bekam. Sein Vater wurde durch ein Gericht beſtraft, weil er öffentliche Gelder veruntraut hatte, und ſeine Mutter Cäcilia ſtand in dem üblen Rufe, daß ſie ausſchweifend lebte. Das erſte, was Lucullus noch in ſeiner Jugend unternahm, ehe er ſich noch um ein öffentliches Amt

bewarb, und dem Dienſte des Staats widmete, war eine Anklage des Servilius Augur, welcher der Ankläger ſeines Vaters geweſen war, den er beſchuldigte, ſein Amt ungerecht verwaltet zu haben. Den Römern kam dieſes ſehr rühmlich vor, und jedermann ſprach von dieſem Proceſſe, und betrachtete ihn als etwas vortrefliches, das Lucullus gethan. Man hielt überhaupt in Rom öffentliche Anklagen, wenn auch keine wichtige Gründe dazu antrieben, für nichts unedles, ſondern ſah es vielmehr gern, daß die jungen Römer diejenigen, die Unrecht begiengen, ſo wie edle Hunde die wilden Thiere angriffen.*) Bey dem Proceſſe gegen den Servilius aber entſtand eine eifrige Partheylichkeit, daß es zu Thätlichkeiten kam, und verſchiedene verwundet und getödtet wurden, Servilius aber wurde unſchuldig erklärt.

Lucullus hatte ſich in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſo geübt, daß er beyde gut ſprechen konnte, deswegen ihm auch Sylla die Nachrichten von ſeinem Leben, die er ſelbſt verfaßt, zueignete, als dem geſchickteſten, dieſe Materialien beſſer zu ordnen, und eine Geſchichte daraus zu verfertigen. Er beſaß auch nicht bloß die ſchnelle nach der damaligen Zeit nothdürftige Beredtſamkeit, womit die andern Redner den Marktplatz, wie ein gewaltſamer Thunfiſch das Meer, in Unruhe brachten, auſſer den Grenzen des Marktplatzes aber unge-

*) Eine der wichtigſten Unterſtützungen der demokratiſchen Regierungsform, wie Montesquieu auch gezeigt hat, der mit Recht die Freyheit aller öffentlichen Anklagen für nothwendig bey einer ſolchen Staatsverfaſſung hält.

ſchickt, ſtumm, und wie todt waren, ſondern er hatte ſich auch von Jugend auf jene feine Beredtſamkeit erworben, die die ſo genannten ſchönen Wiſſenſchaften geben. In ſeinem ſpätern Alter wandte er ſeine Zeit und ſeinen ganzen Geiſt, müde der politiſchen Streitigkeiten, auf die theoretiſche Philoſophie, und brachte damit ſeine Muße in ruhiger Erholung hin, denn nach der Streitigkeit, die er mit dem Pompejus gehabt, unterdrückte er ſeinen Ehrgeiz völlig. Von ſeiner Gelehrſamkeit will ich, auſſer dem angeführten, nur noch folgendes bemerken. Er ſagte noch in ſeiner Jugend aus Scherz, der hernach Ernſt wurde, zum Advocaten Hortenſius, und den Geſchichtſchreiber Siſenna, er wolle den marſiſchen Krieg entweder in der griechiſchen oder lateiniſchen Sprache, wie es das Loos entſcheiden würde, beſchreiben. Das Loos ſcheint für die griechiſche Sprache entſchieden zu haben, denn man hat bis jetzt noch eine Geſchichte des marſiſchen Krieges in griechiſcher Sprache.

Er liebte ſeinen Bruder Marcus ungemein, und die Römer führen unter den vielen Beweiſen, die er davon gab, den erſten immer mit vorzüglichen Ruhm an. Er wollte nämlich, ob er gleich älter als ſein Bruder war, doch nicht allein vor ihm ein obrigkeitliches Amt annehmen, und wartete deswegen ſo lange, bis ſein Bruder das dazu geſetzmäßige Alter hatte. Das römiſche Volk wurde ihm dadurch ſo günſtig, daß es ihn in ſeiner Abweſenheit mit ſeinem Bruder zugleich zum Aedil erwählte.

Er gab im marſiſchen Kriege, ob er gleich noch jung war, viele Proben von Herzhaftigkeit und Verſtand. Sylla, der ſeine Beſtändigkeit und ſein ſanf-

tes Weſen ſchätzte, gab ſich beſonders viel Mühe, ihn auf ſeine Parthey zu bringen, und gebrauchte ihn gleich vom Anfange beſtändig zu den wichtigſten Geſchäften, dergleichen die Oberaufſicht über das Münzweſen war; denn unter ſeiner Veranſtaltung wurde das meiſte Geld, das man im mithridatiſchen Kriege brauchte, in Peloponnes geſchlagen, und auch nach ihm das lucullische Geld genannt. Es blieb lange Zeit gangbar, weil die Soldaten, die es bekamen, es durch Anwendung zu ihren Bedürfniſſen in eine ſchnelle Circulation brachten.

Als nachher Sylla durch die Eroberung von Athen zwar Meiſter von Griechenland war, die Feinde aber durch ihre überlegene Seemacht ihm die Zufuhr vom Meere her abſchnitten, ſo ſchickte er den Lucullus mitten im Winter nach Afrika und Aegypten, um ihm Schife von daher zuzuführen. Er ſegelte mit drey griechiſchen Kaperſchifen und eben ſo vielen rhodiſchen zweyrudrigten Schifen in die weite See, auf welcher allenthalben eine Menge feindlicher Schife, die durch ihre Uebermacht dieſes Meer beherrſchten, herumſchwärmten: aber er kam doch glücklich nach Kreta, und brachte dieſe Inſel auf die Parthey der Römer.

Er ſegelte von da nach Cyrene, welches Land ſich damals wegen der häufigen Tyranneyen und innerlichen Kriege in Verwirrung befand. Er ſtellte die Ruhe und eine gute Staatsverfaſſung wieder darinnen her, und erinnerte dabey die Cyrenäer an die Antwort, die ihnen Plato gegeben hatte, da ſie ihn hatten erſuchen laſſen, ihnen Geſetze zu geben, und eine weiſe Regierungsform für ihren Staat zu

errichten — es iſt ſchwer, den ſo glücklichen Cyrenäern Geſetze zu geben — Denn kein Menſch iſt ſchwerer zu regieren, als der ganz Glückliche, ſo wie hingegen derjenige, den das Unglück gedemüthigt hat, leicht Befehle annimmt. Aus eben dieſem Grunde nahmen die Cyrenäer die Staatsgeſetze, die ihnen Lucullus gab, mit Bereitwilligkeit an.

Auf ſeiner Fahrt von da nach Aegypten wurde er von Seeräubern angefallen, und verlor die meiſten ſeiner Schife. Er ſelbſt rettete ſich noch, und erhielt bey ſeiner Ankunft in Alexandrien viele Ehrenbezeugungen. Die ganze Flotte kam ihm ſchön geſchmückt entgegen, ſo wie es nur bey der Ankunft des Königs zu geſchehen pflegte. Der junge König Ptolemäus empfieng ihn mit ungemeiner Höflichkeit, und gab ihm im königlichen Schloſſe Wohnung und Tafel, dergleichen vorher noch keinem fremden Generale wiederfahren war. Zum Unterhalte des Lucullus beſtimmte der König viermal ſo viel als ſonſt andre Feldherren bekamen. Aber Lucullus nahm nicht mehr an als er nöthig hatte, und verbat auch das ihm zugeſandte Geſchenk, welches auf achtzig Talente geſchätzt wurde. Er wollte auch nicht, wie man erzehlt, nach Memphis reiſen, und die dortigen oder andere berühmten Merkwürdigkeiten von Aegypten beſehen, „denn wer dergleichen Sachen beſehen will, ſagte er, muß mehr Muße und vergnügtere Umſtände haben als ich, der ich meinen Feldherrn im Lager unter den freyen Himmel, in der Nähe der feindlichen Schanzen gelaſſen habe.“

Ptolemäus ließ ſich zwar auf das vorgeſchlagene Bündniß nicht ein, weil er fürchtete, dadurch in

einen Krieg verwickelt zu werden, aber er ließ den Lucullus mit ſeinen Schifen bis nach Cypern begleiten, und erwies ihm beym Abſchiede die gröſten Ehrenbezeigungen. Er ſchenkte ihm dabey einen in Gold gefaßten koſtbaren Smaragd, welchen Lucullus anfänglich verbat, aber, da ihm der König zeigte, daß ſein Bildniß darauf geſtochen ſtünde, annahm, weil er befürchtete, man möchte ihm auf dem Meere nachſtellen, wenn es ſchiene, als wenn er mit ganz widrigen Geſinnungen abgereiſet wäre.

Er verſchafte ſich auf ſeiner Rückfahrt in den Seeſtädten, die mit den Seeräubern in keiner Verbindung ſtanden, eine ziemliche Anzahl Schife, und ſegelte damit nach Cypern. Hier bekam er Nachricht, daß ihm eine feindliche Flotte hinter den Vorgebirgen auflauere. Er zog daher alle ſeine Schife ans Land, und ſchickte den Städten daherum Befehle, ihn den Winter über mit Lebensmitteln zu verſorgen, als wenn er in willens wäre, den ganzen Winter da zu bleiben. Darauf gieng er mit dem erſten günſtigen Winde ſchnell ab, ſchifte am Tage mit niedrigen halbaufgeſpannten, und des Nachts mit vollen Segeln, und kam auf ſolche Art glücklich in Rhodus an.

Die Rhodier verſtärkten ihn mit einigen Schifen. Darauf bewegte er die Koer und Knidier, die Parthey des Königs Mithridates zu verlaſſen, und mit ihm gegen die Samier zu Felde zu ziehen. Er vertrieb auch die königlichen Truppen aus Chios, und ſetzte die Kolophonier, deren Tyrann Epigonus er gefangen bekam, in Freyheit.

Indeſſen hatte Mithridates ſchon Pergamus

verlaſſen müſſen, und war nach Pitane getrieben, wo er vom Fimbria zu Lande eingeſchloſſen und belagert wurde. Er richtete daher ſeine Hoffnung auf den Beyſtand vom Meere her, und ließ alle ſeine Flotten von allen Orten her zu ſich kommen, denn mit dem kühnen und ſiegreichen Fimbria zu Lande ein Treffen zu wagen, hatte er keine Luſt. Fimbria ſchickte, wie er das merkte, weil er ſelbſt keine Flotte hatte, zum Lucullus, und ließ ihn bitten, mit ſeiner Flotte ihm Beyſtand zu leiſten, und den feindlichſten und kriegriſchſten unter allen Königen gefangen nehmen zu helfen, damit nicht der herrlichſte Preis des Krieges, nach welchem die Römer in ſo vielen Gefechten und mit ſo groſſer Mühe getrachtet, Mithridates ſelbſt, der jetzt in ihre Hände, und gleichſam ins Netz gekommen, ihnen wieder entwiſchte. Wenn man ihn gefangen bekäme, würde niemand mehr Ehre davon haben, als derjenige, den ihm die Flucht verwehrt, und auf derſelben gefangen genommen hätte, und das glückliche Ende des Krieges würde eben ſowohl dem, der ihm das Meer verſperrt, als dem, der ihn vom Lande weggetrieben, zugeeignet werden; und die Römer würden die ſo berühmten Siege des Sylla bey Orchomen und Chäronea für nichts dagegen halten. — Dieſe Vorſtellungen waren ganz richtig. Es war gewiß, daß der Krieg geendigt, und die Römer von tauſend Uebeln befreyt waren, wenn Lucullus dem Vorſchlage des Fimbria Gehör gab, und da er ſich ſchon in der Nähe befand, mit ſeiner Flotte herbeygeeilt wäre, und den Hafen geſperrt hätte. Aber Lucullus folgte dem Antrage des Fimbria nicht, weil er entweder

die Treue gegen den Sylla ſeinem eigenen und den allgemeinen Vortheilen vorzog, oder weil er den Fimbria als einen niederträchtigen Mann, der ſchon ſeinen Freund und Conſul aus Herrſchſucht ermordet hatte, verabſcheute, oder weil er durch ein glückliches Geſchick noch den Mithridates verſchonen, und ihn zu ſeinem künftigen Gegner aufbehalten ſollte. Er ließ es zu, daß Mithridates auf ſeiner Flotte entkommen und die Macht des Fimbria verlachen konnte.

Er ſchlug darauf die königliche Flotte, die bey Lektum, einem Vorgebirge an der Grenze von Troja, zum Vorſchein kam, in die Flucht. Darauf gieng er auf dem Neoptolemus los, der mit einer noch gröſſern Flotte bey Tenedos lag. Er ſegelte mit einem rhodiſchen Schife voraus, deſſen Hauptmann den Römern getreu, und in Seegefechten ungemein erfahren war. Neoptolemus ſchifte ihm entgegen, und befahl dem Steuermanne, grade auf das feindliche Schif zu ſtoſſen. Demagoras, der vor der Schwere und Gewalt des ſo ſtark mit Eiſen beſchlagenen königlichen Schifs in Beſorgniß war, getraute ſich nicht, mit dem Vordertheile ſeines Schifs dem königlichen entgegen zu ſtoſſen, ſondern ließ es geſchwind umwenden, und mit dem hintern Theile dem Feinde entgegen fahren. Da das Schif alſo auf der feindlichen Seite tief gieng, that ihm der angebrachte Stoß keinen Schaden, weil er den Theil traf, der unterm Waſſer gieng. Inzwiſchen kamen auch die übrigen Schife herbey, worauf Lucullus ſein Schif grade gegen den Feind wenden ließ, und unter vielen Beweiſen der gröſten Tapfer=

keit die Feinde ſchlug, und den Neoptolemus verfolgte. Von da ſchifte er zum Sylla, der eben bey Cherſones überſetzen wollte: er ſicherte ihm mit ſeiner Flotte die Ueberfahrt, und half die Armee überſetzen.

Nach bald darauf erfolgtem Frieden zwiſchen dem Sylla und Mithridates ſegelte dieſer über den Pontus Euxinus zurück, und Sylla belegte Aſien mit einer Strafe von zwanzigtauſend Talenten, welche Summe Lucullus eintreiben, und Geld daraus prägen laſſen mußte. Lucullus war bey der Strenge des Sylla ein Troſt für die aſiatiſchen Städte, da er ſich nicht allein uneigennützig und gerecht betrug, ſondern auch bey einem ſo beſchwerlichen und verhaßten Amte viele Gelindigkeit bezeigte.

Er wollte gern die Mitylener, die offenbar die Parthey des Marius wider den Sylla gehalten hatten, auf beſſere Gedanken bringen, und ihre Strafe mäßigen, allein er ſahe, daß ſie von dem Geiſte des Unſinns wie hingeriſſen waren, ſegelte daher auf ihre Schife los, ſchlug ſie, und ſchloß ihre Stadt ein. Während der Belagerung ſegelte er am hellen Tage von da weg nach Elea, kehrte aber unbemerkt wieder zurück, und ſtellte ſich bey der Stadt in einem Hinterhalte. Die Einwohner in Mitylene zogen in der größten Unordnung und voll Verwegenheit aus der Stadt, um das verlaſſene Lager der Römer zu plündern. Hier überfiel ſie Lucullus, nahm eine Menge gefangen, und tödtete fünfhundert, die Stand hielten, er bekam dabey ſechstauſend Sklaven in ſeine Gewalt, und eine unbeſchreibliche Beute.

Sein gutes Geſchick machte, daß er wegen ſei-

ner verzögerten Geſchäfte in Aſien an allen den vielen und mannichfaltigen Uebeln, womit Sylla und Marius Italien überhäuften, keinen Antheil nahm. Gleichwohl zog ihn Sylla allen ſeinen andern Freunden vor. Er widmete ihm, wie ſchon erwähnt worden, zum Beweis ſeiner Freundſchaft, die Nachrichten, welche er von ſeiner Lebensgeſchichte verfertigt hatte, und ſetzte ihn auch in ſeinem Teſtamente zum Vormunde ſeines Sohnes, mit Uebergehung des Pompejus: welches der erſte Grund zu der nachherigen Eiferſucht und Mißhelligkeit zwiſchen dem Pompejus und Lucullus, zweyen jungen und ehrgeizigen Männern, ſcheint geweſen zu seyn.

Bald nach dem Tode des Sylla, in der hundert und ſechs und ſiebzigſten Olympiade, wurde Lucullus mit dem Marcus Cotta zum Conſul erwählt. Es fiengen ſchon viele wieder an, einen neuen Krieg gegen den Mithridates zu verlangen, und Marcus Cotta behauptete ausdrücklich, der Krieg habe nur geruht, und ſey nicht geendigt worden. Daher war Lucullus mißvergnügt, da er durchs Loos das dieſſeits der Alpen gelegene Gallien zur Provinz erhielt, wo er eben keine wichtige Dinge auszuführen Gelegenheit hatte. Beſonders aber reizte Pompejus ſeine Eiferſucht, welcher in Spanien durch ſeine Siege ſich ſo groſſen Ruhm erwarb, daß man vermuthen mußte, es würde niemand anders als er, wenn er den ſpaniſchen Krieg geendigt hätte, zum Feldherrn gegen den Mithridates erwählt werden. Da Pompejus um eben dieſe Zeit zu Rom neue Unterſtützung an Gelde verlangte, und dabey meldete, er würde, wenn er das verlangte Geld

nicht erhielte, den Krieg gegen den Sertorius ganz aufgeben, Spanien verlaſſen, und ſeine Armee nach Italien führen, ſo bemühete ſich Lucullus mit größtem Eifer, das verlangte Geld dem Pompejus zu überſenden, damit er, unter keinerley Vorwande, während ſeinem Conſulate zurückkäme, weil er, wenn er mit einer ſo groſſen Armee nach Rom gekommen wäre, alles ſeiner Gewalt würde unterworfen haben.

Damals behauptete Cethegus durch ſeine Schmeicheleyen gegen das Volk die größte Gewalt in Rom. Er war ein Feind des Lucullus, der ſich ihm öffentlich widerſetzte, und ihn wegen ſeines ausſchweifenden, lüderlichen und ſchändlichen Lebens verabſcheute. Ein ander Tribun des Volks, Lucius Quintius, mißbilligte die Staatseinrichtungen des Sylla ſo ſehr, daß er ſich vornahm, ſie abzuſchaffen, und auf dieſe Art den ganzen Staat wieder in Unordnung zu bringen. Aber Lucullus hielt ihn noch theils durch Privatunterredungen, theils durch öffentliche Vorſtellungen davon ab, und verhinderte durch die Beſänftigung des Ehrgeitzes dieſes Mannes, auf eine weiſe und allgemeinnützliche Art, den Urſprung groſſer Uebel, die daraus entſtanden wären.

Inzwiſchen lief Nachricht ein, daß der Statthalter in Cilicien, Octavius, geſtorben wäre. Es beeiferten ſich viele, dieſe Provinz zu erhalten, und den Cethegus, der am meiſten dabey thun konnte, durch Schmeicheleyen zu gewinnen. Lucullus machte ſich zwar aus der Provinz Cilicien an ſich ſelbſt nicht viel, aber er glaubte, wenn er dieſe Provinz erhielte, die ſo nahe bey Kappadocien lag, ſo würde

doch niemand anders als er das Commando im Kriege gegen den Mithridates bekommen, und daher ſetzte er alle Künſte in Bewegung, daß kein andrer als er die Statthalterſchaft dieſer Provinz erhielte. Er entſchloß ſich endlich zu einem Kunſtgriffe, der weder edel noch lobwürdig, aber zu ſeinem Endzwecke vortheilhaft war, und wozu ihn die Umſtände, ganz wider ſeinen Charakter, nöthigten. Es lebte damals in Rom eine gewiſſe Präcia, eine von den Weibsperſonen, die wegen ihrer Schönheit und Galanterie in der ganzen Stadt berühmt waren, die aber eigentlich nichts beſſer als eine unverſchämte Buhlerin war. Dieſe Perſon gebrauchte diejenigen, die mit ihr Umgang pflogen, auch dazu, daß ſie ihren Freunden Dienſte leiſten, und ſie zu Aemtern bey der Republik befördern mußten. Hierdurch erwarb ſie ſich zu der andern Gunſt, die ſie hatte, auch diejenige, daß ſie für eine thätige Beſchützerin ihrer Freunde gehalten wurde. Sie kam in groſſes Anſehen. Als ſie den Cethegus, der durch ſeine damalige groſſe Gewalt die ganze Stadt regierte, für ſich eingenommen, und ſeine Liebe erworben hatte, ſo bekam ſie durch ihn die gröſte Macht in ganz Rom. Denn es geſchah nichts im Staate, was Cethegus nicht wollte, und Cethegus that nichts, was Präcia nicht wollte.

Dieſe Perſon gewann nun auch Lucullus durch Geſchenke und Schmeicheleyen, und man wurde bald gewahr, daß ſie, deren Stolz und Frechheit den Lucullus für eine groſſe Beute hielt, ſich ſtark für ihn verwandte. Cethegus rühmte ſogleich die Verdienſte des Lucullus, und verſchafte ihm auch die Provinz

Cilicien. Sobald er aber dieſe nur hatte, bekümmerte er ſich weder um die Präcia noch den Cethegus: alle Glieder der Republik trugen ihm ohnedieß einmüthig das Commando im mithridatiſchen Kriege auf, und hielten ihn für den geſchickteſten Mann, dieſen Krieg zu Ende zu bringen. Pompejus war noch mit dem Kriege gegen den Sertorius beſchäftigt, und Metellus hatte wegen ſeines Alters ſich allen Kriegsdienſten entzogen, welches die einzigen waren, die mit Recht dem Lucullus die Feldherrnſtelle hätten ſtreitig machen können. Indeſſen brachte es doch auch der andere Conſul, Cotta, durch vieles Bitten beym Senate dahin, daß er mit einer Flotte abgeſchickt wurde, den Propontis zu beſetzen, und Bithynien zu beſchützen.

Lucullus gieng mit einer von ihm ſelbſt in Italien angeworbenen Legion nach Aſien, wo er die andern Truppen übernahm, die dort ſtanden. Sie waren ſchon ſeit langer Zeit durch Ueppigkeit und Geldgierde verderbt, und beſonders waren die ſogenannten Fimbrianer gewohnt, ohne genaue Aufſicht zu ſeyn, und wollten keinen Befehlen gehorchen. Dieß waren diejenigen, welche mit dem Fimbria ihren Conſul und Feldherrn Flaccus umgebracht, und hernach den Fimbria ſelbſt an den Sylla verrathen hatten, freche, widerſpenſtige Menſchen, die übrigens des Krieges gewohnt, und geübte, abgehärtete Soldaten waren. Aber Lucullus demüthigte in kurzer Zeit ihre Frechheit, und brachte ſie zum Gehorſam zurück. Jetzt lernten ſie zuerſt eine rechtmäßige Herrſchaft und einen wirklichen General kennen; bisher waren

ſie nur durch Schmeicheleyen regiert, und jeder Muthwille ihnen verſtattet worden.

Was den Zuſtand der Feinde betrift, ſo hatte Mithridates vorher, gleichſam wie ein praleriſcher und frecher Sophiſt, gegen die Römer mit einer Macht Krieg geführt, die bloß prächtig vom Anſehen, und blendend, aber ohne innere Stärke geweſen war; durch ſeine ſchimpfliche Niederlagen war er klüger geworden, und als er im Begriffe war, einen neuen Krieg gegen die Römer anzufangen, machte er beſſere und wirkſamere Zurüſtungen. Er traute nicht mehr den mannichfaltigen Völkerſchaften, aus denen ſein Heer beſtand, den barbariſchen Drohworten in vielerley Sprachen, den vergoldeten und mit Edelſteinen beſetzten Waffen, die er nunmehr nur für eine gute Beute der Sieger hielt, die keine Tapferkeit geben könnten. Er ließ dafür römiſche Schwerdter und ſtarke Schilde ſchmieden, er ſchafte ſich eine Reuterey an, die mehr gut exercirt als ſchön geſchmückt war, er ließ ſein Fußvolk, welches aus hundert und zwanzigtauſend Mann beſtand, nach römiſcher Art bewafnen und üben, ſeine Reuterey beſtand aus ſechzehntauſend Mann, und dabey hatte er noch hundert vierſpännige Sichelwagen. Ferner rüſtete er ſeine Schife nicht mehr mit vergoldeten Gemächern, und prächtigen Badſtuben und Zimmern für ſein Serail, ſondern mit Waffen, Kriegsgeräthſchaften und Gelde aus.

Mit einer ſolchen Kriegsmacht fiel er in Bithynien ein, wo ſich ihm die meiſten Städte freywillig ergaben. Und nicht allein dieſe Städte thaten das, ſondern faſt alle in ganz Aſien, weil ſie wieder die

alten Uebel hatten erdulden müſſen, und von den römiſchen Zollbedienten und Pächtern ſehr waren mitgenommen worden. Lucullus jagte hernach dieſe Harpyen, die den Einwohnern ihr Brodt genommen hatten, aus Aſien weg, anfänglich aber ſuchte er ſie nur durch Verweiſe billiger zu machen, und beruhigte dadurch die Völkerſchaften, die insgeſammt ſchon in Empörung gekommen waren.

Cotta hielt die Zeit, in welcher ſich Lucullus mit dieſen Dingen beſchäftigte, für eine gelegene Zeit für ſich, dem Mithridates eine Schlacht zu liefern. Er eilte um ſo mehr dazu, da er Nachricht bekam, daß Lucullus ſchon mit der Armee in Phrygien ſtände, und den Triumph, den er ſchon in Händen zu haben glaubte, ſich vom Lucullus nicht wollte entreiſſen laſſen. Allein er wurde faſt zu gleicher Zeit zu Waſſer und zu Lande geſchlagen, und verlor ſechzig Schiffe mit der ganzen Mannſchaft darauf, und viertauſend Landtruppen: er wurde ſogar nach Chalcedon getrieben, und dort belagert, er mußte nun ſeine Hoffnung bloß auf die Hülfe des Lucullus ſetzen.

Lucullus bekam von vielen den Rath, den Cotta ſeinem eigenen Schickſale zu überlaſſen, und weiter in des Mithridates Länder einzurücken, die er von Truppen entblößt finden, und leicht erobern würde. Beſonders verlangten dieſes die gemeinen Soldaten, und waren ſehr mißvergnügt, daß Cotta durch ſeine Ungeſchicklichkeit nicht allein ſich ſelbſt und ſeine Truppen zu Grunde gerichtet hätte, ſondern auch ſie nunmehr abhalten ſollte, ohne Gefahr Eroberungen zu machen. Lucullus aber ſagte ihnen in allgemeiner Verſammlung, er wolle lieber einen einzigen Römer

aus der Gewalt der Feinde erretten, als alle Reichthümer der Feinde erobern. Zum Archelaus, der vordem die Armee des Mithridates in Böotien commandirt, nachher den König verlaſſen hatte, und ſich nun bey der römiſchen Armee befand, ſagte er, da dieſer ihm verſicherte, er würde ganz Pontus einnehmen, ſobald er ſich nur da ſehen lieſſe, er ſey nicht furchtſamer als die Jäger, und wolle alſo nicht bey dem Thiere vorbey, und in die leeren Löcher gehen.

Er rückte dem Mithridates mit ſeinem Heere, welches aus dreyßigtauſend Mann zu Fuß, und zweytauſend fünfhundert Mann Reuterey beſtand, entgegen. Als er aber die Feinde ins Geſicht bekam, erſtaunte er über ihre groſſe Anzahl, und beſchloß, keine Schlacht zu liefern, ſondern den Krieg nur zu verzögern. Allein Marius, den Sertorius mit einer Armee dem Mithridates zu Hülfe geſchickt hatte, rückte auf ihn zu, und bot ihm eine Schlacht an, daher er auch ſeine Truppen zu einem Treffen in Ordnung ſtellte. Beyde Heere waren eben im Begriffe einander anzugreifen, als plötzlich, ohne vorhergehende Veränderung am Himmel, die Luft ſich zertheilte, und ein groſſer feuriger Klumpen zwiſchen beyden Heeren niederfiel, der wie ein Fuß geſtaltet war, und von Farbe wie geſchmolzenes Silber ausſah. Dieſe Erſcheinung, die ſich in Phrygien bey Otryä ereignet haben ſoll, ſetzte beyde Heere in ſolches Schrecken, daß ſie ſich wieder von einander entfernten.

Lucullus war der Meinung, daß keine menſchliche Anſtalten und Schätze hinreichend ſeyn würden,

eine ſo unzählige Menge Menſchen, als Mithridates bey ſich hatte, im Angeſichte der Feinde lange hin mit Lebensmitteln zu verſehen. Er ließ einen von den Gefangenen zu ſich kommen, und fragte ihn, mit wie vielen er in ſeinem Zelte gegeſſen, und wie viel Proviant darinnen geweſen wäre? Er erkundigte ſich auf gleiche Art bey dem Zweyten und Dritten. Er machte darauf einen Ueberſchlag, wie wohl der vorhandene Vorrath zur Unterhaltung zureichen möchte, und ſchloß daraus, daß die Feinde binnen drey oder vier Tagen in Mangel gerathen müßten. Er nahm ſich daher um ſo mehr vor, die Zeit ohne Schlacht hinzubringen, und ließ eine groſſe Menge Proviant in ſein Lager bringen, damit er bey ſeinem Ueberfluſſe den Mangel der Feinde abwarten könnte.

Mithridates machte indeſſen Anſtalt, die Stadt Cyzikus zu belagern, welche in der Schlacht bey Chalcedon viel gelitten, und dreytauſend Mann nebſt zehn Schifen verloren hatte. Er ſuchte den Lucullus zu hintergehen, und brach mit dem Heere gleich nach dem Abendeſſen in der Dunkelheit einer finſtern Nacht auf, kam mit Anbruch des Tages vor der Stadt an, und lagerte ſich auf dem Berge Adraſtia. Lucullus, der ſehr froh war, daß er die Feinde nicht in einem unordentlichen nächtlichen Gefechte angegriffen hatte, zog ihnen nach, und ſtellte ſein Heer bey dem Flecken Thracea, an einem vortheilhaften Platze, der nahe an der Straſſe und an der Gegend lag, woher die Truppen des Mithridates ihre Zufuhre bekommen mußten. Er ſahe wohl ein, was der Erfolg davon ſeyn würde, und ließ daher die Trup-

pen, ſobald ſie das Lager bezogen und befeſtigt hatten, zuſammen kommen, und rühmte ſich gegen ſie, daß er ihnen nun in wenig Tagen einen Sieg verſchaffen würde, der ihnen kein Blut koſten ſollte.

Indeſſen ſchloß Mithridates die Stadt Cyzikus mit zehn Lagern zu Lande ein, und ließ auch durch ſeine Flotte denjenigen Arm des Meers verſperren, der die Stadt vom feſten Lande trennte. Die Einwohner waren bey der Gefahr voller Muth, und entſchloſſen, aus Neigung für die Römer alle Schickſale zu ertragen. Nur waren ſie unruhig, weil ſie nicht wußten, wo Lucullus war, und gar keine Nachricht von ihm einziehen konnten. Zwar ſtand das Lager des Lucullus ſo, daß ſie es ſehen konnten, aber ſie wurden von den Truppen des Mithridates betrogen, welche ihnen die auf den Anhöhen ſtehenden Römer mit dieſen Worten zeigten: Seht ihr wohl dort die Truppen? Das iſt das Heer der Armenier und Meder, welche Tigranes dem Mithridates zu Hülfe geſchickt hat. Darüber wurden die Cyzicener ſo beſtürzt, daß ſie glaubten, bey der ſo groſſen Menge Feinde, mit der ſie umringt wären, hätten ſie keine Hoffnung mehr zur Errettung, wenn ihnen auch Lucullus zu Hülfe käme.

Während dieſer Bekümmerniß kam zuerſt bey ihnen Demonax an, den Archelaus abgeſchickt hatte, ihnen die Ankunft des Lucullus zu melden. Sie wollten ihm aber nicht glauben, und meinten, er ſage es ihnen nur ſo vor, um ſie bey ihrer gegenwärtigen Gefahr zu tröſten. Darauf kam aber auch ein Kriegsgefangener an, der dem Feinden entlaufen war. Dieſer fieng an laut zu lachen, da ſie ihn fragten, wo Lucullus

ſtände, und glaubte anfänglich, ſie ſpotteten über ihn. Wie er aber ſahe, daß ſie ihn im Ernſte darum fragten, zeigte er ihnen mit der Hand das römiſche Lager, und ſtärkte dadurch ihren Muth. Lucullus ließ auch von den groſſen Fahrzeugen, die auf der daſkylitiſchen See ſich befanden, das größte ans Land ziehen, auf einen Wagen ans Meer fahren, und es mit ſo vielen Soldaten, als es faſſen konnte, bemannen. Dieſes Fahrzeug ſegelte des Nachts glücklich bey den Feinden vorbey, und die darauf befindliche Verſtärkung kam in die Stadt.

Es ſchien auch, als wenn die Gottheit ſelbſt die Tapferkeit der Cyzycener billigte, und ihren Muth ſtärken wollte. Unter den andern ſichern Vorbedeutungen war beſonders diejenige merkwürdig, die ſich an dem Feſte der Proſerpina zutrug. Man hatte keine ſchwarze Kuh, dergleichen man bey dem Opfer an dieſem Feſte zu gebrauchen pflegte, und deswegen eine von Mehl gebackene vor den Altar geſtellt. Diejenige ſchwarze Kuh, welche man zu dem Opfer beſtimmt hatte, befand ſich mit dem übrigen Viehe der Cyzicener jenſeits der Meerenge auf der Weide. An eben dem Tage, da ſie geopfert werden ſollte, ſonderte ſie ſich von der übrigen Heerde ab, und ſchwamm ganz allein nach der Stadt zu, und ſtellte ſich von ſelbſt zum Opfer dar.

Die Göttin Proſerpina erſchien auch dem öffentlichen Schullehrer der Stadt im Traume, und ſagte zu ihm: Ich will gegen den pontiſchen Trompetenblaſer den afrikaniſchen Flötenſpieler bringen, ſage du nur den Einwohnern, ſie ſollten getroſten Muths ſeyn. Man verwunderte ſich über dieſe Aus-

drücke, die ſo undeutlich waren. Mit Anbruch des Tages bewegte ſich das Meer ſehr heftig, und es entſtand ein ſtarker Sturmwind. Die königlichen Belagerungsmaſchinen, die an der Mauer ſtanden, bewundernswürdige Werke des Nikonidas aus Theſſalien, zeigten durch ihr Knarren und Praſſeln zuerſt an, was bevorſtand. Es erhub ſich ein entſetzlicher Sturmwind, der in einer Viertelſtunde ſowohl die andern Kriegsmaſchinen des Königs als auch den hölzernen Thurm über den Haufen warf, der hundert Ellen hoch war. Man erzehlt, daß auch zu gleicher Zeit vielen Einwohnern von Ilium Minerva ganz voller Schweiß und in einem an einem Ende zerriſſenen Schleyer im Traume erſchienen ſey, und dabey geſagt habe, ſie käme ſo eben von Cyzikus her, wo ſie den Einwohnern Hülfe geleiſtet hätte. Die Ilier zeigten auch eine zum Andenken dieſer Begebenheit errichtete und mit einer beſondern Aufſchrift verſehene Säule.

Mithridates war inzwiſchen, ſo lange als ihm ſeine Generale den Mangel, der in ſeinem Lager eingeriſſen war, verbargen, ſehr mißvergnügt, daß die Cyzicener die Belagerung ſo lange aushielten. Allein ſobald er die groſſe Hungersnoth erfuhr, die die Truppen erlitten, und die ſie ſogar nöthigte, Menſchenfleiſch zu eſſen, vergieng ihm aller Stolz. Lucullus hatte auf keine pomphafte und praleriſche Art, ſondern gleichſam wider den Bauch Krieg geführt, und alle mögliche Mittel gebraucht, den Feinden den Unterhalt abzuſchneiden. Daher bediente ſich Mithridates der Gelegenheit geſchwind, da Lucullus eben ein Schloß belagern ließ, und ſchickte faſt ſeine gan=

ze Reuterey mit dem Zugviehe und den unbrauchbarſten Theil ſeiner Fußvölker nach Bithynien. Sobald Lucullus dieſes erfuhr, kehrte er noch in der Nacht in ſein Lager wieder zurück, und frühmorgens verfolgte er mit zehn Cohorten und ſeiner Reuterey, ohnerachtet des eingefallenen Schnees und ſtürmiſchen Wetters, und obgleich viele von ſeinen Soldaten die Kälte nicht aushielten und zurückbleiben mußten, die Feinde, welche er bey dem Fluſſe Rhyndacus einholte, und eine ſo groſſe Niederlage unter ihnen anrichtete, daß ſogar die Weiber aus Apollonia herzu gelaufen kamen, und die Bagage und die Getödteten plündern halfen. Auſſer den vielen Getödteten wurden funfzehntauſend Mann gefangen, und ſechstauſend Pferde und eine unzählige Menge Zugvieh erbeutet, und Lucullus zog bey ſeiner Rückkunft mit dieſer ganzen Beute bey dem feindlichen Lager vorbey.

Ich wundre mich, daß Salluſtius ſagt, die Römer hätten bey dieſer Gelegenheit zuerſt Kamele zu ſehen bekommen, als wenn diejenigen, die unter dem Scipio den Antiochus beſiegt, und nicht lange vorher bey Orchomen und Chäronea den Archelaus geſchlagen hatten, noch keine Kamele gekannt hätten.

Mithridates entſchloß ſich endlich, ſo eilfertig als möglich, zu entfliehen. Um inzwiſchen den Lucullus durch andre Beſchäftigungen aufzuhalten, ſchickte er den Admiral Ariſtonicus ins griechiſche Meer: aber dieſer gerieth, eben da er abſegeln wollte, durch Verrätherey, mit ſeinen zehntauſend Goldſtücken, womit er einen Theil der römiſchen Armee hatte ſollen zu beſtechen ſuchen, in des Lucullus Hände. Darauf

entfloh Mithridates zur See, und ließe ſeine Generale die Armee zu Lande abführen. Dieſe überfiel Lucullus beym Fluſſe Granikus, bekam ſehr viele gefangen, und tödtete auf zwanzigtauſend Mann. Man rechnete, daß in dieſem Feldzuge von wirklichen Truppen und dem Troſſe der Armee, zuſammen genommen, auf dreymalhunderttauſend Mann umgekommen wären.

Lucullus kehrte nach Cycikus zurück, wo er mit vieler Freude und groſſen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. Er gieng darauf nach dem Hellespont, wo er eine Flotte zuſammen brachte, und nach Troas überſchifte. Als er hier in dem Tempel der Venus ſchlief, erſchien ihm die Göttin des Nachts im Traume, und es kam ihm vor, als wenn ſie bey ihm ſtände, und zu ihm ſagte: Was ſchläfſt du, muthiger Löwe, da dir die Rehe ſo nahe ſind? Er ſtand auf, ließ noch in der Nacht ſeine Freunde zu ſich kommen, und erzehlte ihnen die gehabte Erſcheinung. Indeſſen kamen Leute aus Ilium, und brachten die Nachricht, daß nahe beym achäiſchen Hafen dreyzehn königliche Kriegsſchiffe erſchienen wären, die nach Lemnos zu ſegelten. Obgleich ſchifte er ihnen nach: tödtete den Anführer Iſidorus, und bemächtigte ſich ihrer. Er ſuchte die andern Befehlshaber mit ihren Schifen auf. Dieſe lagen eben vor Anker. Sie zogen bey dem geſchehenen Angriffe alle ihre Schife ans Land, und fochten von den Verdecken herab ſo herzhaft, daß ſie viele von des Lucullus Leuten tödteten, weil er nicht um ſie herumſegeln, noch mit ſeinen auf der See ſchwankenden Schifen gegen die ihrigen, die ſicher und feſt am Lande ſtun-

den, viel ausrichten konnte. Er ließ endlich an dem Orte, wo man an die Inſel kommen konnte, ſeine tapferſten Soldaten ans Land ſteigen, welche den Feinden in den Rücken fielen, und ſie theils tödteten, theils nöthigten vom Lande in die Schife zu entfliehen, die Ankerſeile abzuhauen, und auf dem Meere ihre Zuflucht zu ſuchen, da denn die Schife entweder ſelbſt gegen einander ſtieſſen, oder in den Angrif der Schife des Lucullus fielen. Es kamen ſehr viele dabey um. Unter den Gefangenen befand ſich auch Marius, der vom Sertorius dem Mithridates war zu Hülfe geſchickt worden. Er war einäugig, und Lucullus hatte gleich beym erſten Angriffe ſeinen Truppen befehlen laſſen, keinen einäugigen zu tödten, weil er zu einer ſchimpflichern Todesſtrafe aufbehalten werden ſollte.

Nach dieſer Expedition wandte ſich Lucullus zur Verfolgung des Mithridates ſelbſt. Er hoffte ihn noch in Bithynien, unter der Beobachtung des Voconius, zu finden, welchen er zur Verfolgung des Mithridates zur See nach Nikomedia geſchickt hatte. Allein Voconius war zu ſpät gekommen, weil er ſich in Samothracien in Religionsgeheimniſſe hatte einweihn und Feſte anſtellen laſſen, die ihm die Zeit raubten. Mithridates aber, der geeilt hatte, mit ſeiner Flotte eher in Pontus anzukommen, als Lucullus zurückkehrte, war von einem gewaltigen Sturme überfallen worden, in welchem viele von ſeinen Schifen verſchlagen, und andre zu Grunde gerichtet wurden. Das ganze Ufer war viele Tage mit den Trümmern der in den Wellen verunglückten Schife bedeckt. Mithridates ſelbſt befand ſich auf einem Laſtſchife, welches wegen ſeiner Gröſſe bey dem hefti-

gen Sturme und Wellenſchlagen nicht konnte ans Land gebracht werden, und ſchon ſo viel Waſſer geſchöpft hatte, daß es ganz ſchwer wurde. Er beſtieg daher ein Kaperſchif, überließ ſich den Seeräubern, und kam wider Vermuthen aus dieſer groſſen Gefahr glücklich zu Heraklea in Pontus an.

Die Ehrbegierde des Lucullus hingegen, die er gegen den römiſchen Senat bewies, gieng ihm ungeſtraft aus. Der römiſche Senat hatte nämlich dreytauſend Talente für ihn zur Ausrüſtung einer Flotte beſtimmt, welche er aber nicht annahm, und noch in einem Schreiben an den Senat ſich rühmte, daß er ohne ſo viele Koſten und Zurüſtungen bloß mit den Schifen der Bundesgenoſſen den Mithridates vom Meere vertreiben wollte. Die Götter halfen ihm dieſen Endzweck ausführen. Man behauptete, der Sturm, der die pontiſche Flotte zerſtörte, ſey von der Rache der Diana hergekommen, deren Tempel zu Priapus die Truppen des Mithridates geplündert, und ihr Bildniß weggenommen hatten.

Lucullus ließ ſich durch die vielen Vorſtellungen, die man ihm machte, den Krieg in die Länge zu ziehen, nicht abhalten, ohne Verzug durch Bithynien und Galatien in das Reich des Mithridates ſelbſt einzudringen. Anfänglich fehlte es ſeinen Truppen an Lebensmitteln, und er mußte dreyßigtauſend Galater der Armee nachfolgen laſſen, davon jeder auf ſeinen Schultern einen Scheffel Korn trug. Wie er aber weiter fortgerückt war, und alles, wo er hin kam, eroberte, bekam er einen ſo allgemeinen Ueberfluß bey dem Heere, daß in ſeinem Lager ein Ochſe nur eine Drachme, ein Sklave vier Drachmen koſtete,

und ſeine Soldaten eine Menge Beute aus Geringſchätzung wegwarfen oder verderbten, denn bey dem allgemeinen Ueberfluſſe fanden ſich keine Käufer. Seine Truppen verwüſteten und durchſtreiften die ganze Gegend bis nach Themiſkyrä, und an den Fluß Thermoden. Sie beſchwerten ſich indeſſen darüber, daß er alle Städte mit Capitulation einnähme, und keine einzige mit Sturm, und ſie daher mit keiner Plünderung begünſtigte. Jetzt müſſen wir wieder, ſagten ſie, von der ſchönen und reichen Stadt Amiſus, die bey einer ernſthaften Belagerung nicht ſchwer zu erobern wäre, abziehen, und in die Wüſteneyen der Tibarener und Chaldäer marſchiren, um gegen den Mithridates zu fechten.

Lucullus vermuthete nicht, daß dieſer Unwille ſeiner Truppen bis zu einem ſo hohen Grade von Unſinn ſteigen würde, wie in der Folge geſchah, und achtete daher auf ihr Murren nicht. Er rechtfertigte ſich nur bey denjenigen, welche ihn beſchuldigten, daß er ſich zu lange bey unwichtigen Flecken und Städten aufhielte, und dem Mithridates Zeit lieſſe, ſich wieder zu verſtärken. „Eben das, ſagte er, will ich, und ich ſuche es durch mein Zaudern dahin zu bringen, daß Mithridates ſeine Kriegsmacht verſtärke, und ein Heer zuſammenbringe, das groß genug ſey, um gegen uns Stand zu halten, und nicht immer vor uns fliehe. Oder wiſſet ihr nicht, daß er eine unermeßliche weite Wüſte hinter ſich hat? Wie nahe iſt nicht der Berg Kaukaſus und viele andre hohe Gebirge in welchen tauſend Könige ſich vor einem Angriffe ſicher verbergen könnten! Von Kabira ſind nur wenige Tagreiſen bis nach Armenien, wo Tigranes, der König der Könige, eine ſo groſſe

Macht hat, daß er damit die Parther von Aſien abhält, die Einwohner von ganzen griechiſchen Städten nach Meden ſchleppen läßt, Syrien und Paläſtina unter ſeine Herrſchaft gebracht, und die Nachfolger des Königs Seleucus zu Grunde gerichtet, und ihre Töchter und Weiber mit ſich gefangen weggeführt hat? Dieſer mächtige König iſt ein Bundesgenoſſe und der Schwiegerſohn des Mithridates, und wird demſelben, wenn er darum bittet, ſeine Hülfe nicht entziehen, ſondern wider uns Krieg führen. Wenn wir ſo eilen, den Mithridates zu vertreiben, ſo werden wir in Gefahr gerathen, uns einen Krieg mit dem Tigranes zuzuziehen, welcher längſt ſchon eine Urſache dazu ſucht, und keine anſtändigere haben kann, als einem von uns bedrängten Könige, der ſein Anverwandter iſt, Hülfe zu leiſten. Sollen wir dieſes zu bewerkſtelligen ſuchen, und den Mithridates lehren, mit welchem neuen Beyſtande er gegen uns Krieg führen muß? Sollen wir ihn wider ſeinen Willen nöthigen, ſeine Zuflucht beym Tigranes zu ſuchen, welches er bisher noch für ſchimpflich gehalten hat? Oder ſollen wir ihm nicht vielmehr Zeit laſſen, daß er ſich mit Truppen aus ſeinen eigenen Ländern verſtärke, und mit den Kolchern, Tibarenern, und Kappadociern, die wir ſchon öfters überwunden haben, als mit den Medern und Armeniern, gegen uns fechte?"

Dieſen Gründen zufolge blieb Lucullus vor Amiſus ſtehen, und ließ die Belagerung nur langſam fortſetzen. Nachdem aber der Winter vorbey war, überließ er dem Murena die Belagerung, und marſchirte gegen den Mithridates. Dieſer hatte ſich bey

Kabria gelagert, und entſchloſſen, den Römern Widerſtand zu thun. Er hatte eine Armee von vierzigtauſend Mann zu Fuß, und viertauſend Mann Reuterey, auf welche er ſich am meiſten verließ. Er gieng über den Fluß Lykus, und bot in der daſigen Ebene den Römern ein Treffen an. Es kam auch zu einem Gefechte zwiſchen der Reuterey, in welchem die Römer geſchlagen wurden. Es gerieth dabey Pomponius, ein angeſehener Mann, in die feindliche Gefangenſchaft, und wurde ſchwer verwundet zum Mithridates geführt. Der König fragte ihn, ob er ſein Freund werden wollte, wenn er ihn wieder heilen lieſſe? Pomponius antwortete: Sobald du mit den Römern Friede gemacht haſt; ſonſt bleibe ich dein Feind. Mithridates bewunderte die Denkungsart dieſes Mannes, und ließ ihm nichts zu leide thun.

Lucullus, der nicht gern auf der Ebene ſtehen bleiben wollte, weil ihm die Feinde an Reuterey überlegen waren, und doch auch Bedenken hatte, über das lange waldigte und unwegſame Gebirge zu marſchiren, hatte während dieſer Unruhe unvermuthet das Glück, daß einige gefangene Griechen, die in eine Höhle geflohen waren, zu ihm gebracht wurden, unter denen der älteſte, Artemidorus, dem Lucullus verſprach, ihn mit ſeinem Heere an einen ſichern Ort zu führen, wo ein Schloß wäre, das die Feſtung Kabira commandirte. Lucullus traute dieſem Manne, und brach mit dem Heere des Nachts auf, ließ aber in ſeinem Lager viele Wachtfeuer brennen. Er kam ſicher durch die Defileen, und nahm den beſtimmten Ort ein. Frühmorgens ſtand er auf den

Anhöhen über den Feinden, und ſtellte ſeine Armee ſo, daß er ein bequemes Terrain zur Schlacht hatte, wenn es dazu kommen ſollte, und doch auch nicht wider ſeinen Willen dazu gezwungen werden konnte.

Weder er noch Mithridates hatten ſich vorgenommen ein Treffen zu liefern, als es ſich zutrug, daß die königlichen Soldaten bey der Verfolgung eines Hirſches ſich von den Ihrigen zu weit entfernten, und auf die römiſchen Soldaten ſtieſſen, worüber es zu einem Gefechte kam, in welchem von beyden Seiten immer mehr Truppen zur Verſtärkung anrückten. Endlich ſiegten die königlichen Truppen. Die Römer, welche die Flucht der Ihrigen vom Walle herabſahen, wurden ſo unruhig darüber, daß ſie zum Lucullus liefen, und verlangten, er ſolle ſie gegen die Feinde führen, und eine förmliche Schlacht liefern. Er aber, der ihnen nur zeigen wollte, wie viel bey einem gefährlichen Gefechte auf die Gegenwart des Feldherrn ankäme, befahl ihnen ſich ruhig zu verhalten, gieng aber ſelbſt auf den Kampfplatz, und befahl den erſtern gleich von den Flüchtigen, die ihm begegneten, Stand zu halten, und mit ihm wieder gegen die Feinde loszugehen. Sie waren ſogleich willig, und da ſich die andern Flüchtigen an ſie ſchloſſen, und von neuen die Feinde angriffen, ſo ſchlugen ſie ſie mit geringer Schwierigkeit in die Flucht, und verfolgten ſie bis in ihr Lager. Gleichwohl beſtrafte Lucullus, wie er in ſein Lager zurückgekommen war, diejenigen, die geflohen waren, den Geſetzen gemäß, auf eine ſchimpfliche Art, und ſie mußten in bloſſen Unterröcken ohne Gürtel vor den

Augen der ganzen Armee einen Graben zwölf Fuß tief graben.

In dem Lager des Mithridates befand ſich ein Fürſt der Dardarier, einer derjenigen Völkerſchaften, die an der maötiſchen See wohnen, mit Namen Olthacus, ein Mann, der ſich durch alle Arten der Tapferkeit und Kühnheit im Kriege hervorthat, und Verſtand genug hatte, die wichtigſten Dinge auszuführen, dabey gefällig im Umgange und einnehmend war. Er hatte mit den andern Fürſten ſeiner Nation beſtändigen Streit und Eiferſucht wegen des Vorzugs, und verſprach daher, um ſich einen beſondern Vorzug zu erwerben, etwas groſſes auszuführen, und den Lucullus umzubringen. Der König rühmte ſeinen Eifer, und um der Sache einen Vorwand zu geben, that er ihm, wie abgeredet worden, zum Schein einige öffentliche Beſchimpfungen an. Olthacus begab ſich nun zum Lucullus, welcher ihn mit Bereitwilligkeit annahm, da im römiſchen Lager ſehr viel rühmliches von ihm war geſprochen worden. Er gewann auch bald nach einigen angeſtellten Proben den Verſtand und die Geſchäftigkeit dieſes Fürſten ſo lieb, daß er ihn an ſeine Tafel nahm, und zu den Berathſchlagungen mit zuzog. Wie aber der dardariſche Fürſt ſeine Zeit erſehn hatte, ſein Vorhaben auszuführen, ließ er ſein Pferd durch ſeine Knechte vors Lager führen, und er ſelbſt gieng um die Mittagszeit, da die Soldaten ſchliefen und ausruhten, auf das Zelt des Feldherrn zu, und glaubte, daß es ihm niemand wehren würde, hereinzugehen, da er bekannt war, und vorgab, daß er etwas wichtiges mit dem Feldherrn

zu ſprechen hätte. Und er wäre auch ſicher durchgekommen, wenn nicht der Schlaf, der ſo viele Feldherren ums Leben gebracht hat, dem Lucullus das Leben errettet hätte. Denn, weil Lucullus ſchlief, ſo ſagte Menedemus, einer von ſeinen Kammerdienern, der bey der Thüre ſtand, zum Olthacus, er käme jetzt nicht zu gelegener Zeit, da ſich Lucullus eben zur Ruhe gelegt, um ſich von ſeinen langen Nachtwachen und vielen Strapazen etwas zu erhohlen. Da ſich aber Olthacus nicht wollte abweiſen laſſen, ſondern mit Gewalt in das Zelt herein wollte, weil er etwas ſehr wichtiges zu ſprechen hätte, ſo ſtieß ihn endlich Menedemus mit beyden Händen weg, und ſagte dabey voll Unwillens, es kann nichts wichtiger ſeyn als die Geſundheit des Lucullus. Olthacus wurde darüber furchtſam, gieng zum römiſchen Lager heraus, und ritt wieder in das Lager des Mithridates, ohne ſein Vorhaben ausgeführt zu haben. So ſehr können die Umſtände bey den Geſchäften, ſo wie bey den Arzeneyen, eine tödtende oder eine errettende Wirkung hervorbringen.

Kurze Zeit darauf wurde Sornatius mit zehn Cohorten zum Fouragiren ausgeſchickt, und vom Menander, einem Generale des Mithridates, dabey angegriffen. Es kam zu einem ſcharfen Gefechte, in welchem die Feinde mit groſſem Verluſte geſchlagen wurden. Gleichwohl verabſäumte Mithridates die Gelegenheit nicht, als wieder Adrianus mit einer Anzahl Truppen, noch mehr Proviant herbeyzuſchaffen, abgeſchickt wurde, und ließ ihn durch den Menechemus und Myro mit einer ſtarken Mannſchaft von Reuterey und Fußvolk angreifen. Aber

alle

alle dieſe Truppen wurden, bis auf zwey Mann, von den Römern niedergehauen. Mithridates ſuchte zwar den Verluſt zu verbergen, und gab ihn für geringe aus, und für einen durch die Ungeſchicklichkeit der Generale verurſachten Zufall. Allein Adrianus zog bey dem feindlichen Lager im ſiegreichen Stolze mit einer groſſen Menge Wagen voll Proviant und Beute vorbey, worüber Mithridates ſelbſt mißmüthig wurde, und ſeine Soldaten in Furcht und Schrecken geriethen.

Man beſchloß, nicht länger da ſtehen zu bleiben. Als aber die vornehmſten Officiere ihr Gepäcke in der Stille fortſchickten, und den gemeinen Soldaten es verwehrten, ſo wurden ſie bey den Ausgängen gedrängt und angegriffen, ihr Gepäcke geplündert, und ſie ſelbſt niedergehauen, bey welcher Gelegenheit auch der General Dorylaus, der nichts weiter als ſeinen Purpurmantel bey ſich hatte, bloß deswegen umgebracht, und der Opferprieſter Hermäus unter den Thoren des Lagers zertreten wurde. Mithridates wurde vor allen ſo verlaſſen, daß nicht einmal ein Diener oder Reitknecht bey ihm blieb, der ihm ein Pferd gebracht hätte: er entfloh daher mitten unter den gemeinen Soldaten zum Lager heraus, bis ihn ganz ſpät ein Verſchnittener, Ptolomäus, unter dem Haufen der Flüchtigen erblickte, und von ſeinem Pferde herabſprang, und es dem Könige gab. Schon waren die Römer die ihn verfolgten, ganz nahe, und am Mangel der Eilfertigkeit lag es nicht, daß ſie ihn nicht fiengen, ſondern die Begierde nach Raub und ein niederträchtiger Geldgeitz entriß den Römern die in ſo vie-

len Schlachten mit ſo groſſen Gefahren geſuchte Beute, und raubte dem Lucullus den gröſsten Preis des Sieges. Eben wollten ſie das Pferd, worauf der König ſich geſetzt hatte, greifen, als einer von den Mauleſeln, die das Gold trugen, entweder von Ungefähr oder auf Befehl des Königs zwiſchen ihm und den ihn verfolgten Römern getrieben wurde, welchen die Römer ſogleich plünderten, und indem ſie ſich um das Gold ſelbſt unter einander herumſchlugen, zurückblieben. Und Lucullus hatte von der Geldgierde ſeiner Truppen nicht allein dieſen, ſondern noch einen andern Schaden. Er hatte befohlen, daß man den geheimen Sekretair des Königs, Kalliſtratus, zu ihm bringen ſollte, die Soldaten aber, die ihn führten, wurden gewahr, daß er fünfhundert Goldſtücke bey ſich hatte, und ſchlugen ihn todt. Lucullus gab dennoch dieſen ſeinen raubgierigen Truppen das feindliche Lager preis.

Er eroberte Kabira, und fand ſowohl hier als in den meiſten Schlöſſern, die er einnahm, viele Schätze, und auch Gefängniſſe, in denen viele Griechen, auch viele Anverwandte den Königs, gefangen ſaſſen, die ſich längſt ſchon für ſo gut als todt gehalten, und die jetzt für die Wohlthat des Lucullus nicht bloſs ihre Errettung, ſondern gleichſam Auferweckung und ein zweytes neues Leben erhielten. Unter andern wurde die Schweſter des Mithridates, Nyſſa, auf eine für ſie ſo vortheilhafte Art gefangen. Die andern Schweſtern und Frauen des Königs, die zu Phernacia entfernet von der Gefahr und ſicher, gefangen ſaſſen, wurden vom verſchnittenen Bacchides, den der König auf ſeiner

Flucht, ſie zu tödten, dahin abgeſchickt hatte, auf eine elende Art umgebracht. Es waren, unter vielen andern, zwey Schweſtern des Königs, Roxane und Statira, die noch unvermählt und vierzig Jahr alt waren, und zwey königliche Gemahlinnen aus Jonien, Berenice aus Chios, und Monime aus Milet.

Dieſe Monime ſtand bey den Griechen in groſſem Rufe. Sie hatte allen Verſuchen des Königs, der ihr auch funfzehntauſend Goldſtücke überſandt hatte, herzhaft widerſtanden, bis er ſie zu ſeiner rechtmäſſigen Gemahlin und Königin erklärt, und ihr das Diadem zugeſandt hatte. Sie bezeigte ſich aber die ganze Zeit nachher ſehr traurig, und beweinte ihre ſchöne Geſtalt, die ihr anſtatt eines Mannes einen Deſpoten, und anſtatt einer ehelichen Wohnung ein von Barbaren beſetztes Gefängniß zuwege gebracht hatte. Sie hatte, weit entfernt von Griechenland, die gehofften Güter nur wie im Traume genoſſen, und dafür die wahren Güter entbehren müſſen. Als Bacchides zu ihr kam, und ihr befahl, ſich diejenige Todesart, die ſie für die leichteſte und unempfindlichſte hielt, zu wählen, riß ſie ihr Diadem vom Kopfe, band ſichs um den Hals, und hieng ſich daran auf. Es riß aber entzwey. „Verfluchte Binde, ſagte ſie, ſo biſt du mir auch dazu nicht einmal nutze!“ Sie warf darauf die Binde weg, ſpie ſie an, und reichte ihren Hals dem Bacchides dar. Berenice erwählte ſich den Giftbecher, und gab ihrer Mutter, die zugegen war, und ſie darum bat, auch von dem Gifte. Es wirkte zwar auf den ſchwächlichen Körper der Mutter, aber der

Berenice, die nicht genug davon getrunken hatte, that es nicht die gehörige Wirkung, und ſie quälte ſich lange, bis Bacchides ihr zu Hülfe eilte, und ſie erſtickte. Von den beyden unvermählten Schweſtern des Königs ſoll die eine, Roxane, unter vielen Verwünſchungen ihres Bruders den Giftbecher ausgetrunken, die Statira hingegen nichts beleidigendes oder unanſtändiges geſagt, ſondern vielmehr ihren Bruder gelobt haben, daß er bey der Gefahr, die ihm ſelbſt bevorſtände, doch auch noch an ſie gedacht, und dafür geſorgt hätte, daß ſie als freye Menſchen und ohne Beſchimpfung ſterben könnten. — Die Nachrichten von dieſen Ermordungen giengen dem Lucullus, der von Natur ſanft und menſchenfreundlich war, ſehr nahe.

Als er dem Mithridates bis nach Talauren nachgefolgt war, erfuhr er an dieſem Orte, daß Mithridates ſeine Zuflucht zum Tigranes genommen, und ſchon vor vier Tagen in Armenien angekommen ſey. Er zog alſo wieder zurück, unterwarf ſich die Chaldäer und Tibarener, nahm klein Armenien ein, und eroberte viele Städte und Schlöſſer. Appius wurde zum König Tigranes geſchickt, und mußte um die Auslieferung des Mithridates Anſuchung thun. Lucullus ſelbſt aber gieng in das Lager vor Amiſus, welche Stadt noch immer belagert wurde, woran der General Kallimachus Schuld war, der als ein geſchickter und liſtiger Officier durch alle Arten von Kriegsmaſchinen und alle bey Belagerungen nur mögliche Kunſtgriffe, den Römern ungemeinen Schaden zufügte, wofür er auch in der Folge ſeine Strafe erhielt Vom Lucullus

aber wurde alle ſeine Liſt hintergangen, denn dieſer ließ in eben der Stunde des Tages, da es ſonſt gewöhnlich war, die Truppen ausziehen und ausruhen zu laſſen, plötzlich Sturm laufen. Es wurde ein kleiner Theil der Mauer eingenommen. Kallimachus verließ die Stadt und ſteckte ſie in Brand, entweder weil er den Römern die Beute nicht gönnte, oder um dadurch ſeine Flucht zu erleichtern. Denn es bekümmerte ſich auch wirklich niemand um die Feinde, die zu Schife entflohen, ſondern ſobald die Flamme die Stadt ergriffen hatte, fiengen die römiſchen Soldaten an zu plündern, und Lucullus, der mit der zu Grunde gehenden Stadt Mitleiden hatte, kam von auſſen zu Hülfe, um das Feuer zu löſchen, und ermahnte auch ſeine Truppen dazu. Allein niemand gehorchte ihm. Seine Soldaten verlangten die Plünderung, und ſchlugen ſo lange mit Geſchrey auf ihre Waffen, bis er ſich genöthigt ſahe, die Plünderung zu erlauben, um die Stadt nur von der völligen Einäſcherung zu befreyen. Allein die Soldaten beförderten ſie vielmehr: weil ſie alles mit brennenden Fackeln durchſuchten, und allenthalben Feuer hinbrachten, ſo zündeten ſie ſelbſt die meiſten Häuſer an. Lucullus, der am folgenden Tage in die Stadt kam, vergoß Thränen über das Schickſal der Stadt, und ſagte zu ſeinen Freunden: „Ich habe ſchon oft den Sylla für glücklich geprieſen, aber heute muß ich das Glück dieſes Mannes beſonders bewundern, der Athen, da er es wollte, erhalten konnte. Mir aber, der ich dem Sylla gern nachahmen will, zieht ein feindſeliger Dämon den Ruf des Mummius zu.“

Er ſuchte jedoch, ſo viel es die Umſtände noch erlaubten, der Stadt zu helfen. Und durch eine Art von höherer Schickung fiel auch eben, als die Stadt erobert wurde, ein ſtarker Regen, der das Feuer wieder löſchte. Die meiſten der abgebrannten Häuſer ließ er noch während ſeiner Gegenwart wieder aufbauen. Er ließ die geflüchteten Einwohner von Amiſus wieder zurückkommen, er gab auch andern Griechen, die ſich da anbauen wollten, dazu Erlaubniß, und gab ihnen hundert und zwanzig Stadien Land. Die Stadt war von den Athenienſern in derjenigen Zeit, da ihre Macht am gröſſeſten war, und ſie die Herrſchaft über das Meer behaupteten, angebaut worden. Daher auch viele, die vormals der Tyranney des Ariſtion hatten entgehen wollen, von Athen ſich dahin begeben, und das Bürgerrecht erhalten hatten. Sie waren den einheimiſchen Uebeln zu Athen entflohen, und mußten nun am fremden Unglücke Theil nehmen. So viel deren noch bey der Eroberung der Stadt errettet geblieben waren, ließ Lucullus anſtändig kleiden, und ſchickte ſie mit einem Geſchenke von zweyhundert Drachmen für jeden nach Hauſe.

Bey dieſer Gelegenheit wurde auch der Sprachlehrer Tyrannion gefangen genommen. Murena bat ſich ihn vom Lucullus aus, und da er ihn bekam, machte er ihn auf eine unedle Art zum Freygelaſſenen. Lucullus ſah es ungern, daß ein Mann, der ſich durch ſeine Gelehrſamkeit berühmt gemacht hatte, erſt ein Sklave werden ſollte, um hernach die Freyheit zu bekommen. Dieß war vielmehr eine Beraubung der Freyheit, die er ſchon hatte, als

ein Geſchenk der Freyheit. Aber das war nicht der einzige Fall, da Murena zeigte, daß ihm der Edelmuth eines würdigen Generals fehlte.

Lucullus gieng darauf in die Städte in Aſien, um daſelbſt, während der Ruhe von kriegriſchen Geſchäften, wiederum Gerechtigkeit und Ordnung herzuſtellen, welche in dieſer römiſchen Provinz lange Zeit her gefehlt hatten, die unbeſchreibliche und unglaubliche Uebel erdulden mußte. Die römiſchen Zollbedienten und Wucherer hatten die Einwohner dieſes Landes in die elendeſten Umſtände und Sklaverey gebracht, ſo daß die Privatleute gezwungen geweſen waren, ihre ſchönſten Söhne, und unverheiratheten Töchter, und die Städte und Flecken, die Geſchenke in ihren Tempeln, ihre Gemählde, und heiligen Statüen zu verkaufen, und zuletzt mußten ſie ſelbſt Leibeigene ihrer Gläubiger werden. Die Uebel, die ſie vorher erdulden mußten, waren noch weit ärger. Sie wurden gefoltert, gefeſſelt, ins Gefängniß geworfen, mußten im Sommer in der größten Sonnenhitze, im Winter im Kothe oder auf Eis ſtehen, ſo daß die Sklaverey ſelbſt ihnen eine Ruhe und Erleichterung zu ſeyn ſchien.

Lucullus, der die aſiatiſchen Städte in ſolcher Bedrängniß fand, befreyte diejenigen, die ſolche Ungerechtigkeiten leiden mußten, in kurzer Zeit von allen Uebeln. Erſtlich gab er eine Verordnung, daß nicht mehr als ein Procent Zinſen monatlich genommen werden durfte. Zweytens erklärte er alle Zinſen für ungültig, die das Capital überſtiegen. Die dritte und wichtigſte Verordnung war, daß der

Gläubiger nicht mehr als den vierten Theil von den Einkünften ſeines Schuldners bekommen durfte. Auf ſolche Weiſe wurden binnen weniger als vier Jahren alle Schulden bezahlt, und die Güter wurden ihren Beſitzern wieder ſchuldenfrey übergeben.

Die gemeinen Schulden der aſiatiſchen Städte kamen noch von jenen zwanzigtauſend Talenten her, die ſie dem Sylla als eine Contribution hatten bezahlen müſſen. Sie hatten ihren Gläubigern ſchon zweymal ſo viel gegeben, und dieſe hatten durch übermäſſige Zinſen die Schuld ſchon bis auf hundert und zwanzigtauſend Talente heraufgebracht. Sie ſchrien zu Rom wider den Lucullus, als wenn ſie das größte Unrecht litten, und gewannen einige Redner, die wider ihn auftreten mußten, die theils durch das Anſehn der reichen Gläubiger, theils durch diejenigen, die denſelben ſelbſt ſchuldig waren, unterſtützt wurden. Allein Lucullus wurde nicht nur von denen Völkerſchaften, denen er ſo groſſe Wohlthaten erzeigt hatte, hochgeſchätzt, ſondern auch die andern Provinzen rühmten ſeinen Edelmuth, und prieſen diejenigen glücklich, die einen ſolchen Statthalter hatten.

Appius Claudius, der zum Tigranes geſchickt war, ein Bruder der Gemahlin des Lucullus, wurde anfänglich von den königlichen Wegweiſern durch einen weiten Umweg unnöthiger Weiſe durch die obern Provinzen geführt, bis ihm ein Freygelaſſener aus Syrien den geraden Weg zeigte, worauf er den langen betrügriſchen Umweg verließ, die barbariſchen Wegweiſer wegſchickte, und in wenigen Tagen auch über den Euphrat, und nach Antiochien, mit dem

Zunamen Daphne, kam. Hier erhielt er Befehl, den Tigranes zu erwarten, welcher eben in Phönicien einige Städte eroberte. Appius gewann verſchiedene Fürſten, die gegen den Armenier nur eine verſtellte Unterwürfigkeit beobachteten, unter welchen auch der König von Gordyene, Zarbienus, war. Verſchiedenen Städten, die insgeheim Geſandtſchaften an ihn ſchickten, verſprach er den Beyſtand des Lucullus, und rieth ihnen, ſich vorjetzt nur noch ruhig zu verhalten. Denn die Herrſchaft der Armenier war den Griechen unerträglich, und wurde beſonders durch den theatraliſchen und ſtolzen Pomp läſtig, mit welchem ſich der König bey ſeinem groſſen Glücke betrug, und durch ſeine hochmüthige Denkungsart, nach welcher er glaubte, daß alles, was die Menſchen hochachten und wünſchen, nicht nur ihm gehöre, ſondern auch nur ſeinetwegen da ſey.

Tigranes hatte mit geringer Macht und ſchwachen Hoffnungen ſeine Regierung angetreten, nachher ſich viele Völkerſchaften unterworfen, die Macht der Parther, wie vor ihm niemand hatte thun können, gedemüthiget, und Meſopotamien mit vielen Griechen bevölkert, die er theils aus Cilicien, theils aus Kappadocien weggeführt hatte. Er hatte auch die arabiſchen Skeniten aus ihren Wohnungen in die Nähe von ſich verſetzt, um durch ſie den Handel in ſeinem Lande mehr empor zu bringen. Viele Könige dienten ihm zur Aufwartung, und viere davon waren immer bey ihm, und ſtellten ſeine Diener oder Trabanten vor: wenn er ritt, mußten ſie in Unterröcken neben her zu Fuſſe gehen, wenn er auf ſeinem Throne ſaß, und Gehör gab, ſtanden ſie mit in ein-

ander geſchlagenen Händen um ihn herum, welche Stellung das augenſcheinlichſte Bekenntniß ihrer Knechtſchaft ſeyn, und anzeigen ſollte, daß ſie ihre Freyheit ihm übergeben, und bereit wären, ihren Körper ihrem Gebieter zu allem, was ſie leiden ſollten, darzureichen.

Appius wurde bey dieſem tragiſchen Schauſpiele weder beſtürzt noch furchtſam, als er beym Könige Gehör hatte. Er ſagte vielmehr geradezu, er käme, den Mithridates abzuholen, der zu dem Triumphe des Lucullus gehörte, oder widrigenfalls dem Tigranes den Krieg zu erklären. So ſehr ſich auch bey dieſem Antrage Tigranes zwang, eine heitre Miene und ein verſtelltes Lächeln anzunehmen, ſo konnten doch alle Anweſende leicht merken, daß die Freymüthigkeit dieſes jungen Römers ihn aus ſeiner Faſſung gebracht hatte; denn dieß war das erſtemal, daß er ſeit fünf und zwanzig Jahren, ſo lange er regiert, oder vielmehr tyranniſirt hatte, die Sprache der Freyheit hörte. Er antwortete dem Appius: Ich werde den Mithridates nicht ausliefern, und wenn die Römer mit mir Krieg anfangen, mich vertheidigen. Er war auch gegen den Lucullus aufgebracht, daß er ihm in ſeinem Schreiben bloß den Titel eines Königs, nicht aber den Titel, König der Könige, gegeben hatte, und er gab ihm daher auch in ſeiner Antwort nicht den Titel Imperator. Er ſchickte indeſſen dem Appius Claudius herrliche Geſchenke, und da ſie dieſer verbat, noch mehrere dazu. Appius nahm davon nichts weiter als eine Schale, damit es nicht ſchiene, als wenn er alle Geſchenke

aus feindſeligen Geſinnungen verwürfe, und begab ſich in aller Eile wieder zu ſeinem Feldherrn zurück.

Tigranes hatte vorher den Mithridates, ſo nahe er ihm auch verwandt war, weder ſehen noch ſprechen wollen, da er ein ſo großes Königreich verloren hatte. Er ließ ihn auf eine ſchimpfliche und ſtolze Art, weit von ſeinem Hofe entfernt, in einer ſumpfigten und ungeſunden Gegend mit einer Wache bewahren. Jetzt aber ließ er ihn mit vieler Höflichkeit und Ehrenbezeigungen an ſeinen Hof kommen. Beyde Könige hielten geheime Unterredungen, und ſtillten die Mißhelligkeiten, die ſie mit einander gehabt hatten, durch die Beſtrafung ihrer Miniſter, auf die ſie alle Schuld davon ſchoben. Einer davon war Metrodorus aus Skepſis, ein Mann von einer angenehmen Beredtſamkeit, und ſehr gelehrt, der die Gnade des Mithridates in einem ſo hohen Grade genoſſen hatte, daß man ihn den Vater des Königs zu nennen pflegte. Er war von dem Mithridates an den Tigranes geſchickt worden, um ihn um Hülfe wider die Römer zu bitten. Tigranes hatte ihn gefragt: Was giebſt du, Metrodorus, mir dabey für einen Rath? Metrodorus, der entweder auf den Vortheil des Tigranes ſahe, oder die Errettung des Mithridates nicht wünſchte, antwortete: Als der Geſandte des Mithridates rathe ich dir, ihm Beyſtand zu leiſten; als dein Rathgeber aber rathe ich dir nicht dazu. Tigranes hatte das dem Mithridates erzehlt, ihm aber dabey verboten, ſich an dem Metrodorus zu rächen. Aber Mithridates ließ ihn doch gleich darauf umbringen, und Tigranes bereuete ſeine Unvorſichtigkeit, ob er gleich nicht eigentlich

an dem Unglücke des Mannes Schuld war, ſondern nur den Ausbruch des Haſſes, welchen Mithridates ſchon längſt gegen ihn gehabt, beſchleunigt hatte. Denn Mithridates war ſchon längſt dem Metrodorus gram geweſen, wie man aus ſeinen geheimen Schriften, die nachher in fremde Hände geriethen, erſahe, in welchen unter andern aufgezeichnet war, daß Metrodorus ſollte umgebracht werden. Tigranes ließ ihn prächtig begraben, und ſchonte keine Koſten bey dem Begräbniſſe eines Mannes, den er in ſeinem Leben verrathen hatte.

Um eben dieſe Zeit kam auch der Redner Amphikrates beym Tigranes um, wenn es ſich anders ſchickt hier dieſes Mannes, wegen ſeiner Vaterſtadt Athen, Erwähnung zu thun. Er war nach Seleucien am Tigris entflohen, und da ihn die Einwohner dieſer Stadt baten, bey ihnen eine Schule anzulegen, verweigerte er den Antrag mit dem praleriſchen Ausdrucke: Ein Delphin habe in einer Schüſſel keinen Raum. Er begab ſich an den Hof der Kleopatra, der Gemahlin des Tigranes, die die Tochter des Mithridates war, wo er bald in Verdacht gerieth, und ihm aller Umgang mit den Griechen unterſagt wurde, weswegen er ſich zu Tode hungerte. Kleopatra ließ ihn mit vieler Pracht bey Sapha, einem Orte der dortigen Gegend, begraben.

Lucullus gab indeſſen in Aſien eine Menge guter Geſetze, und ließ die daſigen Städte die Früchte des Friedens genieſſen. Er ſtellte auch allerhand Luſtbarkeiten und Freudenfeſte an, und gewann und ergötzte die Einwohner der aſiatiſchen Städte während ſeines Aufenthalts zu Epheſus durch allerhand

feyerliche Aufzüge, Siegesfeſte, Kampf- und Schauſpiele. Die Städte feyerten dafür ihm zu Ehren Feſte, die ſie die Luculliſchen Feſte nannten, und bewieſen ihm auf alle Art eine wahre Liebe, die noch angenehmer iſt, als bloſſe Ehrenbezeigungen.

Sobald Appius zurückkam, und man ſahe, daß der Krieg gegen den Tigranes nothwendig war, gieng Lucullus ohne Verzug wieder nach Pontus. Er belagerte ſogleich Sinope, oder vielmehr die königlichgeſinnten Cilicier, die Sinope in Beſitz hatten. Sie brachten eine Menge der Einwohner um, ſteckten die Stadt in Brand, und flohen des Nachts davon. Lucullus zog in die Stadt ein, ließ die zurückgebliebenen achttauſend Cilicier alle niedermetzeln, und gab den andern ihre Güter und Sachen wieder. Er war für die Wohlfahrt der Stadt, beſonders wegen einer gewiſſen Erſcheinung beſorgt, da ihm im Traume jemand erſchienen war, und zu ihm geſagt hatte: Gehe etwas weiter fort, Lucullus, weil Avtolykus kommt, und dich ſprechen will. Er konnte, wie er aufwachte, gar nicht ausfindig machen, was dieſe Erſcheinung zu bedeuten habe. Als er aber den Tag darauf die Stadt einnahm, und die Cilicier verfolgte, ſahe er am Ufer eine Bildſäule liegen, die die Cilicier bey der Eilfertigkeit ihrer Flucht nicht hatten mit zu Schife wegbringen können. Es war eines der ſchönſten Meiſterſtücke des Stenis, und einer von den Anweſenden erkannte, daß es die Bildſäule des Avtolykus, des Erbauers von Sinope, wäre. Dieſer Avtolykus ſoll einer mit von denenjenigen geweſen ſeyn, die den Herkules auf ſeinem Feldzuge aus Theſſalien gegen

die Amazonen begleiteten. Er war ein Sohn des Deimachus. Als er mit dem Demoleon und Phlogius zurückſegelte, litt er Schifbruch, und wurde nach Cherſones, an einen Ort, der Pedalion heißt, getrieben. Er rettete ſich mit ſeinen Freunden und Soldaten nach Sinope, und vertrieb die Syrer aus dieſer Stadt. Dieſe Syrer, die bisher die Stadt inne gehabt hatten, ſtammten, wie man erzehlt, vom Syrus, dem Sohne des Apollo, her, den Apollo mit der Sinope, einer Tochter des Aſopis, erzeugt hatte. Lucullus erinnerte ſich bey dieſen Nachrichten und der Bildſäule des Avtolykus an die Ermahnung, die ihm Sylla in ſeinen Nachrichten von ſeinem Leben gegeben, daß er nichts für ſicherer und glaubwürdiger halten ſollte, als was ihm im Traume angedeutet würde.

Er erhielt indeſſen Nachricht, daß Mithridates und Tigranes mit ihren Heeren nach Lykaonien und Cilicien marſchirten, um ihm in der Beſitznehmung der aſiatiſchen Provinzen zuvorzukommen. Er bezeigte dabey ſeine Verwunderung, daß der König von Armenien, wenn er einmal entſchloſſen geweſen wäre, mit den Römern Krieg zu führen, nicht die Zeit genutzt, da noch Mithridates ſeine Macht beyſammen gehabt hätte, und nicht ſeine Kriegsmacht mit der annoch ſtarken des Mithridates verbunden, ſondern erſt zugelaſſen hätte, daß dieſer geſchlagen und gänzlich geſchwächt worden wäre, und nun mit ſo geringen Hoffnungen einen Krieg anfienge, und die Parthey derjenigen ergriffe, die ſich nicht wieder erholen könnten.

Inzwiſchen ſchickte Machares, des Mithridates Sohn, der das Land am Bosphorus beherrſchte, dem Lucullus eine Krone zum Geſchenke, die man tauſend Goldſtücke werth ſchätzte, und bat, ihn für einen Freund und Bundesgenoſſen der Römer zu erkennen. Lucullus glaubte, daß nunmehr der erſte Krieg zu Ende wäre, ließ den Sornatius mit ſechs=tauſend Mann in Pontus zur Beſetzung des Lan=des, und gieng ſelbſt mit einer Armee, die nur aus zwölftauſend Mann Fußvolk, und noch nicht völlig dreytauſend Mann Reuterey beſtand, zum zweyten Krieg gegen den Tigranes ab. Es ſchien, als wenn er einen zu kühnen und unüberlegten Entſchluß ge=faßt habe, da er mit ſo wenig Truppen gegen ſo kriegriſche Völker, die beſonders eine zahlreiche Reu=terey hatten, und in ein weitläuftiges Land, wo tiefe Flüſſe und ſtäts beſchneyte Gebirge waren, zu Felde ziehen wollte. Daher auch ſeine Truppen, die ohnehin keine gute Mannszucht beobachteten, ihm mit Widerwillen folgten, und keine Luſt zum Fechten hatten. Und in Rom erhoben die Redner in der Verſammlung des Volks ihre Stimme wider ihn, und behaupteten, Lucullus fienge einen Krieg nach den andern an, ohne daß es nöthig wäre, bloß damit er beſtändig Feldherr bleiben, die Waf=fen nicht niederlegen, und nicht aufhören dürfe, auf gemeine Gefahr ſich Reichthümer aufzuhäufen. Sie erlangten auch in der Folge der Zeit die Ab=ſicht, die ſie dabey gegen den Lucullus hatten.

Lucullus beſchleunigte inzwiſchen ſeinen Marſch nach dem Euphrat. Wie er ankam, fand er, daß der Strom durch die vielen Regengüſſe angeſchwellt

und ungeſtüm war, worüber er ſehr mißvergnügt wurde, weil er befürchtete, daß er viel Zeit zur Zuſammenbringung und Zubereitung von Fahrzeugen zum Uebergange brauchen, und lange aufgehalten werden würde. Allein gegen Abend ſchon ließ die Heftigkeit des Stroms nach, und in der Nacht fiel die Fluth ſo ſtark, daß der Strom wieder in ſeinen ordentlichen Ufern floß. Da auch die Leute der daſigen Gegend zugleich kleine Inſelchen im Fluſſe entſtehen ſahen, um welche der Strom ganz ſanft floß, welches eine ſehr ſeltene Erſcheinung war, ſo beteten ſie den Lucullus als ein höheres Weſen an, gegen welches der Fluß ſeinen Ungeſtüm ablegte und ſich gehorſam bezeigte, um ihm einen leichten und geſchwinden Uebergang zu gewähren.

Lucullus nutzte dieſen Zeitpunkt, und gieng mit ſeinen Truppen über den Fluß. Gleich beym Uebergange hatte er eine gute Vorbedeutung. Es gehen immer an dem jenſeitigen Ufer eine Menge Kühe auf der Weide, die der perſiſchen Diana gewidmet ſind, als welche Göttin von den Einwohnern der daſigen Gegend am höchſten verehrt wird. Dieſe Kühe werden bloß zu den Opfern gebraucht, und laufen ſonſt ganz frey auf der Ebene herum, ſind aber mit dem Zeichen der Göttin, nämlich einer Fackel, bezeichnet. Da ſie ſo wild herumlaufen, koſtet es immer viele Mühe, eine davon zu fangen, wenn man ſie zu einem Opfer braucht. Von dieſen Kühen lief eine, da eben die Truppen über den Euphrat gegangen waren, an einen Felſen, der der Diana gewidmet iſt, und blieb dabey mit ſo niedergeſenktem Kopfe ſtehen, als wenn ſie mit einem

Stricke zur Erde gezogen würde, und ſtellte ſich alſo dem Lucullus von ſelbſt zum Opfer dar. Er opferte auch dem Euphrat wegen des glücklichen Ueberganges einen Stier.

Dieſen erſten Tag blieb er mit der Armee da ſtehen. Vom folgenden Tage an aber zog er in ununterbrochenen Märſchen durch die Landſchaft Sophene und immer weiter fort. Er that den Inwohnern, die ſich ihm willig ergaben, und ſeine Truppen gern aufnahmen, nicht den geringſten Schaden. Und wie auch ſeine Soldaten ein Schloß, in welchem ſie groſſe Reichthümer zu finden hofften, mit Sturm erobern wollten, wies er ſie ab. Dort jenes Schloß, ſagte er, und zeigte ihnen dabey von weiten den Berg Taurus, müſſen wir erobern, dieſe Schlöſſer hier bleiben alle den Siegern eigen. Er zog mit ſtarken Märſchen gegen den Tigris zu, und drang, nachdem er über dieſen Fluß gegangen war, in Armenien ein.

Tigranes hatte dem erſten, der ihm von dem Marſche des Lucullus nach Armenien Nachricht gegeben, zur Belohnung den Kopf abſchlagen laſſen. Daher wagte es niemand mehr, ihm etwas davon zu ſagen. Er blieb alſo ganz ruhig, und wußte von nichts, da ſchon das Kriegsfeuer in ſeinen Grenzen brannte. Er hörte dafür Schmeicheleyen — Lucullus müſſe ein groſſer General ſeyn, wenn er ſich getraute, den Tigranes in Epheſus zu erwarten, und nicht die Flucht ergriffe, und ganz Aſien verlieſſe, ſobald er das ſo unzählbare Heer zu Geſichte bekäme. — Gemeine Geiſter werden durch groſſes Glück eben ſo leicht ihrer Vernunft beraubt, als ſchwache Körper,

die nicht viel Wein vertragen können, von vielem Trinken.

Mithrobarzanes wagte es zuerſt unter den Günſtlingen des Königs, ihm die Wahrheit zu melden. Aber auch er bekam für ſeine Freymüthigkeit keinen guten Lohn. Denn er erhielt ſogleich Befehl, mit dreytauſend Mann Reuterey und einer groſſen Anzahl Fußvolk auf den Lucullus loszugehen, und ihn ſelbſt lebendig zu überbringen, die andern Römer aber alle zu zertreten.

Von der Armee des Lucullus war nur erſt ein Theil ins Lager gerückt, und der andere war noch auf dem Marſche. Lucullus beſorgte daher, da ihm die Kundſchafter die Nachricht brachten, daß der Feind anrücke, er möchte angegriffen werden, ehe ſeine Armee beyſammen und in Schlachtordnung geſtellt wäre. Er blieb daher ſelbſt im Lager, und ſuchte es zu Stande zu bringen, ſchickte aber den Sextilius, ſeinen Legaten, mit tauſend ſechshundert Mann Reuterey und faſt eben ſo vielem Fußvolke dem Feinde entgegen, mit dem Befehle, in der Nähe des Feindes ſtehen zu bleiben, und ſo lange zu warten, bis er erführe, daß die ganze römiſche Armee im Lager ſtände. So ſehr aber auch Sextilius ſich darnach richten wollte, ſo wenig konnte er es, da ihn Mithrobarzanes mit vieler Verwegenheit angrif und zum Treffen nöthigte. In dieſem Treffen blieb Mithrobarzanes ſelbſt, und es kamen wenige von den in die Flucht geſchlagenen Feinden mit dem Leben davon.

Tigranes verließ darauf Tigranocerta, eine groſſe Stadt, die er ſelbſt erbaut hatte, und entwich

auf das Gebirge Taurus, wo er von allen Orten her Truppen an ſich zog. Lucullus, der ihm keine Zeit zu Zurüſtungen laſſen wollte, ſchickte den Murena ab, der die Truppen, die zum Tigranes marſchiren wollten, theils beunruhigte, theils abſchnitt, und auf einer andern Seite den Sextilius, der ein groſſes Corps Araber, welches ſich mit dem Könige vereinigen wollte, davon abhielt, ſie, eben als ſie ihr Lager bezogen, angrif, und die meiſten davon niederhauen ließ. Murena folgte dem Tigranes nach, und grif ihn zu rechter Zeit an, da er mit ſeinem langen Heerszuge durch ein enges unebenes Thal marſchirte. Tigranes entfloh, und verlor alle ſeine Bagage, es wurden eine groſſe Menge Feinde getödtet, und noch mehrere gefangen genommen.

Bey dem ſo glücklichen Fortgange der römiſchen Waffen brach Lucullus gegen Tigranocerta auf, und belagerte die Stadt. Es wohnten darinnen viele Griechen, die Tigranes aus Cilicien dahin geführt hatte, ingleichen viele Barbaren, die einerley Schickſal mit dieſen Griechen gehabt hatten, Adiabener, Aſſyrer, Gordyener und Kappadocier, deren Städte zerſtört, und ſie ſelbſt gezwungen worden waren, ſich in der neuen Stadt Tigranocerta niederzulaſſen. Die Stadt war mit Reichthümern und heiligen Schätzen erfüllt, weil ſich Privatmänner und Fürſten mit dem Könige um die Wette bemüht hatten, die Stadt zu verſchönern und zu bereichern. Daher ſetzte Lucullus ihr heftig zu, und glaubte, Tigranes würde das nicht ſo geruhig zugeben, ſondern, auch wider ſeinen Vorſatz, von den Gebirgen herabkom-

men, um die Stadt zu entſetzen, und in der Hitze ſich in eine Schlacht einlaſſen. Er urtheilte richtig.

So ſehr auch Mithridates dem Tigranes durch viele abgeſchickte Bothen und Briefe widerrieth, ſich in eine Schlacht einzulaſſen, ſondern vielmehr den Rath gab, mit ſeiner Reuterey dem Feinde die Zufuhr abzuſchneiden, und ſo ſehr auch Taxiles, der vom Mithridates in das Lager des Tigranes war geſchickt worden, ihn bat, ſich in Acht zu nehmen, und zurück zu ziehen, weil die Römer nicht leicht könnten überwunden werden; ſo wenig nutzte das. Anfänglich zwar nahm Tigranes den gegebenen Rath geneigt an, inzwiſchen aber kamen alle ſeine Heere zuſammen, die Armenier und Gordyener, die Könige der Meder und Adiabener, die ihre ganze Kriegsmacht ihm zuführten, viele Schaaren Araber kamen vom Meere bey Babylon zu ihm, viele Albaner vom kaſpiſchen Meere, mit ihren Nachbaren, den Iberen, eine groſſe Menge von den Völkern am Fluſſe Araxes, die ohne Könige lebten. Alle dieſe Schaaren, die theils die Freundſchaft gegen den Tigranes, theils Geſchenke dazu bewogen hatten, vereinigten ſich mit ihm. Nunmehr hörte man bey den königlichen Gaſtereyen und Berathſchlagungen von nichts als prahleriſchen Hoffnungen und barbariſchen Drohworten. Taxiles gerieth in Gefahr ſeinen Kopf zu verlieren, weil er eine Schlacht widerrieth, und dem Mithridates gab man Schuld, daß er bloß deswegen, weil er dem Tigranes den groſſen Sieg nicht gönnte, eine Schlacht zu hintertreiben ſuchte. Deswegen wartete auch nicht Tigranes, bis ſich Mithridates mit ihm vereinigt hätte, damit er nicht an der groſſen

Ehre des Sieges Theil nehmen möchte, und marſchirte mit ſeinem Heere eilfertig fort, nur bezeigte er ſeine Unzufriedenheit, daß er gegen den einzigen Lucullus, und nicht gegen alle römiſche Generale zuſammen fechten könnte.

Sogar abgeſchmackt war auch ſeine hohe Idee nicht, da er ſo viele Völkerſchaften und Könige und gerüſtete Heere und ſo viele tauſend Reuter um ſich herum ſahe. Seine Kriegsmacht beſtand aus zwanzigtauſend Schützen und Schleuderern, fünf und funfzigtauſend Mann zu Pferde, von denen, wie Lucullus in ſeinem Berichte an den römiſchen Senat meldet, ſiebzehntauſend ganz geharniſcht waren, ferner aus hundert und funfzigtauſend Mann zu Fuß, die theils in gewiſſe Trupps, theils in Phalangen eingetheilt waren, und dazu kamen fünf und dreyßigtauſend Mann, die die Wege beſſern, Brücken ſchlagen, Flüſſe reinigen, Wälder niederhauen, und andre geringe Dienſte beym Heere verrichten mußten. Dieſe letztere Mannſchaft ſtand in den Gefechten hinter der Armee, und machte dadurch ihren Anblick zahlreicher und ſtärker. Als Tigranes vom Berge Taurus herab gegen Tigranocerta über, welches die Römer belagerten, angekommen war, und ſich auf einer Anhöhe gelagert hatte, ſo machte auch der Anblick des groſſen Heeres die Feinde in der Stadt ſo frech, daß ſie ein frohlockendes Geſchrey und Lärmen erhoben, und den Römern von den Mauern herab die armeniſchen Schaaren unter vielen Drohungen zeigten.

In dem Kriegsrathe, den Lucullus wegen der bevorſtehenden Schlacht hielt, waren einige der

Meynung, man müſſe die Belagerung aufheben, und den Tigranes angreifen, andre behaupteten, man dürfe nicht eine ſolche Menge Feinde im Rücken laſſen, und die Belagerung aufheben. Lucullus glaubte, daß keine von dieſen Partheyen weder ganz Recht noch ganz Unrecht habe. Er theilte ſeine Armee. Sechstauſend Mann Fußvolk blieben unter dem Commando des Murena zur Belagerung zurück, und er ſelbſt gieng mit vier und zwanzig Cohorten, die nicht mehr als zehntauſend Mann Fußvolk ausmachten, und ſeiner ganzen Reuterey nebſt tauſend Schleuderern und Bogenſchützen gegen den Tigranes. Er nahm ſein Lager an einem Fluſſe, auf einer groſſen Ebene.

Dem Tigranes kam dieſe römiſche Armee ſehr klein vor, und ſie gab daher ſeinen Schmeichlern zu luſtigen Unterhaltungen Anlaß. Einige ſpotteten darüber, andere loſeten ſchon im Scherz über die künftige Beute. Jeder von den Generalen und Königen bat den Tigranes, ihm allein die Beſiegung zu überlaſſen, und nur einen ruhigen Zuſchauer dabey abzugeben. Tigranes, der ſelbſt auch dabey witzig und ſcherzhaft ſeyn wollte, ſagte jenes bekannte Sprüchwort: Wenn es Römiſche Geſandten ſeyn ſollten, ſo wären ihrer zu viel, und wenn es Soldaten ſeyn ſollten, ſo wären ihrer etwas zu wenig. Mit dergleichen Spöttereyen und Scherzen brachten ſie die ganze Zeit zu.

Lucullus führte mit Anbruch des folgenden Tages ſeine Armee aus dem Lager gegen den Feind an. Dieſer ſtand jenſeits des Fluſſes an der Morgenſeite. Weil aber der Fluß an der Abendſeite eine

Krümmung macht und man da den leichteſten Uebergang hat, ſo führte er ſeine Truppen in aller Eile dahin. Tigranes hielt dieſe Wendung der Römer für Flucht, rief den Taxiles, und ſagte mit vollem Lachen zu ihm: Siehſt du wohl, wie die unüberwindlichen Römiſchen Krieger davon fliehen. Aber Taxiles antwortete: Ich wünſche es dir König, daß durch die Fügung deines Schutzgeiſtes dir ein Wunder widerfahren mag. Aber dieſe Leute pflegen nicht, wenn ſie marſchiren, ihre beſten Röcke anzuziehn, noch die Schilde und Helme ſo geputzt und bloß zu tragen, wie ſie jetzt thun, noch ſo die ledernen Decken von ihren Waffen zu ziehen. Dieſen prächtigen Anblick machen ſie nur, wenn ſie fechten und ihre Feinde angreifen wollen. Indem noch Taxilus ſo ſprach, erblickte man ſchon die erſte Adlerfahne, mit der Lucullus anrückte, und die andern Cohorten folgten ihm in gehöriger Ordnung über den Fluß nach. Jetzt erwachte noch kaum Tigranes, wie aus einer Trunkenheit, und ſchrie zwey bis dreymal: Was, dieſe Leute wollen auf uns zu? Er ließ ſeine Armee in der größten Verwirrung in Schlachtordnung ſtellen, er ſelbſt commandirte den Mittelpunkt des Treffens, den linken Flügel übergab er dem Könige der Adiabener, und den rechten dem Könige der Meder, an deſſen Spitze der größte Theil der geharniſchten Reuterey geſtellt wurde.

Lucullus wurde, als er eben über den Fluß gehen wollte, von einigen Officieren gewarnt, ſich vor den heutigen Tag in Acht zu nehmen, weil es einer von den unglücklichen, bey den Römern ſo genannten ſchwarzen Tagen wäre, an eben dem Ta-

ge wäre nähmlich die Armee des Cäpio von den Cimbern vertilgt worden. Lucullus aber gab ihnen jene berühmte Antwort: „Und ich will dieſen Tag zu einen glücklichen Tag für die Römer machen.“ Es war der ſechſte October.

Unter dieſen Verſicherungen und Ermahnungen muthig zu ſeyn, ſetzte Lucullus über den Fluß, und ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Truppen, die er gegen den Feind führte. Er hatte einen ſtählernen ſchuppichten Harniſch, der ſehr glänzte, und eine Mondirung, die mit Franzen beſetzt war. Er zog ſogleich ſein Schwerdt, und zeigte dadurch ſeinen Truppen an, daß ſie ohne Verzug müßten mit dem Degen angreifen, damit ſie durch die Schnelligkeit ihres Angriffs den Feinden den Platz abgewönnen, auf den ſie ihre Pfeile, deren ſie gewohnt waren, brauchen konnten.

Weil er gewahr wurde, daß die feindliche geharniſchte Reuterey, von der man am meiſten Rühmens gemacht hatte, hinter einen Hügel ſtand, deſſen Anhöhe eine breite Ebene hatte, zu der man auf einem ebenen Wege von fünfhundert Schritten ohne groſſe Schwierigkeit kommen konnte, ſo gab er der thraciſchen und galatiſchen Reuterey Befehl, daß ſie den feindlichen geharniſchten Reutern in die Flanke fallen, und mit ihren Degen die Lanzen wegſchlagen ſollte. Denn die Stärke dieſer Leute beſtand bloß in ihren Lanzen, auſſer dieſen Gebrauch waren ſie ganz unnütz, weil ſie in ihren ſchweren und ſtarren Rüſtungen gleichſam wie eingeſchloſſen waren.

Lucullus führte ſelbſt die zwey Cohorten an, die dieſe Anhöhe erſteigen ſollte, und ſeine Solda-ten folgten ihm deſto herzhafter nach, da er ſelbſt an ihrer Spitze zu Fuſſe voranſtieg, und die Ge-fahr mit ihnen theilte. Sobald er die Anhöhe ge-wonnen hatte, zeigte er ſich auf einem erhabenen Orte, und ſchrie mit ſtarker Stimme: „Wir haben geſiegt, Kameraden, wir haben geſiegt!“ Und ſo-gleich ließ er auch ſeine Truppen die geharniſchten Reuter angreifen, wobey er ihnen befahl, nicht ih-re Wurfſpieſſe zu gebrauchen, ſondern mit dem De-gen in der Fauſt die Feinde anzugreifen, und ſie in ihre Waden und Schenkel zu hauen, wo ſie unge-harniſcht waren.

Allein ein ſolches Gefecht war nicht einmal nö-thig. Denn dieſe Reuter hielten nicht Stand, ſon-dern flohen ſogleich mit groſſem Geſchreye auf eine ſchimpfliche Art davon, und ſtürzten ſich mit ihren ſchweren Pferden in die Infanterie herein, ehe dieſe noch zum Treffen gekommen war. Und auf ſolche Art wurden, noch ehe ein einziger verwundet, oder ein Tropfen Blut vergoſſen war, viele tauſende von Feinden in die Flucht getrieben. Deſto gröſſer war aber das Blutbad, welches darauf unter den flüchtigen Feinden, oder die vielmehr nur fliehen wollten, angerichtet wurde. Denn ſie verhinderten durch die dichten Reihen ihrer Schlachtordnung, die ſo vielfach hinter einander ſtunden, ſich ſelbſt auf ihrer Flucht.

Tigranes floh gleich im Anfange der Schlacht mit wenigen davon, und gab ſein königliches Dia-dem, welches er ſich vom Kopfe riß, mit weinen-

den Augen ſeinem Sohne, den er in gleicher Gefahr mit ſich erblickte. Er rieth ihm, ſo gut er könnte, ſich auf einem andern Wege zu retten. Der junge Prinz, der ſich nicht getraute, das Diadem umzubinden, gab es einem ſeiner getreueſten Diener in Verwahrung. Dieſer wurde gefangen und zum Lucullus gebracht, der nun alſo mit den andern vielen Gefangenen auch das königliche Diadem des Tigranes in ſeine Hände bekam. Es ſollen in dieſer Schlacht über hunderttauſend Mann von dem feindlichen Fußvolke umgekommen, und von der Reuterey nur wenige entronnen, von den Römern aber nur hundert verwundet, und fünfe geblieben ſeyn.

Der Philoſoph Antiochus erwähnt in ſeiner Schrift von den Göttern dieſe Schlacht mit dem Ausdrucke, daß die Sonne ihres gleichen niemals geſehen habe. Strabo, ein andrer Philoſoph, ſagt in ſeinen hiſtoriſchen Denkſchriften, die Römer hätten ſich ſelbſt darüber geſchämt, und einander ausgelacht, daß ſie gegen ſolche Sklaven hätten die Waffen führen müſſen. Livius bemerkt, daß die Römer niemals eine Schlacht geliefert, in welcher ihnen die Feinde ſo ſehr an Anzahl überlegen geweſen wären. Denn die Ueberwundenen waren noch mehr als zwanzigmal ſtärker als die Ueberwinder.

Die geſchickteſten römiſchen Generale, die die mehrſte Kriegserfahrung hatten, rühmten den Lucullus beſonders deswegen, daß er zwey der vornehmſten und mächtigſten Könige, durch zwey einander entgegengeſetzte Mittel, der Langſamkeit und der Geſchwindigkeit, überwunden hatte. Den Mi=

thridates, der ſeine Macht ſehr verſtärkt hatte beſiegte er durch Zaudern und Langſamkeit: den Tigranes durch Geſchwindigkeit. Er hatte, wie wenige Generale der damaligen Zeit, das Zaudern für ſich ſehr wirkſam, und die ſchnelle Kühnheit ſicher für ſich zu machen gewußt.

Mithridates war nur in langſamen Märſchen dem Tigranes zu Hülfe gezogen, weil er vermuthete, daß es bey der dem Lucullus gewöhnlichen Behutſamkeit und Langſamkeit, mit welcher er Krieg zu führen pflegte, nicht ſobald zu einer Schlacht kommen würde. Die erſte Vermuthung von einer vorgefallenen unglücklichen Schlacht ſchöpfte er aus dem erſchrockenen Weſen und der Furchtſamkeit, mit welcher einige wenige Armenier, die ihm unterwegens begegneten, vorbeyliefen. Bald darauf erfuhr er von den vielen Geplünderten und Verwundeten, die zu ſeinem Heere kamen, die groſſe Niederlage, die Tigranes erlitten. Er ſuchte ihn mit vieler Sorgfalt auf, und fand ihn endlich von allen verlaſſen, in kläglichen Umſtänden. Er enthielt ſich aller unangenehmen Vorwürfe darüber, ſtieg vom Pferde, beweinte ihr gemeinſchaftliches unglückliches Schickſal, gab ihm ſein eigenes königliches Gefolge zur Begleitung, und ſprach ihm neuen Muth zu. Beyde Könige ſuchten wieder neue Armeen aufzubringen.

In der Stadt Tigranocerta war indeſſen ein Aufruhr zwiſchen den Griechen und Ausländern entſtanden, und die Griechen hatten die Stadt dem Lucullus übergeben, ſobald er nur den erſten Angriff gethan hatte. Die Schätze der Stadt behielt er für

ſich, die Stadt ſelbſt aber gab er ſeinen Truppen zur Plünderung Preis, in der ſie auſſer andern Reichthümern achttauſend Talente gemünztes Geld fanden. Auſſerdem bekam noch jeder Soldat bey der Theilung der Beute achthundert Drachmen. Es wurden auch viele Schauſpieler und andre in den Bacchusfeſten auftretende Künſtler mit gefangen genommen, welche Tigranes von allen Orten her hatte laſſen zuſammen kommen, um bey der Einweihung des neuen Theaters, das er ſelbſt hatte bauen laſſen, gebraucht zu werden, welche Leute nachher Lucullus bey ſeinen Siegesfeſten und Schauſpielen brauchte. Die Griechen ſchickte er in ihr Vaterland zurück, und gab ihnen noch Reiſegeld, ſo wie auch den andern Ausländern, die ebenfalls waren gezwungen worden, ſich in Tigranocerta niederzulaſſen. Auf ſolche Art trug es ſich zu, daß durch die Zerſtörung einer Stadt viele andre wieder bevölkert wurden, die ihre vorigen Bürger wieder bekamen, und dieſe Städte verehrten nun den Lucullus als ihren Wohlthäter und neuen Stifter.

Er hatte auch in allen ſeinen andern Unternehmungen einen glücklichen Fortgang, ſo wie es der Mann verdiente, der begieriger nach dem Ruhme der Gerechtigkeit und Menſchenliebe war, als nach dem kriegriſchen Ruhme erfochtener Siege. Und an den Siegen nahmen auch ſowohl die Soldaten als das Glück den gröſten Antheil: der Edelmuth aber, mit welchen damals Lucullus die Barbaren ohne Waffen ſich ergeben machte, war ein Beweis einer ſanften Seele, die ſich nach Grundſätzen gebildet hatte.

Durch ſolche Eigenſchaften wurden die arabi=ſchen Könige bewogen, zu ihm zu kommen, und ſich mit allen ihren Gütern ihm zu übergeben: eben dieſes that die Nation der Sophener. Die Gordyener waren ſo für ihn eingenommen, daß ſie ihre Städte verlaſſen, und ihm mit ihren Weibern und Kindern allenthalben, wohin er ſie führen würde, folgen wollten, wovon folgendes die Urſache war. Zarbienus, der König der Gordyener, hatte, wie ſchon erzehlt worden, durch den Appius heimlich mit dem Lucullus wegen eines Bündniſſes unterhandelt, da ihm die Tyranney des Tigranes zu beſchwerlich fiel. Er wurde aber verrathen, und mit ſeiner Gemahlin und Kindern umgebracht, ehe die Römer noch in Armenien eindrangen. Dieſer Umſtände eingedenk ließ Lucullus, als er durch das Gebiet der Gordyener zog, dem Zarbienus ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Er ließ den Holzhaufen mit vielen goldgewirkten Kleidern und andern vom Tigranes erbeuteten Koſtbarkeiten ausſchmücken, zündete ihn ſelbſt an, brachte ihn mit den Freunden und Dienern des Zarbienus das Todtenopfer, und gab ihm den Namen eines Freundes und Bundesgenoſſen der Römer. Er ließ ihm auch mit vielen Koſten ein Denkmal errichten. Man fand in dem Pallaſte des Zarbienus viel Gold und Silber, und dreymalhunderttauſend Scheffel Getraide, welches den Truppen ſehr zu ſtatten kam, und man mußte zu Rom den Lucullus bewundern, daß er, ohne eine einzige Drachme aus der öffentlichen Schatzkammer zu nehmen, den Krieg auf Koſten der Feinde führte.

Inzwiſchen kam eine Geſandtſchaft vom Könige der Parther bey ihm an, welcher ihm ein Freundſchaftsbündniß antragen ließ. Lucullus, dem dieſes angenehm war, ſchickte wieder an den parthiſchen König Geſandten. Dieſe aber erfuhren, daß der König noch unentſchlüßig war, zu welcher Parthey er ſich ſchlagen ſollte, und insgeheim auch dem Tigranes ein Bündniß unter der Bedingung angeboten hatte, daß ihm Meſopotamien abgetreten würde. Auf die davon erhaltene Nachricht entſchloß ſich Lucullus, den Tigranes und Mithridates, welches ſchon geſchwächte Gegner waren, vorbeyzugehen, und auf die Macht der Parther loszugehen. Denn er machte ſich eine ungemeine Ehre daraus, wenn er, wie ein guter Kämpfer, in einem Kriege drey Könige hinter einander zu Boden werfen, und der unüberwindliche Sieger der drey größten Fürſten unter der Sonne werden könnte.

Er ſchickte dem Sornatius der in Pontus ſtand, Befehl zu, daß er mit ſeinen Truppen zu ihm ſtoſſen ſollte, weil er aus Gordyene gegen die Parther zu Felde gehen wollte. Aber dieſe Truppen, die ſchon vorher mit Widerwillen und Schwierigkeit dienten, gaben nunmehr ihre Frechheit offenbar zu erkennen, und lieſſen ſich auf keine Weiſe weder bereden noch zwingen, den Marſch anzutreten, ſondern betheuerten vielmehr mit Ungeſtüm, daß ſie auch nicht einmal länger in Pontus bleiben, ſondern ſich nach Hauſe begeben wollten. Die Nachricht von dieſer Widerſpenſtigkeit verführte auch die Truppen, die unter dem eigenen Commando des Lucullus ſtanden, und auch ſchon ſo reich und ſchwel-

gerſch geworden waren, daß ſie ungern Kriegsdienſte thaten, und die Ruhe begehrten. Sie lobten die Frechheit der Soldaten in Pontus, und nannten ſie öffentlich brave Männer, denen man nachahmen müſſe; denn ſie hätten ſchon ſo viel Dienſte gethan, daß man ihnen den Abſchied geben und die Ruhe gönnen dürfte.

Dieſe und noch viel ärgere Reden der Soldaten brachten den Lucullus dahin, daß er den Feldzug gegen die Parther aufgab, und noch mitten im Sommer gegen den Tigranes aufbrach. Er gieng über den Taurus, und wurde mit Mißvergnügen gewahr, daß die Felder erſt anfiengen grün zu werden, denn in der daſigen Gegend wird wegen der kalten Luft alles ſehr ſpät reif. Er zog indeſſen in die Ebene herab, und nachdem er die Armenier, die es gewagt hatten, ihn anzugreifen, zwey- oder dreymal geſchlagen hatte, plünderte er ohne Schwierigkeit die umliegenden Dörfer aus, und da er auch allen Proviant wegnahm, den Tigranes für ſein Heer hatte zuſammenbringen laſſen, ſo brachte er es bald ſo weit, daß die Feinde nur den Mangel empfanden, den er für ſich befürchtet hatte.

Er bot den Feinden verſchiedenemal eine Schlacht an, ließ Schanzen um ihr Lager herum aufwerfen, und verheerte vor ihren Augen die umliegende Gegend, ohne daß ſie, weil ſie ſchon ſo vielmal waren geſchlagen worden, die geringſte Bewegung machten. Er rückte daher vor Artaxata, der Reſidenz des Königs Tigranes, wo deſſen Gemalinnen und Kinder ſich aufhielten, und vermuthete, daß Tigranes doch dieſe Stadt nicht würde belagern laſſen,

ohne ein Treffen zu wagen. Dieſe Stadt ſoll ihre Erbauung dem carthaginenſiſchen Annibal zu danken haben. Er flůchtete, wie man erzehlt, nachdem die Rômer den Antiochus beſiegt hatten, zum armeniſchen Kônige Artaxas, um den er ſich durch allerhand nůtzliche Anſchlåge verdient machte, und entwarf auch unter andern, da er dieſe fruchtbare und angenehme Gegend ganz vernachlåßigt und unangebaut fand, eine Zeichnung zu einer da anzulegenden Stadt, und ermunterte den Kônig, dem er die Gegend zeigte, da eine Stadt erbauen zu laſſen. Artaxas nahm dieſen Vorſchlag mit Vergnůgen an, und trug dem Annibal die Aufſicht darůber auf, welcher eine ſehr groſſe pråchtige Stadt erbauen ließ, die der Kônig nach ſeinem Namen Artaxata nannte, und zur Hauptſtadt von Armenien machte.

Tigranes, der es nicht zugeben wollte, daß Lucullus ſeine Hauptſtadt belagerte, růckte ohne Verzug mit ſeiner ganzen Macht ihm entgegen, und lagerte ſich am vierten Tage den Rômern gegen ůber, jenſeits des Fluſſes Arſanias, ſo daß die Rômer von Artaxata her ůber den Fluß gehen mußten, wenn ſie ihn angreifen wollten. Lucullus fůhrte, nach einem angeſtellten Opfer, als wenn er ſchon den Sieg in Hånden håtte, ſein Heer ůber den Fluß. Er ſtellte zwôlf Cohorten voran, und die andern dahinter, damit er nicht von den Feinden ůberflůgelt werden konnte; denn die feindliche Reuterey, die ſich ihm entgegen ſtellte, war ſehr zahlreich und auserleſen, und an den Spitze derſelben waren die mardiſchen Bogenſchůtzen zu Pferde, und die iberi-

ſchen

ſchen Lanzenführer, auf welche ſich Tigranes, als die ſtreitbarſten Truppen, am meiſten verließ. Aber ſie thaten keinen groſſen Widerſtand. Anfänglich lieſſen ſie ſich eine Weile mit der römiſchen Reuterey ein, ſobald aber das Fußvolk ſie angrif, nahmen ſie auf allen Seiten die Flucht.

Die römiſche Reuterey, die ſie verfolgte, zerſtreute ſich im Nachjagen, worauf ſogleich die andere Reuterey des Tigranes gegen die Römer anrückte, und durch ihre gute Rüſtung und Menge den Lucullus in Furcht ſetzte. Er ließ geſchwind ſeine Reuterey von der Verfolgung der Flüchtigen zurückkommen, und ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Truppen, mit welchen er auf die Satrapen und vornehmſten Officiere, die um den Tigranes herumſtanden, losgieng, und ihnen ein ſolches Schrecken einjagte, daß ſie, ohne an Gegenwehr zu denken, davon flohen. Unter den dreyen Königen, die ſich bey dieſer Schlacht befanden, ſoll der pontiſche König Mithridates auf die ſchimpflichſte Art entflohen ſeyn, und nicht einmal das Feldgeſchrey der Römer abgewartet haben.

Die geſchlagenen Feinde wurden ſehr weit und die ganze Nacht hindurch verfolgt, ſo daß die Römer von Niedermetzeln, Gefangennehmen und Beute machen ganz ermattet zurückkamen. Livius bemerkt, daß in der erſtern Schlacht mehr Feinde überhaupt, und in der letztern mehr groſſe Officiere und hohe königliche Bediente getödtet und gefangen worden.

Lucullus bekam durch dieſen Sieg neuen Muth, und faßte den Entſchluß, in die obern Provinzen zu marſchiren, und die königliche Macht vollends über

den Haufen zu werfen. Aber es fiel unvermuthet ſchon im erſten Herbſte ein ſehr rauhes Wetter ein, es ſchneyte und fror ſchon, und die Pferde konnten wegen der ſtarken Kälte weder das Waſſer in den Flüſſen ſaufen, noch darüber gehen, weil das Eis brach und die ſpitzigen Ecken die Adern an den Füſſen der Pferde zerriſſen. Die Soldaten ſtarrten in den Defileen der gebüſchigten und waldigten Gegend vor herabfallenden Schnee und vor Kälte, und die Nächte mußten ſie auf naſſen Plätzen zubringen. Kaum waren ſie auch, einige Tage nach der Schlacht, auf dieſem üblen Marſche geweſen, als ſie ſchon ihre Beſchwerden äußerten. Zuerſt lieſſen ſie den Lucullus durch ihre Oberſten bitten, darauf rotteten ſie ſich auf eine tumultuariſche Art zuſammen, und erhoben des Nachts in ihren Zeltern ein ſolch Geſchrey und Lärmen, wie es das Zeichen einer empörten Armee zu ſeyn pflegt. Lucullus verſchwendete alle Arten von Bitten und Vorſtellungen, er bat ſie, nur ſo lange ſich zu gedulden, bis ſie das armeniſche Carthago eingenommen, und das Werk des Annibals, des ärgſten Feindes der Römer, zerſtört hätten. Allein alles war vergeblich. Er führte ſein Heer durch einen andern Weg über den Berg Taurus, und nach Mygdonien, einer fruchtbarern und mildern Provinz, in welcher eine groſſe und volkreiche Stadt lag, die die Barbaren Niſibis, die Griechen aber das mygdoniſche Antiochien nannten. In dieſer Stadt commandirte dem Titel nach der Bruder des Tigranes, Guras, in der That aber jener in Belagerungskünſten ſo erfahrner und geſchickter Officier, Kallimachus, der in Amiſus dem Lucullus ſo viel zu thun

gemacht hatte. Lucullus grif die Stadt, ſobald er angerückt war, mit aller möglichen Art von Kunſt und Tapferkeit an, und eroberte ſie auch in kurzer Zeit. Gegen den Guras, der ſich ihm freywillig ergab, bewies er viel Gelindigkeit, den Kallimachus aber ließ er nicht einmal vor ſich, ob er gleich groſſe geheime Schätze zu entdecken verſprach, er ließ ihn in Ketten legen, um Strafe dafür zu leiden, daß er die Stadt Amiſus in Brand geſteckt, und dem Lucullus die Gelegenheit benommen hatte, ſich durch Großmuth gegen die Griechen Ruhm zu erwerben.

Bis auf dieſen Zeitpunct war Lucullus auf allen ſeinen Feldzügen vom Glücke begleitet worden, aber nunmehr war es, als wenn ſich der Wind verändert hätte. Sein Glück verließ ihn, er fand allenthalben Widerſtand, und alles war ihm entgegen. Er zeigte ſich zwar immer noch als einen tapfern, ſtandhaften und braven General, aber alles, was er unternahm, brachte ihm nunmehr weder Ehre noch Beyfall. Er verlor ſogar durch ſeine verunglückten Anſchläge und fruchtloſen Streitigkeiten beynahe allen Ruhm, den er ſich vorher erworben hatte.

Unter den verſchiedenen Urſachen ſeines Mißgeſchicks war diejenige nicht die geringſte, daß er nicht fähig war, die Liebe ſeiner Soldaten zu gewinnen, weil er jede Gefälligkeit und Herablaſſung gegen Untergebene für Entehrung ſeiner Würde hielt. Am meiſten ſchadete es ihm auch, daß er mit ſeinen Officieren und Nebengeneralen ſich nicht wohl vertragen konnte, ſondern ihnen vielmehr mit einer Art von Verachtung, und ſo begegnete, als wenn ſie gegen ihn gar nichts wären, welchen Fehler er bey

ſeinen ſonſt übrigen vortreflichen Eigenſchaften gehabt haben ſoll. Denn er war von groſſer und ſchöner Geſtalt, war ein geſchickter Redner, und zeigte als Staatsmann und als Feldherr groſſen Verſtand.

Salluſtius merkt an, daß die Soldaten beſonders deswegen mit ihm ſehr unzufrieden geworden wären, weil ſie gleich im Anfange des Krieges zwey Winter hinter einander bey Cyzikus und bey Amiſus hätten müſſen im Lager unter Zeltern bleiben. Eben dieſe Beſchwerlichkeit hatten ſie auch in den folgenden Wintern; denn ſie mußten entweder den Feldzug im Winter fortſetzen, oder, wenn ſie auch in Freundes Landen ſtanden, im Lager unter Zeltern bleiben, und nicht ein einzigmal ließ er ſie in eine griechiſche oder bundesverwandte Stadt in die Winterquartiere gehen.

Dieſes Mißvergnügen der Truppen wurde durch die Reden der Demagogen zu Rom vermehrt, welche den Lucullus aus Neid beſchuldigten, daß er bloß aus Herrſchſucht und Begierde, ſich zu bereichern, den Krieg in die Länge zöge, und deswegen Cilicien, Aſien, Bithynien, Paphlagonien, Galatien, Pontus, Armenien bis nach Phaſis eingenommen, und nun auch die Reſidenz des Tigranes geplündert habe, als wenn er die Könige zu plündern, und nicht ſie zu bekriegen abgeſchickt worden wäre. Dieß ſoll beſonders einer von den Tribunen des Volks, Lucius Quintius, geſagt, und das römiſche Volk dahin gebracht haben, daß es ein Decret abfaſſen ließ, dem zufolge Lucullus vom Commando zurückberufen, und ein groſſer Theil ſeiner Soldaten abgedankt wurde.

Zu dieſem Mißgeſchicke kam noch ein anders,

welches den Lucullus vollends herabbrachte, die Frechheit des Publius Clodius, eines hochmüthigen, ausſchweifenden und verwegenen Mannes. *) Er war der Bruder der Gemahlin des Lucullus, und ſtand in dem Rufe, daß er ſelbſt mit dieſer ſeiner Schweſter, die eine unzüchtige Frau war, verbotene Liebe pflegte. Er glaubte beym Lucullus, unter dem er die Feldzüge in Aſien mitmachte, nicht genugſame Ehre zu genieſſen: er wollte der vornehmſte ſeyn, und wurde wegen ſeiner ſchlechten Aufführung vielen nachgeſetzt. Dadurch aufgebracht machte er ſich mit den Fimbrianiſchen Soldaten vertraut, und hetzte dieſe Leute wider den Lucullus auf, die ſich durch ſeine ſchmeichleriſchen Reden, dergleichen ſie von vorher gewohnt waren, leicht einnehmen lieſſen, denn ſie waren ehedem auf ſolche Art vom Fimbria gewonnen worden, ihren Conſul Flaccus todtzuſchlagen, und den Fimbria zu ihren Feldherrn zu erwählen. Sie hörten alſo die verführeriſchen Reden des Clodius ſehr gern, und nannten ihn einen Soldatenfreund.

Er gab vor, daß er ihr hartes Schickſal bedauerte, da ſie nach ſo vielen Feldzügen und Beſchwerlichkeiten noch kein Ende ſähen, und ihr Leben in beſtändigen Feldzügen gegen alle Nationen und in unaufhörlichen Herumziehen durch die ganze Welt zubrächten. Dabey bekämen ſie keine hinlängliche Belohnung für ſo ſchwere Kriegsdienſte, ſondern müßten die Wagen und Kameele des Lu=

*) Eben derjenige berüchtigte Clodius, der den Cicero aus der Stadt trieb, und nachher vom Milo umgebracht wurde.

cullus, die mit goldenen und mit Edelſteinen beſetzten Tafelgeſchirren beladen wären, begleiten; da hingegen des Pompejus Soldaten ſchon ruhige Bürger wären, und mit ihren Weibern und Kindern in Städten und in fruchtbaren Gegenden wohnten, ohnerachtet ſie weder den Mithridates und Tigranes in unbewohnte Wüſten getrieben, noch die Königsreſidenzen in Aſien zerſtört, ſondern mit den Vertriebenen in Spanien und den Sklaven in Italien Krieg geführt hätten. Sollen wir denn, ſetzte er hinzu, niemals aufhören im Kriege zu ſeyn? Und ſollten wir alsdenn nicht vielmehr das, was uns noch von unſern Kräften und Leben übrig geblieben iſt, für einen ſolchen Feldherrn, wie Pompejus iſt, aufſparen, welcher es ſich für eine groſſe Ehre achtet, wenn ſeine Soldaten ſich bereichern?

Dieſe Vorſtellungen verführten die Truppen des Lucullus ſo ſehr, daß ſie weder gegen den Tigranes noch gegen den Mithridates zu Felde gehen wollten, welcher letztere aus Armenien wieder in Pontus einfiel, und ſein Reich in kurzer Zeit wieder eroberte. Sie nahmen den Winter zum Vorwande, und blieben in Gordyene ſtehen, wo ſie den Pompejus oder einen andern Feldherrn, der dem Lucullus im Commando nachfolgen würde, erwarteten.

Da inzwiſchen Nachricht einlief, daß Mithridates den Fabius geſchlagen hatte, und auf den Sornatius und Triarius losgienge, ſo ſchämten ſie ſich, und folgten dem Lucullus. Triarius aber, der den Sieg ſchon in Händen zu haben glaubte,

wollte aus Ehrſucht gern eher ſchlagen, als Lucullus, der ſchon ganz nahe ſtand, ſich mit ihm vereinigte, und erlitt eine groſſe Niederlage. Es ſollen in dieſem Treffen über ſiebentauſend Römer geblieben, und darunter hundert und funfzig Hauptleute, und vier und zwanzig Oberſten geweſen ſeyn. Mithridates eroberte auch das römiſche Lager. Wenige Tage darauf kam Lucullus an. Er mußte den Triarius vor der Wuth der Soldaten, die ihn umbringen wollten, heimlich verborgen halten.

Weil Mithridates ſich mit ihm in keine Schlacht einlaſſen, ſondern erſt den Tigranes erwarten wollte, der mit einer zahlreichen Armee ihm zu Hülfe eilte, ſo faßte er den Entſchluß, gegen den Tigranes zu marſchiren, und ihm ein Treffen zu liefern, ehe ſich beyde Könige vereinigten. Allein die Fimbrianer geriethen auf dem Marſche in Aufruhr, lieſen von ihren Compagnien weg, und gaben vor, daß ſie durch das Decret von Rom ihrer Kriegsdienſte erlaſſen wären, und nicht mehr unter dem Commando des Lucullus ſtänden, deſſen Statthalterſchaft ein anderer bekommen hätte. Lucullus ließ dabey kein Mittel ungebraucht, ſo ſehr es auch ſeiner Würde entgegen ſeyn mochte, die Truppen zu beſänftigen. Er bat ſie einzeln, er gieng in den Zeltern mit weinenden Augen und in demüthiger Geſtalt herum, er redete ihnen zu, er drückte ihnen die Hände. Aber ſie ſtieſſen ſeine Hände weg, warfen ihm ihre leeren Beutel vor die Füſſe, und ſagten, er möchte allein mit den Feinden fechten, da er ſich allein mit ihrer Beute zu bereichern wüßte.

Die andern Soldaten brachten es endlich durch

ihr Bitten bey den Fimbrianern dahin, daß ſie verſprachen, noch dieſen Sommer bey dem Dienſte auszuhalten, doch mit der Bedingung, daß, wenn binnen dieſer Zeit keine Schlacht geliefert würde, ſie ihrer Kriegsdienſte entlaſſen ſeyn ſollten. Die Noth zwang den Lucullus, dieſe Bedingung einzugehen, oder dieſes ganze Land den Feinden zu überlaſſen. Er behielt alſo zwar ſeine Truppen beyſammen, aber ohne über ſie eine Gewalt ausüben zu können, und führte ſie auch zu keinem Gefechte mehr, weil er ſchon damit zufrieden war, daß ſie nur beyſammen blieben. Er ließ es alſo zu, daß Tigranes Kappadocien verwüſtete, und Mithridates wieder ganz ſtolz wurde, von dem er doch dem römiſchen Senate gemeldet hatte, daß er gänzlich überwunden wäre.

Es waren deswegen ſchon Abgeordnete von Rom angekommen, welche die Regierung in Pontus einrichten ſollten, als wenn alles ſchon ſicher in der Gewalt der Römer wäre. Wie ſie ankamen, ſo ſahen ſie, daß Lucullus nicht einmal ſeine eigene Obergewalt mehr behaupten konnte, ſondern von den Soldaten verächtlich und ſchimflich behandelt wurde. Die Soldaten giengen in ihrer Frechheit gegen den Feldherrn ſo weit, daß ſie bey Ausgang des Sommers völlig gewafnet mit ausgezogenen Schwerdtern den Feinden eine Schlacht anboten, die doch gar nicht mehr da, ſondern weit entfernt waren; ſie rückten dabey aus dem Lager, und fochten mit groſſem Feldgeſchrey, gleichſam als wenn die Feinde da wären, gegen nichts, und ſchrien zugleich, daß nunmehr ihre Zeit um ſey, die ſie noch dem Lucullus in Kriegsdienſten zu bleiben verſprochen hätten. Pompejus

ſchickte auch ſchon den andern Truppen Befehl zu, zu ihm zu ſtoſſen: denn dieſer war durch die Schmeicheleyen der Demagogen zu Rom und durch die Gunſt des Volks zum Feldherrn wider den Mithridates und Tigranes ernannt worden, obgleich der Senat und die Vornehmſten zu Rom überzeugt waren, daß dem Lucullus Unrecht geſchähe, da man ihm einen Nachfolger ſchickte, der nicht ſowohl den Krieg fortſetzen als den Triumph abholen ſollte, und da Lucullus gezwungen würde, nicht ſowohl die Feldherrnſtelle als die Belohnung derſelben einem andern abzutreten.

Denenjenigen, die in Aſien waren, ſchien dieſe Ungerechtigkeit noch härter zu ſeyn. Denn Lucullus behielt nicht einmal die Macht mehr, ſeine Truppen zu belohnen und zu beſtrafen, und Pompejus verbot ſogar, daß jemand ſich an ihm wenden, oder irgend einer Verordnung Gehorſam leiſten ſollte, die Lucullus mit den zehn römiſchen Abgeordneten gegeben hätte. Er ließ deswegen öffentliche Edicte bekannt machen, und verſchafte ſich durch die groſſe Kriegsmacht, mit der er angekommen war, allenthalben Furcht und Anſehn.

Inzwiſchen wurde doch, nach dem Rathe der beyderſeitigen Freunde, eine Zuſammenkunft der beyden Feldherren veranſtaltet, welche in einem Dorfe in Galatien erfolgte. Sie empfiengen einander mit aller Höflichkeit, und jeder wünſchte zu ſeinen Siegen Glück. Lucullus war der älteſte, aber Pompejus hatte eine höhere Würde, weil er ſchon mehrmalen Feldherr (Imperator) geweſen war, und ſchon zwey Triumphe gehalten hatte. Beyde hatten aber

Lictoren bey ſich, deren Stäbe mit Lorbeerzweigen umwunden waren, weil ſie ſchon beyde Siege gewonnen hatten. Da die Lorbeerzweige an den Stäben der Lictoren des Pompejus, auf dem langen Wege durch trockne und warme Länder, welk geworden waren, ſo gaben ihnen die Lictoren des Lucullus, wie ſie das gewahr wurden, aus Höflichkeit einige von ihren friſchen und grünen Lorbeerzweigen. Die Freunde des Pompejus nahmen dieſes für eine gute Vorbedeutung an, und die Thaten des Lucullus waren es auch wirklich, welche dem Feldzuge des Pompejus die größte Ehre erworben hatten.

Die beyden Feldherren konnten in ihrer Unterredung ſich gar nicht mit einander vergleichen: ſie waren beym Abſchiede gegen einander noch widriger geſinnt, als vorher. Pompejus hob auch alle Verordnungen des Lucullus auf, und ließ ihm von dem ganzen Heere nicht mehr als tauſend ſechshundert Mann zur Begleitung bey ſeinem Triumphe in Rom, wiewohl auch dieſe dem Lucullus nicht einmal gern nach Rom folgten. So ungeſchickt oder ſo unglücklich war Lucullus in demjenigen, was bey einem Feldherrn das vornehmſte iſt. Wenn er bey ſeinen andern ſo vortreflichen Eigenſchaften, bey ſeiner Tapferkeit, Aufmerkſamkeit, Einſicht und Gerechtigkeit auch noch die Liebe der Soldaten ſich eigen zu machen gewußt hätte, ſo würde die Grenze von der Herrſchaft Roms in Aſien nicht der Euphrat, ſondern das Ende dieſes Welttheils und das hyrkaniſche Meer geworden ſeyn, denn die andern Völkerſchaften hatte ſchon Tigranes vorher überwunden und ſeiner Herrſchaft unterworfen, und die Macht der Par-

ther war zu den Zeiten des Lucullus noch nicht ſo groß, als nachher zu den Zeiten des Craſſus, auch war ſie damals noch nicht vereinigt, und durch innerliche Unruhen und Kriege mit den Nachbaren ſo geſchwächt, daß ſie nicht einmal den Gewaltthätigkeiten und Einfällen der Armenier Widerſtand thun konnte. Mich dünkt daher, daß Lucullus durch die Vortheile, die er ſeinem Vaterlande ſtiftete, nachher demſelben, wegen andrer dadurch verurſachten Vorfälle, mehr geſchadet hat. Denn die Trophäen, die er in Armenien in der Nachbarſchaft der Parther, und bey Tigranocerta und Niſibis errichtet hatte, und die vielen Reichthümer, die davon nach Rom kamen, und das königliche Diadem des Tigranes, welches mit im Triumphe aufgeführt wurde, reizten die Begierde des Craſſus nach Aſien, der die Barbaren für nichts weiter als eine ſichere Beute hielt. Aber die Pfeile der Parther lehrten ihn bald das Gegentheil und man ſah ein, daß Lucullus ſeine Siege nicht durch die Ungeſchicklichkeit und Weichlichkeit der Feinde, ſondern durch ſeine eigene Tapferkeit und Klugheit erhalten hatte; wovon ich noch an einem andern Orte mehr anführen werde.

Eben als Lucullus wieder in Rom ankam, wurde ſein Bruder Marcus vom Cajus Memmius wegen einiger Dinge, die er noch als Quäſtor auf Befehl des Sylla gethan, angeklagt, aber für unſchuldig erklärt. Memmius wandte nun ſeinen Zorn dafür auf den Lucullus ſelbſt, und hetzte das Volk auf, daß es ihm keinen Triumph zugeſtehen möchte, weil er bey der Beute viel Unterſchleif gemacht, und den Krieg mit Vorſatz in die Länge gezogen hätte.

Lucullus gerieth dadurch in eine groſſe Verlegenheit, aber die Senatoren und vornehmſten Römer miſchten ſich unter die Zünfte des Volks, und brachten es endlich durch ihr vieles und eifriges Bitten ſo weit, daß ihm noch das Volk den Triumph zugeſtand.

Der Triumph des Lucullus verurſachte nicht, wie einige andre, durch die Länge des Zugs und durch viele Beute bey den Zuſchauern Erſtaunen und Langeweile, aber er ſchmückte die Flaminiſche Rennbahn mit vielen feindlichen Waffen und königlichen Kriegsmaſchinen. Und der Triumphaufzug an ſich ſelbſt war auch nicht geringe. Einige von den gefangenen geharniſchten Reutern und zehn Sichelwagen machten den Anfang des Zugs. Darauf kamen sechszig königliche Hofbediente und Officiere, es folgten hundert und zehn lange Schife mit ehernen Schnäbeln, darauf eine groſſe goldene Statüe des Mithridates, die ſechs Fuß hoch, und einer von ſeinen Schilden, der mit Edelſteinen beſetzt war. Ferner folgten auf zwanzig Tragen allerhand Silbergeſchiere, und auf zwey und dreyßig andern Tragen goldene Becher, Waffen und gemünztes Gold. Hinter den Männern, die dieſes trugen, kamen acht Mauleſel, die mit goldenen Bettſtellen, ſechs und funfzig, die mit ungearbeitetem Silber, und hundert und ſieben, die mit gemünztem Silber, welches beynahe zwey Millionen, ſiebenmalhunderttauſend Drachmen ausmachte, *) beladen waren. Zuletzt wurden die Rechnungen von den Summen

*) Wenn wirklich griechiſche Drachmen und nicht

mit nachgetragen, die ſchon Lucullus dem Pompejus zum Kriege gegen die Seeräuber, und den Renntmeiſtern bey der öffentlichen Schatzkammer ausgezahlt hatte, und die ſchon den Soldaten waren ausgetheilt worden, von denen jeder neunhundert und funfzig Drachmen erhalten hatte. Nach gehaltenem Triumphe gab Lucullus dem römiſchen Volke in der Stadt, und in den an der Stadt liegenden Meyerhöfen, oder ſo genannten vicis, ein herrliches Gaſtmahl.

Er ſchied ſich von ſeiner Gemahlin Clodia, die eine ausſchweifende lüderliche Lebensart führte, und heyrathete die Servilia, die Schweſter des Cato, mit der er aber ebenfalls keine vergnügte Ehe hatte. Denn es fehlte ihr von den Laſtern der Clodia nur eines, nämlich der unerlaubte Umgang mit ihren Brüdern, übrigens war ſie eben ſo lüderlich und laſterhaft als die Clodia. Aus Hochachtung gegen den Cato ertrug er eine Zeitlang ihre ſchlechte Aufführung, endlich aber ließ er ſich auch von ihr ſcheiden.

Der römiſche Senat hatte ſich groſſe Hoffnung auf ihn gemacht, und geglaubt, er würde an ihm einen Mann bekommen, der durch ſeinen Ruhm und ſein groſſes Anſehn der Tyranney des Pompejus das Gegengewicht halten, und die Ariſtokratie vertheidigen würde: aber Lucullus entzog ſich gänzlich allen Staatsgeſchäften, weil er entweder einſah, daß der Staat ſchon zu verderbt und ſchwer wieder zu ver-

Seſtertien darunter zu verſtehen ſind, ſo beträgt die Summe über 300,000 Rthl.

beſſern war, oder weil ſein Ehrgeitz, wie einige behaupten, geſättigt war, und er nach ſo vielen Unruhen und Beſchwerlichkeiten, die eben nicht das glücklichſte Ende genommen hatten, ſich ein ruhiges und angenehmes Leben erwählte.

Einige loben dieſe groſſe Veränderung, und bemerken dabey zu ſeinem Ruhme, daß er ſich nicht den Vorwurf des Marius zugezogen, welcher nach ſeinen cimbriſchen Siegen und andern groſſen und ſchönen Thaten nicht mit der erlangten Ehre ſich begnügen, und für andre ein nachahmungswürdiges Beyſpiel bleiben wollte, ſondern aus unerſättlicher Ehrbegierde und Herrſchſucht in ſeinem Alter ſich mit jungen Männern in Streit und Wetteifer einließ, und dabey ſchreckliche Dinge that, und noch ſchrecklichere Schickſale leiden mußte. Auch Cicero und Scipio, ſagen ſie, hätten ein glücklicheres Alter gehabt, wenn jener nach der geſtillten catilinariſchen Empörung, und dieſer nach der Zerſtörung von Carthago und Numantia, ſich zur Ruhe begeben hätten. Denn auch der politiſche Periodus habe ſein Ziel, und ein Staatsmann verliere zu ſeiner Zeit eben ſo gut die Kräfte und Stärke der Jugend wie ein Fechter auf dem Kampfplatze. — Craſſus und Pompejus hingegen ſpotteten über den Lucullus, daß er ſich einer ſo vergnügten und üppigen Lebensart überließ, als wenn ſich die weichliche Ruhe für alte Männer noch weniger ſchicke, als Staatsgeſchäfte und Feldzüge.

Das Leben des Lucullus iſt einer alten Comödie ziemlich ähnlich. Man lieſt darinnen anfänglich Haupt- und Staatsactionen und Feldzüge, darauf

kommen endlich Trinkgelage, Schmauſereyen, Fackeltänze und allerhand Poſſenſpiele und Feſtivitäten. Zu den letztern rechne ich die koſtbaren Gebäude, bedeckten Gänge, Badezimmer, ingleichen die herrlichen Gemählde und Statüen, und andre prächtige Werke der Kunſt, auf die Lucullus groſſe Koſten, mit Verſchwendung ſeines in den Feldzügen erworbenen unermeßlichen Reichthums, verwendete. Daher werden auch noch jetzt, da die Pracht viel höher geſtiegen iſt, die luculliſchen Gärten für die prächtigſten unter allen kaiſerlichen Gärten gehalten.

Eben ſo koſtbar waren die Werke, die er am Ufer des Meers und bey Neapel anlegen ließ. Er ließ Berge durchhauen, und Kanäle, in welchen Fiſchhalter waren, aus dem Meere um ſeine Häuſer herumführen, und auf dem Meere ſelbſt Luſthäuſer bauen. Der Stoiker Tubero ſagte daher, da er dieſe Werke beſahe, das ſey Xerxes im römiſchen Rocke.*) Um Tuſculum herum hatte Lucullus vortrefliche Sommerhäuſer, bey denen Warten, mit den ſchönſten Ausſichten, prächtige ofne Säle und bedeckte Gänge angelegt waren. Als Pompejus ihm einmal auf dieſen Sommerhäuſern beſuchte, ſo tadelte er daran, daß ſie zwar für den Sommer recht ſchön eingerichtet wären, aber im Winter nicht bewohnt werden könnten. Lucullus gab ihm mit Lachen zur Antwort: Hälſt du mich denn für unverſtändiger als die Kraniche und Störche, daß ich nicht nach den Jahrszeiten meine Wohnung verändern könnte.

*) Eine Anſpielung darauf, daß Xerxes den Berg Athos durchhauen ließ. Vergl. Vellej. Paterc. Libr. II. cap. 33.

Es bat ihn einſtmals ein Prätor, der ein Schauſpiel wollte aufführen laſſen, daß er ihm dazu die Purpurröcke leihen möchte. Lucullus verſprach ihm, nachſehen zu laſſen, ob er welche hätte, und ſie ihm alsdenn gern zu leihen. Den Tag darauf fragte er den Prätor, wie viel er brauche? dieſer antwortete, daß hundert hinreichend ſeyn würden, darauf ließ er ihm zweymal ſo viel zuſenden. Der Dichter Horaz, der eben dieſes anführt, ſetzt hinzu, daß derjenige nicht reich ſey, der nicht mehr habe als er wiſſe. *)

Lucullus zeigte auch durch täglich angeſtellte Gaſtereyen, durch ſeine herrlichen Purpurdecken, goldenen mit Edelſteinen beſetzten Becher, Tänze uud Luſtſpiele, und durch die vielen und koſtbar zugerichteten Speiſen und Delicateſſen eine Eitelkeit, die denenjenigen oft eigen iſt, welche auf einmal reich werden. Er erwarb ſich dadurch nur die Bewunderung des gemeine Volks. Daher rühmte man den Pompejus, dem der Arzt in einer Krankheit eine Droſſel zu eſſen verordnete, und der auf die Nachricht ſeiner Bedienten, daß man jetzo im Sommer nirgendswo eine Droſſel kriegen könnte, als beym Lucullus, der ſie mäſten lieſſe, ſie nicht wollte vom Lucullus holen laſſen, und zu ſeinem Arzte ſagte: Alſo ſollte Pompejus nicht leben, wenn Lucullus nicht ſchwelgte? und Befehl gab, ihm etwas zu verordnen, das leichter zu bekommen wäre.

Obgleich Cato ein Freund und Schwager des Lucullus war, ſo mißbilligte er doch die üppige Lebensart deſſelben ſo ſehr, daß er einmal im Senate

zu

*) Horat. Epiſtol. Libr. I. ep. 6. verſ. 40. ſequ.

zu einem jungen Manne, der zur Unzeit eine weitläuftige unangenehme Rede von der Sparſamkeit und Mäßigkeit hielt, ganz mißvergnügt ſagte: Willſt du denn nicht einmal aufhören, du, der du ſo reich wie Craſſus biſt, ſo lebſt wie Lucullus, und ſo ſprichſt wie Cato? Nach einigen hat dieſes nicht Cato ſelbſt, ſondern ein andrer geſagt.

Lucullus fand an ſeiner ſo ſchwelgeriſchen Lebensart nicht allein Vergnügen, ſondern machte ſich auch eine Ehre daraus, wie einige von ihm bekannte Ausdrücke beweiſen. Er tractirte einſtmals einige Griechen, die nach Rom gekommen waren, viele Tage hintereinander. Sie ſchämten ſich endlich, als ächte Griechen, über den groſſen Aufwand, und verbaten ſich die neue Einladung, weil ſie täglich zu viele Koſten verurſachten. Lucullus aber antwortete ihnen lächelnd: Meine lieben Griechen, etwas geſchieht zwar auch eurentwegen, aber das meiſte des Lucullus wegen.

Als er einſtmals allein für ſich ſpeiſte, und nur eine Tafel und eine mäßige Koſt zubereitet war, wurde er darüber böſe, und ſetzte den Diener, der die Tafel zu beſorgen hatte, zur Rede. Dieſer vertheidigte ſich damit, daß er nicht geglaubt hätte, Lucullus wollte heute koſtbar ſpeiſen, weil niemand zu Gaſte gebeten wäre. Aber er bekam zur Antwort: Wußteſt du denn nicht, daß heute Lucullus beym Lucullus ſpeiſet? Es wurde darüber ſehr viel von ihm in Rom geſprochen.

Als er einſtmals ohne Geſchäfte auf dem Markte herumſpazierte, kamen Cicero und Pompejus zu ihm, von welchen der erſtere ſein vertrauter Freund

war: gegen den Pompejus hatte er zwar noch wegen der aſiatiſchen Händel einen Groll, aber er unterhielt doch mit ihm einen öftern ſehr höflichen Umgang. Cicero fragte ihn gleich nach der Begrüſſung, ob es erlaubt ſey, ihm etwas zu ſagen? Lucullus antwortete, daß er es mit Vergnügen hören würde. Wir wollen, ſagte Cicero, beyde heute bey dir ſpeiſen, aber auf keine andre Art, als wie du ſelbſt für dich allein zu ſpeiſen pflegſt. So ſehr Lucullus auch bat, es auf den folgenden Tag zu verſchieben, wollten es Cicero und Pompejus doch nicht zulaſſen, und wollten auch nicht zugeben, daß er mit jemanden von ſeinen Sklaven ſpräche, damit er keine andre Gerichte als ſeine gewöhnlichen beſtellen möchte. Das einzige erlaubten ſie ihm, daß er zu einem ſeiner Sklaven in ihrer Gegenwart ſagen durfte, er wolle heute im Apollo ſpeiſen, welchen Namen er einem ſeiner koſtbarſten Tafelzimmer gegeben hatte. Mit dieſer Liſt hintergieng er ſeine Gäſte. Denn für jedes Tafelzimmer hatte er beſonders beſtimmt, wie viel die Mahlzeit darinnen koſten, wie viele Gerichte aufgetragen, und was für Tiſchgeſchirre und Zubereitungen darinnen ſeyn ſollten. Daher wußten ſeine Sklaven allemal, wenn ſie hörten, wo er ſpeiſen wollte, wie koſtbar die Mahlzeit, und von welcher Art die Pracht und das Tiſchzeug ſeyn ſollte. Wenn er im Apollo ſpeißte, ſo hatte er funfzigtauſend Drachmen *) auf die Mahlzeit gerechnet. So wurde die Mahlzeit für den Cicero und Pompejus zubereitet, welche beyde über den ungeheuren Aufwand und die geſchwinde Zubereitung in Erſtaunung

*) 6250 Rthlr.

geriethen. — Zu ſolchem Gebrauche nutzte er ſeinen Reichthum auf eine übermüthige Art, wie eine im Kriege gewonnene Beute, die es auch wirklich war.

Die Koſten, welche er auf Anſchaffung vieler Bücher verwandte, verdienen mehr Lob und Erwähnung. Er kaufte eine Menge Bücher zuſammen, die ſehr ſchön geſchrieben waren, und der Gebrauch, den er davon machte, gereichte ihm noch mehr zur Ehre als der Beſitz. Seine Bibliotheken ſtanden jedermann offen, und in den dabey befindlichen Sälen und Gängen fanden ſich beſtändig viele Griechen ein, die dort, wie in einer Herberge der Muſen, ganze Tage zubrachten, und ſich da von ihren andern Geſchäften erholten. Oefters unterhielt ſich auch Lucullus ſelbſt mit den gelehrten Männern in den bedeckten Gängen, und ſtand ihnen auch, wenn ſie es nöthig hatten, in ihren politiſchen Angelegenheiten bey. Ueberhaupt war ſein Haus eine freye Herberge für alle Griechen, die nach Rom kamen, und gleichſam ein griechiſches Prytaneum

Er ſtudirte die Grundſätze aller philoſophiſchen Secten, und war keiner abgeneigt, aber der akademiſchen Secte war er doch beſonders vom Anfange an ergeben, nicht der ſo genannten neuen akademiſchen Secte, ob ſie gleich damals durch die Schriften des Karneades, wegen des Philo, der ſie erklärte, in groſſem Anſehn ſtand, ſondern der alten akademiſchen Secte, die damals einen ſehr geſchickten Redner, Antiochus von Aſkalon, zu ihrem Lehrmeiſter hatte. Lucullus ſuchte die Freundſchaft dieſes Mannes mit allem Eifer, nahm ihn auch in ſein Haus, und ſtellte ihn den Schülern des Philo

entgegen, zu denen auch Cicero gehörte, der über dieſe Secte ein ſchönes Buch ſchrieb, welchem er den Namen Lucullus gab, *) worinnen die Meynungen der alten und neuen akademiſchen Secte von der menſchlichen Erkenntniß abgehandelt wird. Cicero und Lucullus waren, wie ſchon erwähnt worden, ſehr gute Freunde, und hielten auch in Abſicht des Staatsſyſtems einerley Parthey.

Lucullus entzog ſich nicht gänzlich aller Theilnehmung an den Staatsgeſchäften, ſondern überließ nur den Wettſtreit um das größte Anſehn und die mehrſte Macht im Staate, womit Gefahren und viele Verdrüßlichkeiten verbunden waren, dem Craſſus und Cato. Dieſe wurden von der Parthey, die ſich vor der Macht des Pompejus fürchtete, zu Anführern im Senate gemacht, welche Ehre Lucullus nicht hatte annehmen wollen. Er erſchien noch vor den öffentlichen Gerichten, wenn er ſeinen Freunden Beyſtand leiſten konnte, und im Senate, wenn eine ehrgeizige Abſicht des Pompejus hintertrieben werden ſollte. Er war mit Urſache davon, daß die Verordnungen, welche Pompejus in Aſien, nachdem er die Könige überwunden, gegeben hatte, wieder aufgehoben wurden, auch verhinderte er mit Hülfe des Cato, daß Pompejus die Summe Geldes, die er für ſeine Truppen beſtimmt hatte, austheilen konnte.

Daher nahm Pompejus ſeine Zuflucht zum Cä-

*) Es iſt das vierte Buch der Quaeſtionum Academicarum, und der Anfang davon iſt eine Lobrede auf den Lucullus, die mit der Biographie des Plutarchs verglichen werden kann.

ſar und Craſſus, mit welchen er eine genaue Freundſchaft oder vielmehr Verſchwörung errichtete. Er erfüllte die Stadt Rom mit gewafneten Leuten und Soldaten, und verſchafte ſich mit Gewalt die Beſtätigung ſeiner Verordnungen, bey welcher Gelegenheit Cato und Lucullus vom Markte weggejagt wurden. Da die Beſtgeſinneten darüber ihren groſſen Unwillen bezeigten, ſo brachten die Pompejaner einen gewiſſen Vectius geſchleppt, von dem ſie vorgaben, er habe dem Pompejus umbringen wollen. Dieſer Menſch gab im Senate einige Perſonen an, die ihn dazu angeſtiftet hätten, in der Verſammlung des Volks aber nannte er hernach den Lucullus, als denjenigen, der ihn angeſtiftet hätte, dem Pompejus umzubringen. Aber niemand würdigte ſein Vorgeben irgend einer Aufmerkſamkeit, und man ſahe leicht ein, daß ihm die Pompejaner dieſe arge Läſterung eingegeben hätten. Wenige Tage darauf wurde die Sache noch deutlicher, da man dieſen Menſchen vor dem Gefängniſſe todt liegen fand. Man gab vor, er habe ſich ſelbſt umgebracht, aber er hatte ſolche Zeichen an ſeinem Leibe, woraus man ſchlieſſen konnte, daß er ſelbſt von denenjenigen, die ihn zu ihrem Werkzeuge gebraucht hatten, war erwürgt worden.

Dieſer Vorfall bewog den Lucullus noch mehr, ſich von den Staatsangelegenheiten zu entfernen, und als nachher Cicero aus der Stadt getrieben, und Cato nach Cypern geſchickt wurde, ſo entzog er ſich ihnen gänzlich. Er ſoll noch vor ſeinem Tode nach und nach Mangel an ſeinem Verſtande erlitten haben. Cornelius Nepos er=

zehlt, daß Lucullus nicht aus Alter, noch an einer Krankheit, ſondern von einem Tranke geſtorben ſey, den ihm ſein Freygelaſſener, Kalliſthenes, beygebracht hätte, um ſich ſeine Liebe noch eigener zu machen, und der dieſe widrige Wirkung gehabt habe. *) Er ſey nach und nach ſo blödſinnig geworden, daß, noch bey ſeinem Leben, ſein Bruder das Vermögen verwaltet habe.

Das römiſche Volk nahm an dem Tode des Lucullus eben ſo groſſen Antheil, als wenn er im höchſten Glanze ſeiner Feldzüge und ſeiner Staatsgeſchäfte geſtorben wäre. Es lief bey ſeinem Begräbniſſe zuſammen, und wollte mit Gewalt, da Jünglinge von dem vornehmſten Stande ſeinen Körper auf den Markt trugen, daß er auf dem Marsfelde, wo Sylla lag, begraben werden ſollte. Da ſich dieſes niemand vermuthet hatte, und die Zubereitungen dazu nicht ſo leicht konnten gemacht werden, ſo erlangte es endlich der Bruder des Lucullus nur durch vieles Bitten beym Volke, daß der Körper nach dem tuſculaniſchen Landgute gebracht, und dort, wo ſchon alle Anſtalten dazu gemacht waren, konnte begraben werden. Der Bruder des Lucullus, der ihn ſehr zärtlich liebte, überlebte ihn nicht lange, ſondern folgte ihm, wie an Alter und Ehre, alſo auch bald im Tode nach.

*) Vergl. Plin. Hiſt. Nat. Libr. XXV. cap. 3.

Vergleichung des Cimons mit dem Lucullus.

Am meiſten kann wohl Lucullus wegen ſeines Todes glücklich geprieſen werden, da er noch vor der groſſen Staatsveränderung, welche das Schickſal ſchon durch die bürgerlichen Kriege vorbereitet hatte, und in einem zwar ſchon von vielen Uebeln angegriffenen, aber noch freyem Vaterlande ſtarb. Und dieſes hat er auch unter allen am meiſten mit dem Cimon gemein, der ebenfalls noch vor dem Ausbruche der griechiſchen Unruhen, zur Zeit des Wohlſtandes von Griechenland, ſtarb. Aber Cimon ſtarb im Lager als Feldherr, und hatte nicht aus Trägheit den Kriegsdienſten entſagt, noch auch Schmauſen und Wohlleben zur Belohnung ſeiner kriegeriſchen Verdienſte und Siege geſucht, wie etwa Orpheus, über welchen Plato ſpottete, *) behauptet, daß diejenigen, die hier gut gelebet haben, zur Belohnung, nach ihrem Tode, in einer ewigen Trunkenheit leben. Eine ſtille Muße und Beſchäftigung mit den Wiſ-

*) Weil in den Schriften des Plato keine ſolche Stelle von einem Orpheus vorkommt, ſondern eine ähnliche vom Muſäus, im zweyten Buche von der Republik, ſo haben Dacier und andere verſchiedene Erklärungen darüber gemacht. Das natürlichſte iſt, daß ſich hier Plutarch, der aus dem Gedächtniſſe citirt, im Namen geirrt, und für Muſäus Orpheus geſetzt habe, dergleichen Irrungen auch beym Plutarch zuweilen vorkommen.

ſenſchaften, die Stoff zu den angenehmſten Betrach- tungen geben, iſt allerdings für einen alten Mann, der ſich den Kriegsdienſten und Staatsgeſchäften ent- zogen, die anſtändigſte Ergötzung. Aber die Wolluſt zum höchſten Endzwecke rühmlicher Thaten machen, und nach ſiegreichen Feldzügen die übrige Zeit des Lebens der Venus, den Ergötzlichkeiten und der Schwelgerey widmen, iſt keine würdige Lebensart für einen Schüler der ſo gerühmten akademiſchen Secte und Nachahmer des Xenokrates, ſondern für einen der Secte des Epikurs ergebenen Mann. Man muß ſich darüber um ſo mehr wundern, da auf eine contraſtirende Weiſe Cimon in ſeiner Jugend tadel- haft und ausſchweifend, und Lucullus wohlgeſittet und mäßig lebte. Derjenige war alſo der beſſere, der ſich zu ſeinem Vortheile veränderte, denn es zeigt einen guten Charakter an, wenn die ſchlechtern Ei- genſchaften mit dem Alter ſchwächer, und die guten ſtärker werden.

Cimon und Lucullus waren beyde reich, aber ſie gebrauchten den Reichthum nicht auf gleiche Art. Denn es wäre unſchicklich, die mittägige Mauer von Athen, welche Cimon von dem Gelde, was er aus dem Kriege mitgebracht hatte, erbauete, mit den Pallåſten und Luſthäuſern, die Lucullus von der bar- bariſchen Beute aufführte, oder die Tafel des Ci- mons, die er mit freygebiger Menſchenliebe für je- dermann decken ließ, mit der koſtbaren und nur für einen aſiatiſchen Satrapen ſchicklichen Tafel des Lu- cullus zu vergleichen. An der Tafel des Cimons wurden mit geringen Koſten täglich viele Menſchen genährt, die Tafel des Lucullus wurde für wenige

Schwelger mit groſſen Koſten zubereitet. Wiewohl auch hier die Zeitumſtände den Unterſchied können gemacht haben. Denn wer weiß, ob nicht auch Cimon, wenn er nach vielen Feldzügen und Geſchäften, zu einem ruhigen und geſchäftloſen Alter gekommen wäre, ſich würde einer üppigen und wollüſtigen Lebensart ergeben haben? Denn er war ein Liebhaber vom Trunke und groſſen Geſellſchaften, und wurde, wie wir in ſeinem Leben bemerkt haben, einer ſtarken Neigung gegen das Frauenzimmer beſchuldigt. Allein ein glücklicher Erfolg im Kriege und in Staatsgeſchäften hat für ehrgeizige Genien und Staatsmänner ſeine beſondern Reize, wodurch ſie von niedern Leidenſchaften abgehalten werden, und nicht daran gedenken. Wenn alſo Lucullus im Kriege als Feldherr geſtorben wäre, ſo würde auch der ſtrengſte und tadelſüchtigſte Richter keine Beſchuldigung wider ihn finden. — So viel von ihrer Lebensart. —

Was ihre kriegeriſchen Geſchäfte betrift, ſo haben unleugbar beyde Feldherren zu Waſſer und zu Lande ſich groſſen Ruhm erworben. Da aber Cimon, gleichſam wie die Fechter, die an einem Tage im Ringen, und in den andern Kampfſpielen den Preis erhalten, und ſonderbare Sieger *) pflegen

*) ἐϑει τινι παραδοξονικας καλεσιν. Dieſe Leſeart, welche ſich in einigen Mſct. gefunden, hat Reiske in den Text aufgenommen. Die gemeine Leſeart ἐϑει τινι παραδοξω νικας, giebt keinen rechten Sinn, der dem Sprachgebrauche angemeſſen wäre, und wird auch durch keine Stelle eines Schriftſtellers beſtätigt. Dacier

genannt zu werden, durch ein Seetreffen und eine Schlacht zu Lande an einem Tage, Griechenland mit einem doppelten Siegeskranze ſchmückte, ſo hat er billig im kriegeriſchen Ruhme einen gewiſſen Vorzug vor dem Lucullus. Und Lucullus erhielt von ſeinem Vaterlande, Cimon aber gab ſeinem Vaterlande die Obergewalt im Kriege. Rom hatte ſchon die Herrſchaft über die Bundesgenoſſen, und Lucullus erwarb die über die Feinde noch dazu. Athen ſtand unter der Aufſicht der Bundesgenoſſen, und Cimon erwarb der Stadt die Oberherrſchaft über die Bundesgenoſſen und über die Feinde dazu. Denn er zwang die Perſer, nach ſeinen Siegen, ſich ganz aus dem Meere zu entfernen, und brachte die Lacedämonier dahin, die Oberaufſicht im Kriege den Athenienſern zu überlaſſen.

In Abſicht deſſen, was man für das vornehmſte bey einem Feldherrn achtet, ſich Gehorſam und Liebe zu erwerben, ſo wurde Lucullus von ſeinen Soldaten verachtet, und Cimon ſogar von den Bundesgenoſſen verehrt. Jenen verlieſſen ſeine eigene Soldaten: zu dieſem kamen noch fremde hinzu. Jener war mit einer Armee aus Rom marſchirt, und kam ohne ſie wieder zurück. Dieſer aber kam mit denenjenigen, mit welchen er abgeſchickt war, um unter fremden Befehlen zu ſtehen, wieder zurück, und gab nun ſelbſt den andern Fremden Befehle, nachdem er drey der ſchwerſten Dinge zu Stande gebracht hatte, den Frieden mit den Feinden, die Ober-

ſchlägt vor, περιοδονίκας zu leſen, welches aber nicht Beyfall verdient.

herrſchaft über die Bundesgenoſſen, und die Freundſchaft mit den Lacedämoniern.

Beyde Feldherren hatten den Endzweck, groſſe Reiche zu zerſtören, und ganz Aſien ſich zu unterwerfen; aber beyde erreichten ihren Endzweck nicht. Cimon wurde bloß durch das Schickſal davon abgehalten, denn er ſtarb als Feldherr und als Sieger. Den Lucullus aber kann man nicht wohl von aller eigenen Schuld dabey frey ſprechen, er mag nun die Beſchwerden und unruhigen Bewegungen ſeiner Truppen, die nachher einen ſo großen Haß auf ihn warfen, entweder nicht gewußt oder nicht geſtillt haben.

Vielleicht hat auch hierinnen Cimon mit dem Lucullus etwas gemein. Denn er wurde auch von ſeinen Mitbürgern vor Gerichte angeklagt, und endlich durch den Oſtracismus aus Athen verwieſen, damit die Athenienſer, wie Plato ſagt, zehn Jahre lang ſeine Stimme nicht hören möchten. Denn die ariſtokratiſch geſinnten Genien können ſich ſelten durch etwas Beyfall bey dem gemeinen Volke erwerben und ihnen gefällig werden, und müſſen öfters gewaltſame Mittel brauchen, um den verkehrten Sinn deſſelben wieder zurechte zu bringen, ſo wie die Aerzte, wenn ſie verrenkte Glieder wieder einrenken, und ſtrenge Binden anlegen. — Vielleicht können alſo beyde Feldherren in dieſem Puncte entſchuldigt werden.

Lucullus eroberte in Aſien viel weiter herein als Cimon. Er war der erſte, der mit einer römiſchen Armee über den Taurus gieng, und den Tigris paſſirte. Er zerſtörte die Reſidenzen der aſiatiſchen Könige vor ihren Augen. Er eroberte und verheerte

Tigranocerta, Kabira, Sinope und Niſibis. Er unterwarf der römiſchen Herrſchaft die Länder bis nach Phaſis gegen Mitternacht zu, bis nach Meden gegen Morgen zu, und gegen Mittag zu durch die Ergebenheit der arabiſchen Könige, bis an das rothe Meer. Er vernichtete die Kriegsmacht der aſiatiſchen Könige, und es fehlte ihm nichts, als daß er ſich auch ihrer Perſonen bemächtigte, die wie wilde Thiere in Wüſteneyen und unwegſame Wälder flüchteten. Ein groſſer Beweis von dem Vorzuge, den Lucullus hierinnen vor dem Cimon hatte, ſind nachfolgende Begebenheiten. Die Perſer ſtellten ſich bald wieder den Griechen entgegen, als wenn ſie keinen groſſen Verluſt durch den Cimon erlitten hätten, und ſchlugen auch ein beträchtliches griechiſches Heer in Aegypten. Gegen den Tigranes und Mithridates aber war nach den Siegen des Lucullus nicht viel wichtiges mehr zu thun. Der eine war ſchon ſo ſchwach und durch die vorigen Schlachten entkräftet, daß er ſich nicht ein einzigmal getraute aus ſeinem Lager dem Pompejus ins Geſicht zu rücken, ſondern nach dem Bosphorus entfloh und dort ſtarb. Und Tigranes warf ſich bloß und unbewafnet vor dem Pompejus nieder, und legte ſein königliches Diadem ihm zu Füſſen, eine Schmeicheley gegen den Pompejus, die er mit etwas machte, das ihm nicht mehr gehörte, denn Lucullus hatte ſchon ſein Diadem bekommen, und mit im Triumphe zu Rom aufgeführt. Er übernahm auch die Zeichen der königlichen Würde vom Pompejus wieder mit ſolchem Danke an, wie einer, der ſie vorher verloren hatte. Derjenige iſt ein gröſſerer Feldherr, ſo wie ein gröſſerer Fechter,

der ſeinen Gegner demjenigen, der nach ihm ſicht, viel ſchwächer überläßt.

Ferner hatte es auch Cimon mit der ſchon geſchwächten Macht der Perſer zu thun, welche ihren Muth verloren hatten, und ſchon in groſſen Schlachten vom Themiſtokles, Pauſanias, Leotychidas waren geſchlagen worden, und er konnte alſo leicht die Körper derjenigen überwinden, deren Seelen ſchon alle Munterkeit verloren hatten, und niedergeſchlagen waren. Lucullus aber fochte gegen den Tigranes, der ſchon viele Siege gewonnen und groſſen Muth hatte. Hingegen kann auch die Anzahl der Feinde, die ſich dem Lucullus entgegen ſtellten, nicht mit der Menge von Feinden verglichen werden, die Cimon beſiegte. — Wenn man daher alles zuſammenrechnet, wird es ſchwer ſeyn, einem von den beyden Feldherren einen entſcheidenden Vorzug zu geben. Zumal da auch die Götter beyden günſtig waren, und dem einen, was er für glückliche Thaten verrichten, dem andern, für was er ſich in Acht nehmen ſollte, andeuteten. So erklärte ſie ſelbſt das Urtheil der Götter für tugendhafte und vortrefliche Männer.

Ende des vierten Theils.

Wien,
gedruckt bey B. Ph. Bauer.

BOUND BY